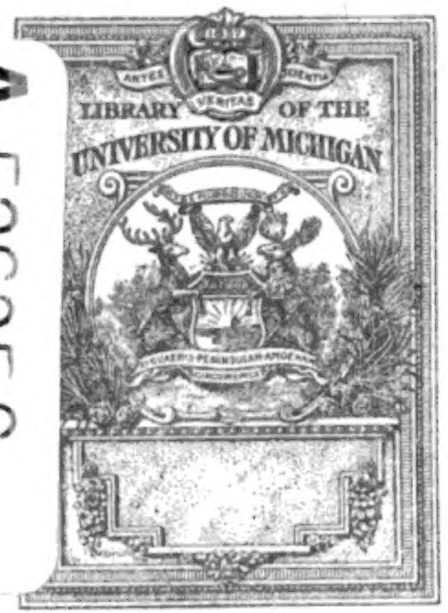
Digitized by Google



A 5263356

FROM THE LIBRARY OF

Professor Karl Heinrich Rau

OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE

UNIVERSITY OF MICHIGAN

BY

Mr. Philo Parsons

OF DETROIT

1871

Digitized by Google

149

S
7
.A67

Digitized by Google

Digitized by Google

11348

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Archiv

der

Teutschen Landwirthschaft.

In Verbindung

mit mehrern praktischen Landwirthen

herausgegeben

von

Friedrich Pohl,

Oekonomie-Inspektor, der königl. Sächs. Leipziger ökonomischen Societät Ehrenmitglied, der herzogl. Sächs. Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena auswärtiges ordentliches Mitglied, der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle auswärtiges vortragendes Mitglied, der herzogl. Mecklenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Rostock Ehrenmitglied, der Thüringer Gesellschaft praktischer Landwirthe, der Altenburgischen botanischen Gesellschaft, wie auch einiger andern landwirthschaftlichen und naturhistorischen Verbindungen wirkliches und Ehrenmitglied und Korrespondent ꝛc.

Nebst einer ökonomischen Zeitung.

1811.

Fünfter Band.

Januar bis Juni 1811.

5.

Leipzig,

bei Mitzky und Compagnie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abhandlungen.

I.

Herr Fellenberg und seine Wirthschaftsart.

Von

Herrn von A.... *).

Auch ich war im vergangenen Sommer in der Schweiz und Hofwyl, das eigenthümliche Landgut des Herrn Fellenberg, war mein interessantester Zielpunkt. Schon bei dem Eintritte in die Schweiz fand ich, daß Hofwyl das Tagegespräch war. In allen Gesellschaften, an Wirthstafeln hörte und in Journalen las man bald harten Tadel, bald übertriebene Lobsprüche von dem Fellenbergischen Institut in Hofwyl. Aufforderung genug, um mein Vorhaben, mit eigenen Augen zu sehen, bald auszuführen. Ich traf den 11. Juli vorigen Jahrs in Hofwyl ein.

*) Der Herr Verf. ist ein sehr achtungswürdiger Gutsbesitzer und Landwirth. Pohl.

Leicht erkannte ich die Hofwylsche Gränze. Eine Allee von Kirschbäumen empfing mich, auf einer Seite derselben reifte herrliches Sommerkorn, auf der andern standen Wurzelgewächse, z. B. Kartoffeln, Bohnen, auch Erbsen und andere Gemüse, deren freudiges Ansehen von vortrefflicher Pflege zeugte. Dieser Anblick that meinem Herzen wohl.

Hofwyl selbst liegt schön und bequem für Feldbau und Industrie, wiewohl der Boden als Feld betrachtet sehr mittelmäßig genannt werden kann. Das Wohnhaus des Eigenthümers und die Wirthschaftsgebäude stehen auf einem Hügel, der fast in der Mitte des Hofwyler Gebietes sich erhebt; dieses Gebiet liegt isolirt, fest und sicher abgegränzt und von fremden Besitzungen unzerstückelt, so daß der Eigenthümer ganz Herr über seinen Boden ist. Das Haus oder Schloß befindet sich mitten in dem Garten, dieser besteht aus einem Bosquet, einem botanischen oder vielmehr ökonomischen Garten und einem Lustgarten. Im Bosquet ist ein Pavillon oder vielmehr ein mit Bretern bedeckter Platz, wo breterne Bänke stehen. Hier werden die Vorlesungen über Landwirthschaft, Physik ꝛc. gehalten. Ringsum in dem Bosquet präsentiren sich herrliche Aussichten auf die hohen Alpenketten, die Gebirge des Jura, das Schloß und Dorf Buchsee u. s. w.

Fellen-

Fellenberg war noch sehr beschäftigt und schickte seinen Freund Hrn. Colomb mir entgegen. Dieser führte mich in eine Niederlage, um mir die hier gewöhnlichen Instrumente zu zeigen. Sie waren:

1) Der Pflug, den man gemeinhin den Aargauischen nennt, da man ihn im ganzen Kanton Bern und fast in der ganzen Schweiz bei der ersten Bestellungsarbeit gebraucht. Er stürzt den Boden um und bringt die Wurzeln und das Unterste an die Sonne; man stürzt mit ihm den Klee, die Getreidestoppeln ꝛc. Er ist so gebaut, daß man die Erde auf welche Seite man will, werfen kann, und unterscheidet sich vom Sächsischen Pfluge durch das bewegliche Streichbret, das man nach Gefallen rechts oder links anbringen kann, welches das in der Schweiz gewöhnliche flache Ackern erleichtert. Bei dem allen ist der Pflug sehr schwer, und Fellenberg hat versprochen, ihn zu verbessern.

2) Der alte Exstirpator, ein Instrument, das mehrere Furchen auf einmal macht. Nach Maßgabe seiner Größe und der Arbeit die man mit ihm machen will, führt er 7 — 13 Schaare, die so gestellt sind, daß eines der vordern genau zwischen zwei der hintern steht, daher die ungleiche Zahl der Schaare, oder Füße, wie Fellenberg sie nennt. Mit vielem Vortheile bedient man sich dieses Instruments, um aufzurühren, und besonders um zu

jäten

jäten und den Boden klar zu machen; es hat den Vorzug, wenig Kraft zu erfordern, die Arbeit zu beschleunigen und besser zu machen.

3) Der verbesserte Exstirpator *) dient wie der vorhergehende, ist aber einfacher und wohlfeiler. Der Unterschied vom vorigen besteht darin, daß er hölzerne Schaare hat, die wegen ihrer Stellung in einen spitzigen Winkel von 30° mit der Horizontallinie viel mehr befestigt sind, als bei dem alten Exstirpator mit eisernen Füßen.

4) Die zusammengesetzte Pferdehacke. Mit ihr reinigt man den Zwischenraum zwischen den Pflanzen, die in Reihen stehen, behäufelt sie ꝛc. Dieses Instrument hat die Gestalt unsers Pflugs, allein

*) Dieser verbesserte Exstirpator verdient unsere Aufmerksamkeit. Seine Anwendbarkeit scheint mir viel größer zu seyn, als die des ältern. Der Herr Verf. hat uns ein großes Modell davon mitgebracht, und ist so uneigennützig, daß er uns davon freien Gebrauch verstattet. Eben wird jetzt nach dem Modell ein Exstirpator ins Große gebaut, um im Frühjahre davon Gebrauch zu machen. Eine treue Abbildung nebst nöthigem Bericht werde ich dann im Archive geben. Auch verstattet mir die Güte des Hrn. Verf., daß ich für meine Kollegen Modelle und vollständig darnach bauen lasse. Pohl.

Digitized by Google

allein es kann verschiedentlich verändert werden, je nachdem man andre Instrumente daran anbringt. Z. B. um den Raum zwischen Pflanzenreihen zu jäten, bringt man ein horizontales Messer an, hinter dem eine eiserne Ege steht; um diesen Raum zu lockern, macht man die 5schaarige Jätemaschine daraus; um Kartoffeln zu behäufeln, erhält es die Gestalt des Pflugs. Alle diese Arbeit macht man mit einem Pferde.

5) Der Furchenzieher *), ein Instrument mit mehrern Schaaren in einer Reihe neben einander, das man vor dem Säen braucht. Es zieht die Furchen, in die der Same fällt, und deckt sie vermöge der angebrachten Ege, gibt dem besäeten Felde ein gutes Ansehen, und erspart Samen, denn man braucht nicht so dicht zu säen, da man weiß, daß der Same vollkommen bedeckt wird.

6) Die Ege ist wie in Sachsen.

7) Der Smal'sche Pflug, bekannt wegen seiner Vorzüge unter allen Oekonomen.

8) Walzen von 1 — 3 Fuß Dicke.

9) Verschiedene Säemaschinen, z. B. die für Korn, die für Bohnen, für Klee, Rüben.

Ihre

*) Hat viele Aehnlichkeit mit dem Thaerschen Marquer, von dem ich schon im vorigen Jahrgange zu sprechen Gelegenheit genommen habe. Wohl.

Ihre Einrichtung läßt sich nur sehr schwer beschreiben. Herr Fellenberg arbeitet daran, ihren Bau höchst simpel und wohlfeil zu machen, um sie weniger reichen Gutsbesitzern brauchbar zu machen. Der Vorzug der Säemaschinen ist ausgemacht, sie ersparen über die Hälfte an Samen, und pflanzen gleichsam die Körner so tief als man will, sie machen zwei Arbeiten, das Säen und das Egen zugleich, sie beschleunigen das Werk und ersparen die Handarbeit. Von der Wahrheit dieser Behauptung habe ich mich, da ich einige Tage nachher dem Säen mit der Maschine zusahe, überzeugt.

10) Der Pflug, um Wasserfurchen zu ziehen. Er ist gebaut wie der gemeine Pflug, nur stärker und besser gearbeitet.

Ich besuchte noch verschiedene Werkstätte, z. B. Wagner, Schmidt, Tischler, Drechsler. Es waren da eine Menge Leute beschäftigt, wie es schien, um verschiedene Landwirthschaftsgeräthe sowohl für Hofwyl als auch für auswärtige Bestellungen zu fertigen. Herr Fellenberg verschickt eine Anzahl Instrumente nach Rußland, Teutschland. Selbst die Schweizer Bauern, so voll von Vorurtheilen und von Haß gegen alle Neuerungen sie sind, fangen an, Herrn Fellenberg Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen,

und

und ihn in manchem, was ihnen vortheilhaft scheint, nachzuahmen *).

Meine Neugierde nahm zu, so wie ich die Eigenheiten der Hofwyler Landwirthschaft kennen lernte; ich sahe wohl ein, daß eine genauere Untersuchung des ganzen Verfahrens mehr als zwei Tage verlangte, und beschloß, 14 Tage an diesem in so vielen Hinsichten interessanten Orte zu bleiben.

Besuch bei Fellenberg.

Ich ward in das Zimmer geführt, wo er seine Korrespondenz, die sehr ausgebreitet seyn muß, besorgt. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen bat ich ihn um die Erlaubniß, einige Tage auf seinem Landsitze zuzubringen. Er bewilligte das, und bat mich, alles zu sehen, alles zu untersuchen und ihm meine Meinung frei darüber zu sagen. Fellenberg ist ein ruhiger Mann, der sich sehr in der Gewalt hat, fest in seinen Grundsätzen, aber frei von Vorurtheilen. Er beklagt sich sehr, daß die Mei-

*) J! da geben ja die biedern Menschen vielen Oekonomen ein lobenswerthes Beispiel, welche durchaus nichts Gutes zugeben, als was sie auf ihrer Scholle dafür halten, oder doch gern dafür angesehen wünschen. Pohl.

Meisten, die nach Hofwyl gekommen sind, um sein Ackerbausystem und die Methode seiner Arbeiten kennen zu lernen, um genaue Nachricht sich nicht an ihn gewendet haben. Daher kommt es, daß so viele Aufsätze erschienen sind, die bald zu viel Lob, bald zu scharfen Tadel enthielten, und die einen wie die andern von Parteilichkeit zeugten. Diese Parteilichkeit verachtet er; er liebt und sucht die Wahrheit, und freut sich, wenn sie ihm gezeigt wird. Um mich mit allem, was Hofwyl betrifft, recht bekannt zu machen, theilte er mir alle Schriften für und wider sich mit, und rieth mir, zu lesen, zu sehen, und dann zu urtheilen.

Ich begab mich nach Buchser, wo man mir eine Wohnung anwieß. Das Schloß Buchsee hat die Berner Regierung Herrn F. übergeben, um Fremde und die jungen Leute, die längere oder kürzere Zeit hier verweilen wollen, um alles kennen zu lernen oder Oekonomie zu studiren. Fellenberg hat einen Aufseher angestellt, der für die Pensionärs sorgt. Für 6 Louisd'or *) erhält man Wohnung und Kost — Frühstück, Mittagsessen, Thee zur Vesper und Abendessen. Man führt keine ausgesuchte Küche; die Gerichte sind einfach aber gut

*) Wahrscheinlich auf die Zeit von einem Monate?
Pohl.

gut und gesund, und ich war vollkommen zufrieden.

Die Institute zu Hofwyl.

Es sind zwei Institute hier, ein ökonomisches und eine Pensionsanstalt für Kinder von dem zartesten Alter bis zur Beendigung des ersten Schulunterrichts. Die Kinder werden hier moralisch und physisch sehr sorgsam erzogen; sie lernen lesen, schreiben, rechnen, Geographie, Geometrie, Musik ꝛc. Die Kinder sind immer unter Aufsicht, auf ihren Spaziergängen, bei ihren Spielen, bei ihren körperlichen Uebungen, überall werden sie von Lehrern begleitet. Mit Vergnügen bemerkte ich die Reinlichkeit im Anzuge der Kinder; sie waren munter und lustig ohne Ungezogenheit, gesittet ohne Ziererei, alle wohl aussehend. Luft und Bewegung macht sie gesund und stark. Ich kann es mit Ueberzeugung Jedermann anrathen, die Hofwyler Pension so vielen andern vorzuziehen. Man bezahlt bei F. für Wohnung, Kost, Besorgung der Wäsche und Erziehung eines Kindes, jährlich vierzig Louisd'or, das ist nicht zu viel, wenn man ein Kind dafür gut untergebracht weiß.

Das Institut für Landwirthschaft.

Die jungen Leute, welche sich insbesondere der Landwirthschaft widmen, wohnen im Schlosse zu

Buch-

Buchsee und zahlen 6 Louisd'or monatlich, wie ich oben gesagt habe, dafür haben sie Wohnung und Kost, und besuchen die Lehrstunden, die zu Hofwyl gehalten werden, wöchentlich

1) über theoretische und praktisch Feldwirthschaft bei Fellenberg selbst. Dabei hat man den Vortheil, alle Feldarbeiten, die zu Hofwyl mit der größten Ordnung und Sorgfalt nach Fellenbergs Grundsätzen betrieben werden, zu sehen. 2) Physik, so weit sie auf Oekonomie Einfluß hat. 3) Chemie eben so. 4) Naturgeschichte nach allen Theilen, Mineralogie, Botanik, Zoologie. 5) Geometrie. 6) Technologie. 7) Forstwissenschaft.

Die Lehrer sind für Oekonomie Fellenberg, für Physik und Chemie Gießberger, für Mathematik Griepenkerl, für Naturgeschichte Albrecht. Es sind alles ungemein verdiente Männer, und sie zeichnen sich durch Enthusiasmus und Liebe für die gute Sache und Menschenglück aus. Unglücklicherweise traf mein Aufenthalt in Hofwyl gerade in die Ferien und ich konnte daher ihrem Untrerrichte nicht beiwohnen *).

Gleich

*) Ein kenntnißreicher Landwirth aus Steyermark, der Herr Oekonomierath Eißl, welcher vorigen Sommer in Hofwyl die Vorlesungen frequentirt hat-

Gleich nach dem Ankaufe des Gutes Hofwyl hatte Fellenberg mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, die von der Natur des Bodens und dem Vorurtheile der Landleute herrührten. Manche bedrohten sein Vermögen, manche störten seine Gemüthsruhe. Jedoch durch Festigkeit und Ausdauer ward er ihrer aller Meister. Was er für Verbesserungen gemacht hat, läßt sich nicht vollständig ausführen. Doch bemerke ich nur, daß er durch unterirdische Wasserleitung sein Ackerland verbessert, die Hügel abgetragen, Bäche, um die Wiesen zu wässern, zugeleitet, torfige Wiesen 6 Zoll hoch mit tragbarer Erde überfahren und zum

hatte, und mich vor einigen Tagen mit seinem mir sehr werthen Besuche erfreute, machte mich auch noch mit einer Schule für Meisterknechte (Ackervögte) bekannt. Diese Unternehmung macht nicht nur dem edeln Sinne Hrn. Fellenbergs Ehre, sondern ist auch ökonomisch richtig berechnet. Es würde mich zu weit führen, wenn ich es wagte, das daraus entspringende Gute aus einander zu setzen. Vielleicht spricht Hr. F. im nächsten Hefte der Blätter von Hofwyl selbst davon. Dieses Heft wird nach Hrn. Eißl's Versicherung auch die Abbildung mehrer Maschinen in Hofwyl enthalten.

Pohl.

zum Hervorbringen guter Futterkräuter tauglich gemacht hat u. s. w.

Ackerland.

Fellenbergs ganzes Ackerland ist in vier ziemlich gleiche Theile getheilt nach dem Systeme des Feldbaues auf vier Jahre. — Die Ordnung, wie die Arbeiten nach einander eintreten ist folgende:

Erstes Jahr oder Brache. Es wird Dünger auf das Land gefahren, 20 bis 24 Wagen auf den Morgen oder 40,000 Berner Quadratfuß. Er wird auf die gewöhnliche Art untergepflügt, 10 Zoll tief, geeget, und nach einiger Zeit, um die Erde zum Säen vorzubereiten, der Exstirpator angewendet. In die so vorbereitete Erde säet man Saubohnen, Erbsen, Rüben, Raps, Mais, — oder legt Kartoffeln, pflanzt Kohl, mit einem Worte alles was Reihenweise gebaut wird. Hr. F. erhält noch eine zweite Ernte, indem er nach der Ernte des Rapses, Steckrüben oder grünes Viehfutter säet (ich sahe dieses mit der Säemaschine verrichten) 2) zwischen die Saubohnen (d. i. Pferdebohnen), die mit der Säemaschine *) reihenweise

*) Die Bohnensäemaschine oder Bohnendriller nach Thaer, ist im Julistücke des vorigen Jahrganges des Archivs abgebildet und beschrieben. Pohl.

weise gesäet werden, Steckrüben säet, welche nach der Bohnenernte aufwachsen.

Durch das Bearbeiten des Bodens zwischen den Pflanzenreihen vermittelst der Pferdehacke und dem Hakenpfluge wird der Boden von Wurzeln und Unkraut gereinigt und sehr tragbar gemacht, besonders ist der Kartoffelbau merkwürdig, man findet eine Beschreibung davon im zweiten Bande der Landwirthschaftlichen Blätter.

Zweites Jahr. Nach der Ernte des ersten Jahres läßt F. den Boden mit dem Exstirpator und der Ege bearbeiten. Ist der Boden nicht eben genug, so wird er gewalzt; dann werden die Furchen mit dem Furchenzieher gezogen und Sommerweitzen und darüber Klee mit der Säemaschine gesäet. Herr F. baut weder Hafer noch Gerste, denn sein Acker ist so verbessert, daß er edlere Frucht trägt. Nach der Kornernte ist der Klee so weit, daß man ihn verfüttern kann und gibt die zweite Ernte im zweiten Jahre.

Drittes Jahr. Sobald der Klee eine gewisse Höhe erreicht hat, läßt Hr. F. mit gemahlnen oder gepülverten Gyps das Land bedecken, so wie man es in Sachsen in der sorgfältigern Wirthschaft thut. Nach dem ersten Kleeschnitte läßt Herr F. die Kleestoppel mit Harn oder Mistgauche, die aber nach der Jahreszeit und der Trockenheit oder

Feuch-

Feuchtigkeit des Wetters verschiedentlich zubereitet ist, begießen. Das geschieht nach dem zweiten Schnitte. F. macht aber auch vier bis fünf Kleeernten.

Das vierte Jahr. Man stürzt den Klee 10 Zoll tief mit dem gemeinen Pfluge, überfährt ihn nach einiger Zeit mit dem Exstirpator, je nachdem der Boden beschaffen ist, oder unterläßt dieß auch, wenn er rein ist; man zieht die Furchen mit dem Furchenzieher, und säet mit der Säemaschine, die zugleich eget. Roggen, Winterweitzen oder Dinkel, welcher in der Schweiz von den Bäckern sehr gesucht wird. So ist die Winterbestellung gemacht. Nach der Wintergetreideernte läßt F. den Acker wie im ersten Jahre düngen und pflügt den Dünger 10 Zoll unter, und säet noch in demselben Jahre Steckrüben, die die zweite Ernte geben; dann ruht der Acker bis ins Frühjahr, wo er wieder wie im ersten Jahre besorgt wird.

F. läßt das Getreide mit der Sense hauen, den Raps mit der Sichel abschneiden. Seine Sensen sind ohne Korb und nicht so gut als die Sächsischen, die beim Hauen zugleich das Stroh fassen und sanft auf das Getreide, das noch auf dem Halme steht, anlegen oder lehnen. Die Fellenbergischen Sensen werfen das Getreide auf die Erde und erschüttern es zweimal, einmal im

Schneis

Schneiden, das zweite Mal im Niederlegen, wobei es allemal mehr Körner verliert

Viehzucht.

F. hat gegen 70 sehr gut gewartete Kühe. Im Sommer füttert er frischen Klee, im Winter Kohl, Steckrüben, Kartoffeln und Grummet. Die Kühe sind in sehr gutem Stande, geben viel Milch. Sie werden gewartet durch Knechte oder eigene Kuhwärter. Die Kuhställe sind fehlerhaft. F. selbst gesteht, daß sie zu wenig Höhe, und da die Fenster in gerader Linie mit dem Rücken der Kühe gleich stehen vielen Zug haben und daher gefährlich sind. F. hat sie in diesem Zustande gefunden, gesteht diese Mängel, und fühlt die Nothwendigkeit, sie zu verändern.

Um die Kuhställe sind Cisternen angebracht. In diese läuft vermittelst der Gossen, die in jedem Stalle sich befinden, der Harn und die Gauche. In jede Gosse kann man Quellwasser einlassen, um sie zu reinigen oder die Mischung der Gauche zu verändern. F. hat den Ueberfluß von Wasser, den sein Gut besitzt, zu benutzen gewußt, indem er es mit der Gauche und anderm Unrath vermischt, um sie besser in Fäulniß zu bringen und zum Begießen der Wiesen und Felder, die an die Cisternen stoßen, tauglich zu machen.

Die Kuhställe, so wie die Pferdeställe, werden täglich ausgefegt, und täglich wird frische Streu gegeben, um die Reinlichkeit zu erhalten und den Dünger zu vermehren.

Auf vier Miststätten wird das Stroh, vermischt mit dem Viehdünger, sehr regelmäßig aufgeschichtet; mitten in jeder Miststätte ist eine Senkgrube für die Gauche. In dieser steht eine Plumpe, durch welche man die Gauche auspumpt, um den Mist zu begießen, wenn er zu stark zu brennen anfängt, oder um die Feuchtigkeit in dem ganzen Misthaufen gleichmäßig zu vertheilen, oder endlich, um sie auf die Felder zu fahren, wo es nöthig, oder wenn ihrer durch Regen zu viel geworden ist. Durch die Sorgfalt, die man auf den Dünger wendet, hat man viel und in Menge.

Die Pferde werden in Fellenbergs Wirthschaft im Sommer mit Klee, im Winter mit Heu, in Wasserdampf gekochten Kartoffeln oder mit gekochten Saubohnen gefüttert, und wissen nichts von Hafer. Sie arbeiten den ganzen Tag, sind gut und gesund; überhaupt ist F Methode besser als die unsrige. Die unsrige ist gegen die Hofwyler 1) sehr kostspielig wegen der großen Menge Hafer, bisweilen gegen 40 Scheffel jährlich; 2) weil wir nun Hafer bauen müssen auf Ackerland, wo wir anderes Getreide bauen könnten, als Weitzen im Frühjahre und Gerste.

Scha-

Schafe. Da F. keine Triften hat und keine Brache liegen läßt, so kann er keine Schafe halten, er müßte sie denn wie Kühe im Stalle füttern wollen.

Schweine werden gefüttert und gemästet mit Molken, Kartoffeln, unreifem Obste u. s. w. Man sieht hier das Siamsche Schwein, das schnell fett wird und viel Speck und Fett zu geben scheint.

II.

Bitte

an den Herrn Staatsrath Thaer.

Wird Herr Staatsrath Thaer nicht die gespannte Erwartung des Publikums, insonderheit des Mecklenburgischen, erfüllen, um durch eine ihm in so hohem Grade eigene, klare und deutliche Analyse der Zimmermannschen Schrift *), die Gemüther zu beruhigen? Die kurze Anzeige derselben im Februar-Stücke 1810 seiner Annalen wird Hr. Thaer, in so fern es hier auf Berichtigung

*) Unmaßgebliches Bedenken über die Wechselwirthschaft, von Dr. und Kammerrath von Zimmermann. Neustrelitz, 1809. (1 Thlr.)

ankommt, ohne Zweifel selbst nicht für gültig erkennen. Daß die Zimmermannsche Schrift mit Scharfsinn geschrieben ist, das wird schwerlich abgeläugnet werden können; wäre sie aber mit Einseitigkeit abgefaßt, so kann man ihr doch die Bescheidenheit im Vortrage nicht absprechen, daher sie allerdings auf eine zwar strenge, aber doch kalte und ruhige Prüfung Anspruch machen kann. Nur dann gewinnt die Wahrheit, und ich bin überzeugt, daß Herr v. Z. der erste seyn wird, der wenn man ihn auf solchem Wege des Irrthums überführen kann, es offen und freimüthig erklären, daß er geirrt hat.

Es ist jetzt mehr als je nothwendig, daß in dieser Sache etwas gethan wird. Die v. Z. Schrift hat Viele, die vorher der guten Sache nicht abgeneigt waren, wankend gemacht. Der Landmann bedarf in dieser Periode des Unglücks, in welcher die ganze Menschheit schmachtet, Hülfe, Beruhigung und leitenden Rath. Kann er dieß in einem andern Kultur-System, und namentlich in der Fruchtwechselwirthschaft finden, so ist es Verrath an der Menschheit, wenn der, der die Kraft dazu in sich fühlt, nicht durch anschauende Belehrung die lassen Hände des immer mehr verzagenden Landmanns stärkt. Dieß kann nur Herr Thaer, da er sich das unverkennbare Verdienst für lebende und kommende Generationen erworben,

einen

einen Enthusiasmus für das erste und edelste Gewerbe menschlicher Kenntnisse aufgeregt zu haben.

Ein Herr B. wirft im August-Stück 1810 der landwirthschaftlichen Zeitung die Frage auf:

„Sind durch die Betreibung der eingeführten Wechselwirthschaft, als dem Zweck jeder Wirthschaftsart, schon mehrere Wirthe wohlhabender oder gar reich geworden, oder nicht?"

Diese Frage fertigt Herr B. sogleich mit der kurzen Antwort ab:

„Mir ist bis jetzt wenigstens noch Niemand bekannt, der durch Wechselwirthschaft reich geworden wäre, nicht einmal wohlhabender; — aber der Koppelwirthschaft treibenden, so wohlhabend geworden, gibt es in Mecklenburg wohl mehr als ein Drittel."

Ohne einmal darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese Frage noch viel zu früh gestellt ist, denn wer hat in Mecklenburg Wechselwirthschaft, wenigstens von solcher Bedeutung, daß sie mit der bisherigen Koppelwirthschaft in Kontrast gestellt werden könnte? — so hätte Herr B., wenn er kein einseitiges Urtheil fällen wollte, bedenken müssen, daß die Koppelwirthschaft schon länger als ein halbes Jahrhundert in Mecklenburg existirt; daß also die Felder, wo sie eingeführt worden, schon viele Rotationen durchgemacht haben, also wenigstens da,

wo

wo eine gute Wirthschaft getrieben wird, schon in vollkommenster Ordnung und in Kultur sind; daß es demnach, bei allen vor Augen liegenden Vorzügen, die man der Koppelwirthschaft zugestehen muß, dennoch, nur wenige Oerter ausgenommen, an hinreichendem Dünger fehlt, daß also die Reichthümer, die mehrere Landwirthe sich erworben haben, auf Nebenumständen beruhen, die Herr B. nicht hätte verschweigen sollen. Dieß waren nämlich die gewaltsame Aufräumung der Holzungen und der Aufbruch der vielen Außenfelder, die bisher bloß zur Weide gedient hatten. Diese Ländereien, die vielleicht Jahrhunderte gelegen hatten, trugen eine ganze Rotation hindurch ohne Dünger die reichsten Ernten; die enormen Getreidepreise bei gesegneten Ernten; die, mit allen diesen unermeßlichen Vortheilen gar nicht im Verhältniß gestandenen niedrigen Pachtsummen; die Leichtigkeit, Kapitalien für geringe Zinsen zu erhalten u. s. w. Alle diese Vortheile haben wir genossen, und da war es keine Kunst Landwirth zu seyn und wohlhabend zu werden. Aber wie steht es jetzt? Ist es wohl mehr als bloße Tirade, wenn Herr B. fortfährt:

„Die Wechselwirthschaft treibenden gleichen denen, so aus einem nutzbaren, Vortheil bringenden Garten einen schönen, ins Auge fallenden, mit Englischen Partieen versehenen Gar-

ten anlegen, der zwar recht viel kostet, aber wenig oder nichts einbringt, wo dann als Folge dessen die Einnahme sich vermindert, statt daß sie bei einer guten Wirthschaft sich vergrößern müßte."

Der Mann von Erfahrung und Kenntniß weiß es freilich, was er aus solchen Floskeln zu machen hat; aber dem, der in seinem System nicht fest ist — und dieß ist doch der größere Haufe — machen doch immer solche hingeworfene Urtheile mißtrauisch, und die gute Sache wird aufgehalten, anstatt daß sie gefördert werden sollte. Als v. d. Lühe zuerst die Koppelwirthschaft in Mecklenburg einführte, mußte er sich eben solche Spöttereien gefallen lassen, ja er mußte es dulden, daß er gerichtlich als ein Landverderber belangt ward. Durch seine Energie behielt die Wahrheit den Sieg. Es wird also nur auf eine ruhige, deutliche und präzise Widerlegung der Beschuldigungen ankommen, die man der Wechselwirthschaft macht, so wird es auch hier der guten Sache nicht an Anhängern fehlen, die jetzt noch durch Trugschlüsse irre geleitet werden. Und dieß ist die Sache des Herrn Thaer, die er zu seiner Ehre und zum Heil der Menschheit im rühmlichen Kampf zu bestehen hat.

Bucephalia. Megapolitanus.

Nach-

Nachschrift des Herausgebers.

Wenn eine streitige Sache mit solcher Gelassenheit vorgetragen wird, als hier der sehr schätzbare Hr. Verf. gethan hat, so werde ich nie Bedenken tragen, dazu meine Hand zu bieten. Die Wahrheit muß gewinnen, wenn Bedenklichkeiten berichtet werden. Dieß bedarf meines Erachtens unsere Landwirthschaftswissenschaft noch im Einzelnen gar sehr. Uebrigens befürchte ich nicht, den freundschaftlichen Verhältnissen, der ich mich gegen den Hrn. Staatsrath Thaer rühmen darf, zu nahe zu treten, wenn ich vorstehende gegen ihn gerichtete Aufforderung in mein Archiv aufnahm.

Pohl.

III.

Briefe.

An

einen Freund beim Antritt seiner landwirthschaftlichen Laufbahn *).

I. Brief.

Sie verlangen zu viel von mir, mein Freund! wenn ich alle die Hoffnungen, Zweifel und Widersprüche berichtigen soll, die die Thaer- Karbe- und Blankenseeschen Schriften in Ihnen erzeugt haben. Sie sind ungerecht, wenn Sie erstere bald für bloße theoretische Kunstwerke, bald wieder durch die treffende Schilderung der gegenwärtigen Mängel der Landwirthschaft verleitet, für die Verbreiter einer Universal-Medizin ansehn!

Wer wollte den Muth sinken lassen; freilich ist es jetzt schwerer als sonst zum Betrieb der Landwirthschaft überzugehen und die beruhigende Zuversicht der Pflichterfüllung mit in seinen neuen Stand zu übertragen. Die Grundpfeiler des zeitheri-

*) Diese mit Scharfsinn verfaßten Briefe verdanken wir einem der wichtigsten Männer unsers Teutschen Vaterlandes. Pohl.

herigen landwirthschaftlichen Systems sind erschüttert, das alte Gebäude ist größtentheils für so unläugbar fehlerhaft anerkannt, daß man seinen Verstand oder seinen Muth zu kompromittiren fürchten muß, wenn man dabei beharren wollte, gegentheils ist das neue geschaffene Vorbild der Wechselwirthschaft wenigstens für einen angehenden Landwirth so zusammengesetzt, nach dem Zuruf mancher erfahrner Warner, noch viel zu unzuverlässig und in seinem Erfolge problematisch, als daß man mit Zuversicht darauf bauen könnte. —

Doch! zugegeben, daß unser bisheriges Wirthschafts-System fehlerhaft ist, und daß gegentheils das neue System trotz mancher Wahrheit, die es beleuchtet, noch nicht die Vollkommenheit erreicht hat, die man zum Wohl des Landes wünschen muß — ist denn das alte System deshalb weil es fehlerhaft — völlig unbrauchbar, das neuere da es noch nicht vollkommen ausgebildet ist — ganz unanwendbar? Lassen sich beide nicht vielleicht, wenigstens interimistisch durch vernünftige und ruhige Beleuchtung auf billige Vergleichspunkte zurückführen, bei denen man, wie stets bei der Mittelstraße — am wenigsten wagt?

Sie beklagen sich, daß noch kein praktischer Oekonom diese Mittelrolle übernommen, da die Verlegenheit des angehenden Landwirths vor allen dadurch groß wird, daß er gleich beim Antritt seiner

ner neuen Laufbahn die Disposition zur Hauptschlacht geben muß, wenn er nicht in dem alten krummen ausgefahrnen Gleise fortkriechen will. Allein, mein Freund! diese Angabe ist nicht leicht; vermag ich sie jedoch nicht vollkommen zu lösen, so hoffe ich, Ihnen doch zum Leitfaden Ihrer Untersuchungen und Entschließungen einige haltbare Gesichtspunkte aufzustellen! Vor allen — lassen Sie den Zweck der Wechselwirthschaft beleuchten.

I. Eine Erhöhung der Produktions-Kraft des Bodens, durch Vermeidung der zeither üblichen fortwährend folgenden erschöpfenden Körnersaaten.

II. Ein reichlicheres Aushalten des Viehstandes durch Vermehrung der Futtererzeugung.

Diese Zwecke sind löblich, und es ist nicht zu läugnen, daß bei vielen Dreifelderwirthschaften

a. unzulängliche Düngung,

b. kärgliches Verhalten des Viehes, und

c. geringer Körnerertrag

das jährliche Resultat des ökonomischen Wirkens sind. Allein — leistet die Wechselwirthschaft auch alles, was sie verspricht, fordern und verheißen ihre Verkünder nicht zu viel, und entstehen durch diese Anstrengungen zum Besten des vorgesetzten Zwecks, nicht andere wichtige Nachtheile?

a. Durch die Eintheilung der Feldmark in mehrere Schläge und Verwendung der Hälfte derselben zur Futtererzeugung, wird die Aussaat beträchts

trächtlich vermindert, weniger Stroh muß daher wenigstens in den ersten Jahren gewonnen werden, so wie der Ausdrusch so lange nicht ohne Rückschlag seyn kann, bis der durch die dem Acker vergönnte Ruhe erhöhte Körnerertrag den Ausfall der mindern Aussaat decken kann!

b. Nicht jeder Boden, der Roggen trägt, leistet eine achtungswerthe Futter-Produktion, das Gedeihen der Futterschläge läßt sich daher im Allgemeinen bei der großen Verschiedenheit unserer Märkischen Flächen, schwer verbürgen. Doch angenommen, der Erfolg überträfe unsere Erwartung, so wird dennoch die Düngervermehrung die ersten Jahre um deswillen nicht bedeutend steigen, da des Strohes so viel weniger geworben ist, im Fall nicht ernstlich für Streu-Surrogate gesorgt wird.

c. Sind die Futtersätze in den meisten neuen Schriften so hoch, daß nach ihren Grundsätzen auf eine große Vermehrung des Viehstandes zu rechnen ist, und der Sommerrogen genug zu thun haben wird, die geforderte Produktion für das alte Standvieh zu bewirken.

d. Da größtentheils der Boden in der Mark von den bedeutendsten und schnellsten Abwechselungen selbst in kleinen Flächen ist, da auf einem und demselben Hügel nicht selten eine Seite des Abhangs zum Weitzenbau geeignet ist, wenn gleich die andere nur mit Anstrengung und kraftvoller Düngung

gung Roggen erzeugt, so zeigen sich doch bei der Anwendung der Wechselwirthschaft durch die Verkleinerung der Felder oft nicht geringe Hindernisse. Die Drei- und Vierfelderwirthschaft mit großen Flächen weiß immer für Gerste, Erbsen, Wicken die angemessenste Bodenart zu finden, nicht so die Wechselwirthschaft bei 8, 9 und 11 Schlägen; nicht selten dürfte es auf vielen Märkischen Gütern bei einer neugeschaffenen Wechselwirthschaft, den nach der Rotation bestimmten Gerst- und Erbsfeldern, an Gerst- und Erbsland fehlen, und setzt der Besitzer Sommerroggen, oder Hafer, oder kärglichen Buchweitzen an die Stelle, so kann er sich vielleicht über den Ausfall seiner Revenüen beruhigen, nicht so leicht aber werden seine Schafe und sein Rindvieh diese Philosophie in Hinsicht des Gerst- und Erbsstrohes ausüben!

e. Ist der Bau der Kraut- und Rübengewächse im Großen mit Schwierigkeiten verbunden, die sich wenigstens nicht immer augenblicklich, am allerwenigsten von einem angehenden Landwirth heben lassen. Die erste unerläßliche Bedingung, Menschenhände, fordert vielleicht in manchen Gegenden noch zuvörderst den Bau von Familienhäusern, das Gedeihen dieser sonst so schätzbaren Produktion geübte Arbeiter und die Aufbewahrung durch den Winter die ernstlichste Beobachtung der zweckmäßigsten Vorsicht.

Diese

Diese Bedenken, mein Freund! beziehen sich jedoch nur auf eine augenblickliche schnelle Umschaffung einer Dreifelderwirthschaft in eine Wechselwirthschaft, auf die besondern Lokal-Schwierigkeiten der Einführung derselben, wo der Boden sehr verschieden und sandig, und auf das Herkulische eines solchen Unternehmens für einen Neuling im praktischen und ökonomischen Wirken!

Unläugbar kann eine vorzügliche seit Jahren eingerichtete Wechselwirthschaft weit besser, als eine Dreifelderwirthschaft durch Futterbau sowohl in Kraut und Rüben als Gräsern eine kräftige Unterhaltung des Viehstandes bewirken.

Unläugbar kann durch diesen erhöhten Futterbau selbst bei dem anfänglichen Mangel an Stroh nach einigen Jahren der Düngungsstand steigen und mit der Zeit die ehemalige höchste Wirkung der Dreifelderwirthschaft weit hinter sich lassen.

Unläugbar muß der Ausdrusch, da nicht so viel Körnersaaten auf einander folgen, im einzelnen belohnender seyn und von Jahr zu Jahr größer werden.

Nach dem zweiten Umlauf der Felder kann man selbst die Körner-Produktion der Dreifelder-Wirthschaft im Ganzen zu übertreffen hoffen.

Meiner Meinung nach kann eine vorzüglich angeordnete Wechselwirthschaft, wenn sie einmal eingerichtet ist, jede noch so gut geführte Wirthschaft,

schaft, nach alter Art in 3 Felder getheilt, die nicht übermäßigen Reichthum an Wiesen und Abtriften hat, übertreffen. Nicht die Sache, mein Freund! sondern der Weg ist schwierig und kostbar!

In keinem Wirken sind Veränderungen so sehr mit augenblicklichen Aufopferungen verbunden, als in der Landwirthschaft, wie vielmehr muß dieß nicht bei Annahme dieses Systems seyn, welches es zum ersten Grundgesetz macht, weniger Produkte des Verkaufs — mehr Produkte des Verbrauchs zu erbauen, die den Ersatz dieser Aufopferungen von der Vervollkommnung der Produktion erwartet, welche sich doch nur erst mit der Zeit bewirken läßt. Je langsamer daher, je vorbereiteter der Uebergang der Dreifelderwirthschaft zu einer wohlgeordneten Wechselwirthschaft geschieht, desto besser wird der Beutel des Besitzers und das Gut sich dabei befinden. Hierzu — kenn ich nun keinen zweckmäßigern Weg, als die provisorische Umwandlung der Dreifelderwirthschaft in eine vierfeldrige mit einem Winterfelde, einem Sommerfelde, einem Huthungs- und einem Brachfelde, bis Futterbau, Düngungsstand, praktische Fertigkeit des Arbeiters und die Erfahrung des Besitzers sich in so weit vervollkommnet haben, daß mit Zuversicht und wahrscheinlichem Erfolg der zweite Schritt geschehen kann.

Die

Die Vorzüge dieses Annäherungsschritts sind:

1. Daß, da das Land nun zwei Jahre liegt, oder wenigstens vom Körnerbau befreit ist, es weniger erschöpft wird.

2. Daß der Besitzer eine größere Fläche erhält, auf der er, der Zurichtung seines Ackers zur Wintersaat unbeschadet, Futterbau versuchen, die Eigenthümlichkeit seines Bodens in Hinsicht dieser Gewächse prüfen, seine Arbeiter abrichten und sich selbst Erfahrung ohne große Gefahr verschaffen kann.

3. Daß, wenn selbst der Futterbau die ersten Jahre nicht außerordentlich geräth und keine große Ausdehnung erhält, dennoch sein Viehstand durch Vermehrung der Schafweide und ihre dann anwendbare Verbesserung durch weißen Klee und durch Zuwachs an Winterfutter unterstützt wird. Die Aufopferung der mindern Aussaat und der Strohverlust wird geringer, leichter zu besiegen, und es ist eher eine Vermehrung des Düngers (als bei einer augenblicklichen Umwandlung in eine Wechselwirthschaft) zu erwarten.

4. Daß diese Veränderung das Einkommen des Besitzers bei weitem nicht so sehr alterirt, als eine schnelle Umwandlung in eine Wechselwirthschaft.

Eine Rücksicht, die zwar in den neuen ökonomischen Schriften selten beherzigt wird, die aber

so

so lange wichtig bleiben wird, als das Einkommen den Unterhalt des Menschen sichert, und Erschöpfung der Fonds, Stockung, wenn nicht gar Stillstehen der Geschäfte zur Folge hat!

Dieß ist, mein Freund! was ich im Allgemeinen über Umwandlung der Dreifelderwirthschaft in Wechselwirthschaft denke, Sie fühlen von selbst, daß ich das Studium der vorerwähnten Schriften bei Ihnen voraussetze, daß ich Ihnen nur summarisch mein Bedenken mittheile, wollte ich alles das genau erörtern, prüfen, würdigen, was für und wider beide Wirthschafts-Systeme geschrieben worden, ich würde Sie ermüden, Ihre ökonomische Ansicht durch die Aufstellung mannigfaltiger Bilder verwirren, und schwerlich dürfte die Sache dabei gewinnen, denn meiner Ueberzeugung nach muß bei solchen so mannigfaltig bedingten Erörterungen, die Hauptansicht entscheiden!

Nun noch einige Worte über Ihre künftige Bestimmung im Allgemeinen und über die Vorsätze und die Gesichtspunkte, die Sie bei Ihrem Vorschreiten im Wirken nach meiner Erfahrung zu beobachten haben.

Vor allem, Freund! empfehle ich Ihnen den ernsten Vorsatz, versuchen Sie nicht zu fliegen, ehe Sie festen Tritts einherschreiten. — Es ist unserm Zeitalter eigen, im Springen vorzurücken,

da aber Richtung und Athem schwer dabei wahrzunehmen, so verfehlen nicht wenige ihr Ziel. Bekümmern Sie sich anfangs um keinen Schmalschen Pflug, weder um einen Exstirpator noch um andere neue vorzügliche Acker-Instrumente. Denken Sie für jetzt an keine Drillwirthschaft. Wer des Bleistifts noch nicht gewiß ist, der enthalte sich des Pinsels. Erst versichern Sie sich der Fertigkeit, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit Ihrer Aufseher und Arbeiter im gewöhnlichen landüblichen Pflügen und Egen. Denken Sie an keine Vermehrung des Viehstandes und Verbesserung der Race, bevor Sie sich nicht überzeugt haben, daß Ihre Futtererzeugung so vermehrt worden ist, daß sie sie mit dem zeitherigen Viehstand nicht verzehren können und daß Ihr Vieh zweckmäßig erhalten wird. Ueberlassen Sie die künstlichen und immer nur bedingungsweise, wahren Berechnungen über die Kosten und den Werth jeder Arbeit, eingerichteten Wirthschaften, begnügen Sie sich in Ihrer Natural- und Geldverrechnung mit einer einfachen und so klaren Darstellung, daß Sie für Uebervortheilungen gesichert sind, und jede Unwirthschaft und nicht weniger jeder Betrug Ihnen bei den monatlichen Extrakten leicht bemerkbar wird.

Ihr erster wirkender Gesichtspunkt muß übrigens der seyn:

daß

daß jedes wirthschaftliche Geschäft in der höchst möglichsten Vollkommenheit und Ordnung vollführt werde.

Die Klugheit und Sparsamkeit gebietet zwar, daß dieß mit der geringsten Aufopferung von Kräften, der Vollkommenheit unbeschadet, geschehen muß, diese aber darf nie nachstehen und selten selbst die äußersten Kräfte aufgeboten werden.

Sorgen Sie in dieser Hinsicht vor allem, für einen aus natürlicher Anlage und Neigung ordentlichen Verwalter, der mit praktischer Erfahrung die immer seltener werdende Willfährigkeit verbindet, die Befehle seines Herrn mit der größten Pünktlichkeit und Ordnung zu vollführen. Ueberhaupt begründen Sie die strengste Disciplinar-Ordnung.

Ihr nächster Zweck muß der seyn, die Produktions-Kraft ihrer Grundfläche zu erhöhen. Dieß können Sie aber nicht anders als durch Vermehrung der Futtererzeugung und durch sie der Düngung. Halten Sie nun gleich obige Rücksichten ab, eine Totalreform Ihres Wirthschafts-Systems zum Besten Ihrer Futtererzeugung anzunehmen, so gibt es doch mannigfaltige Nebenmittel, Futter- und Düngervermehrung zu bewirken. Daß Sie in Aeckern separirt seyn werden, setze ich voraus, mit nicht gleicher Wahrscheinlichkeit kann ich solches in der Mark in Hinsicht der Hutungen.

findet aber noch eine Gemeinschaft in Hinsicht der Hutungen Statt, o! so heben Sie diese, wenn Ihr Vieh nicht etwa in kahlen Kiehnheiden spazieren geht, vor allen, selbst wenn es mit Aufopferungen geschehen muß.

Diese Hutungsflächen sind in der Regel, außer vorstehenden Ausnahmen, besonders zum Futterbau geeignet. Bei Ihnen finden alle die Bedenklichkeiten nicht Statt, die ich in Hinsicht der augenblicklichen Einführung der Wechselwirthschaft für die reguläre Feldmark gehabt. Hier können Sie gleich einen schneidendern zweckmäßigern Weg einschlagen. Sie finden in den Thaerschen Schriften so gute Anleitung, die anpassendste Rotation zu wählen, und Sie haben auch in solchen Meliorationen so achtungswerthe Vorgänger in der Provinz selbst, daß Sie gewiß Ihren Zweck nicht verfehlen werden, wenn Sie anders nicht zu geizig sind, das heißt, wenn Sie diesen neuen Flächen nicht fortwährend Kräfte entziehen, ohne ihnen welche wieder zu geben, um so mehr, da die Düngung hier den so wohlthätigen Nebenzweck bewirkt, die in solchen Flächen gewöhnlich angehäufte Säure durch die ihr beiwohnenden Fettigkeiten zu entbinden.

Doch! Meliorationen der Art werden nie ohne zweckmäßige Ableitung der stehenden Gewässer gelingen. Diese dürfen Sie aber nie partiel bewirken, sondern Sie müssen es sich zur angele-

gent-

gentlichsten Pflicht machen, einen geordneten Zu- und Abfluß des Wassers auf Ihrem ganzen Gute nach einem richtigen Nivellement zu begründen. Kein Gut kann und wird in seines Verwaltung einen achtungswerthen Grad der Vollkommenheit erreichen, dem in dieser Hinsicht Vorwürfe zu machen sind; so wenig ein Mensch bei einer fehlerhaft stockenden Cirkulation des Blutes gesund seyn kann!

Liegt nun das Tableau der Arterien und Venen Ihres Guts nach einem richtigen Nivellement vor Ihnen, o! wie leicht knüpft sich da eine Idee an die andere, und führt oft zu den wohlthätigsten Entdeckungen. Moräste, Seen und Teiche verdanken einer solchen schneidenden mathematischen Prüfung nur zu oft ihre Ablassung; Elsbrücher, die, bei unserm dringenden Bedürfniß, die Futtererzeugung zum Besten unserer großen hohen magern Ackerfläche zu erhöhen, durch ihre progressive Wirkung auf den Acker (als Futterschläge) auf jeden Fall, wenn sie gerodet und trocken gelegt werden, höhern Nutzen bringen und gemeinnütziger wirken als durch Abholzung, verwandeln sich in die schönsten Wiesen.

Kein Sumpfloch, kein Pfuhl, kein Anger darf Ihnen unbedeutend seyn, ja ich kenne Güter, wo ich den Besitz dieser schlecht oder gar nicht genutzten

ten Pertinenz-Stücke auf jeden Fall der regulären Ackerfläche vorziehen würde.

Mit nicht wenigerm Eifer müssen Sie die direkte Vermehrung des Düngers durch Vermehrung der Einstreu, durch Anwendung von Moos, Kiehnnadeln, Schilf, Bölten u. s. w. und die Ausmittelung von anpassenden Düngungs-Surrogaten beherzigen, Schlamm, Mergel, Kalk, Hornspäne, selbst Lehm können Ihnen die ersprießlichsten Dienste thun, und Sie dürfen um so weniger fürchten, Ihre Fonds zwecklos zu verwenden, da Sie in Hinsicht des Kalks und Mergels so gute Anleitung in Thaers Annalen finden, der Schlamm aber am besten durch chemische Zersetzung und Versuche im Kleinen gewürdigt wird.

Im Allgemeinen beobachten Sie aber die Regel, Ihre Düngungs-Surrogate vorzugsweise auf die alten Düngeräcker des Guts zu führen, und erfreuen Sie Ihre entfernten, oft nicht weniger vorzüglichen Flächen, durch Aufführung von Viehdünger.

In Hinsicht des Ackerbaues habe ich Ihnen gerathen, die Umwandlung des ganzen Ackerbau-Systems bis auf die Eintheilung der Feldmark von drei in vier Felder noch etwas zu verschieben. Sie haben nicht nur dafür zu sorgen, daß Ihr Acker durch die Bestellung in einen Zustand gesetzt wird,

der

der ihm die Fähigkeit gibt, eine achtungswerthe Produktion zu bewirken. Dieß kann aber nur geschehen, wenn er möglichst von Unkraut gereinigt und so zweckmäßig zugerichtet wird, daß die Wurzeln der Pflanzen auf einem leichten ungehinderten Wege die nöthigen Nahrungssäfte aus dem Boden ziehen können. Wie soll dieß aber geschehen, wenn ein Pflug tief, der andere seicht geht, ein Pflüger breite, der andere schmale Furchen nimmt. Gleichheit und Uebereinstimmung der Ackerarbeit bis zur Pedanterie ist das erste Grundgesetz einer guten Ackerzurichtung. Denken Sie anfangs auf keinen Fall an die Vertiefung Ihrer Ackerkrume, sie kann vortheilhaft nur mit der Vergrößerung der Düngungskraft gleichen Schritts gehen. Wenn Sie Wein in Wasser gießen, so richtet sich die Kraft des Getränkes nach dem Maße des Wassers, welches Sie genommen haben. Ihr gepflügter Acker muß den Anschein des geegten im vergrößerten Maßstabe haben, so regelmäßig muß eine Furche an der andern liegen.

Da Sie bei Ihrem ersten ökonomischen Wirken den Zweck mit verbinden, die Fertigkeiten Ihrer Arbeiter zu vervollkommnen und sich Erfahrungen zu sammeln, die als Motiven bei Anordnung Ihrer künftigen Wechselwirthschaft benutzt werden sollen, so werden Sie oft im Kleinen wagen müssen, und sich nicht immer in Ihren Versuchen des erwünschteſten

testen Erfolgs schmeicheln können. So lange Ihr Düngungsstand kärglich ist, enthalten Sie sich des Raps- und Tabaksbaues und aller merkantilischen Gewächse, die ohne Ersatz Düngung kosten. Ihr Hauptaugenmerk muß in den erst zu belebenden Zweigen der Produktion auf den Kraut- und Rübenbau gerichtet seyn, und finden Sie in dem letzten Bande des Thaerschen Werks über die Englische Wirthschaft und in Bergens Rindviehzucht vollkommen befriedigende Anleitung.

Der Bau der Futtergräser wird Ihnen wahrscheinlich außer dem Klee mehr Anstrengung kosten, ich wünsche, daß der Spark Ihnen beim Abmähen reicher lohnt wie mir, so vortrefflich er zur Verbesserung der Schaftrift ist, und daß Ihr Wickheu oft durch erquickende Regen zu einer achtungswerthen Produktion erhoben wird. Wiesenkräuter kennen wir bis jetzt mehrere von der achtungswerthesten Gattung, die sich sehr leicht aus Samen erbauen lassen, unter denen der Wiesenfuchsschwanz seiner Reichhaltigkeit und kraftvollen Futterung wegen oben an steht.

Im 1. Theil dem 3. Stück der Annalen finden Sie hierüber eine zweckmäßige Anweisung.

Ihre Viehzucht wird Ihnen freilich nur erst dann Vergnügen machen und Nutzen bringen, wenn Sie Ihre Futtererzeugung achtbar erhöht haben. Nehmen Sie jedoch bei ihr den Grundsatz

an,

an, der sich so augenscheinlich bei den Pferden bewährt, daß das Verhalten und die Pflege der Thiere bei ihrem Gedeihen eben so entscheidend ist, als die Quantität des Futters. Je pünktlicher und gleicher Sie Ihr Vieh füttern, je reiner Sie es halten, desto weniger dürfen Sie durch die Quantität des Futters den Schaden ersetzen, der durch die Nichtachtung dieser Forderung entsteht! Die Gesundheit Ihres Rindviehes können Sie nicht besser bewahren, als wenn Sie es nie nüchtern aus dem Stalle lassen, durch Luftzug die Reinigung der Ställe befördern und im Schluß und Anfang des Weideganges die Resignation ausüben, die die Vernunft Ihnen auflegt, da die Gesundheit jedes Viehes gefährdet ist, welches ich durch Nothstand in die Nothwendigkeit setze, die Warnung seines Instinkts in Vermeidung ungesunder Nahrung außer Acht zu lassen.

Die Schafzucht macht jetzt einen der einträglichsten Zweige der landwirthschaftlichen Nutzung aus, ja wir müßten Ueberfluß an Wolle und Schlachtvieh haben, wenn nicht Dummheit, Vorurtheil und Nachlässigkeit der Schäfer dafür sorgten, daß alljährlich ein Drittel, wenn nicht die Hälfte der Schafe, die geboren werden, vor Erreichung des 2. Jahres sterben. Dieses Sterben zu mindern, muß Ihr Hauptaugenmerk seyn, und da es uns noch an gründlicher Einsicht fehlt, welche

Ver-

Vergehen im Hüten den Schafen Tod und Verderben bringen, so müssen Sie sich an die allgemeine Regel halten:

nirgends, wo stehendes Wasser oder Grundgewässer eine ungesunde Vegetation erzeugen, dürfen Schafe ihre Nahrung suchen:

besser, Sie halten etwas weniger Schafe, Sie betreiben einige unschädliche Triften aus zu großer Aengstlichkeit nicht, als daß Sie die große Mortalität Ihrer Schafe um den Lohn Ihrer Bemühung bringt. Bei der Schäferei gilt vor allen der Grundsatz: das Auge des Herrn thut alles, nirgends und zu keiner Stunde des Tages muß der Schäfer in seinen Triften vor Ueberfällen sicher seyn. Können Sie übrigens die Trift-Grundsätze, die ich beim Rindvieh aufgestellt, auf die Schafe anwenden, so sind Sie desto sicherer, Ihren Zweck nicht zu verfehlen.

Die große Zahl der Schafe und der hergebrachte Gebrauch des Verderbens eines ansehnlichen Theils, auf den die Schäfer fast ein Recht erlangt haben, als ein irreparrabile Faktum anzusehen, hat die Schäfer auf eine unverantwortliche Art gegen das Sterben der Schafe gleichgültig gemacht, ob 30 Schafe krepiren, ist in mancher Wirthschaft weniger auffällig, als wenn eine Kuh abgeht, nur dadurch, daß Sie dem Abgang der Schafe als Herr Wichtigkeit geben; daß Sie im äußersten Fall jedes

abge-

abgegangene Stück in Ihrer Gegenwart öffnen lassen, nur dadurch können Sie ihn wichtig machen. Tausende von Schafen könnten in der Mark alljährlich schon dadurch gerettet werden, wenn man sie nicht bei jedem Regen und Wetter oder im Nebel und Thau heraustriebe, wenn man für schwache oder erkraukte Aufmerksamkeit hätte, wenn man sie von den gesunden absonderte und ihnen durch irgend eine Unterstützung aufzuhelfen suchte. Ihre Wintereinstallung muß so viel Abtheilungen haben, als verschiedene Schafe nicht bloß in Alter und Geschlecht, sondern in Hinsicht der Kräfte und der Gesundheit sind. Bei Ihren Winterbesuchen in den Schafställen achten Sie besonders auf die Winkel und die vom Gang entfernte hintere Seite des Schafstalles. Dieß ist der gewöhnliche Aufenthalt der Schwachen, die Ruhe suchen. Das sicherste Mittel, nichts zu übersehen, ist: die Schafe jeder Sorte wöchentlich mehreremale bei dem Herauslassen aus dem Stalle durchzusehen, geschieht dieß dann absichtlich langsamer, als gewöhnlich, so muß einem kein Stück entgehen, welches einer besondern Aufmerksamkeit bedarf. Da die Jährlinge und Lämmer besonders der Sterblichkeit unterworfen sind, so nehmen Sie diese zarte Geschöpfe in Ihren besondern Schutz, und beabsichtigen Sie eine schöne Zuzucht, so lassen Sie die Zeitschafe

schafe nicht mit den Hammeln hungern, sondern wintern sie mit den Jährlingen durch. Haben Sie eine Brennerei, so unterstützen Sie den Milchreichthum der Mütter durch Schlempe zur Hälfte mit Wasser verdünnt. Fehlt es Ihnen an alten Angerplätzen für die abgesetzten Lämmer, so setzen Sie nicht eher, als bis zum Stoppel ab, mischen Sie aber immer mehr alte Hammel darunter, als gewöhnlich ist, diese gehen vorne, führen die Heerde, und reinigen schon dadurch die Trift in etwas von den gefallenen Giften. Steinsalz endlich muß in Ihren sämmtlichen Schafställen das ganze Jahr hindurch im Ueberfluß seyn, auch lassen Sie Jährlinge nicht eher die Roggenstoppeln behüten, bis sie nicht 5 bis 6 Wochen durch das alte Vieh betrieben worden sind.

Verfeinerung der Wolle ist allerdings nach den jetzigen Preisen anräthlich, wenn Sie aber nicht den festen Entschluß haben, keinen Bock zur Begattung zuzulassen, der nicht schon in der 5. Generation ununterbrochen von ächtem Spanischen Blute abstammt, so werden Sie mit der Zeit eben so sehr zurück als vorwärts schreiten.

Entschlossen und muthvoll, Freund! treten Sie Ihre neue Laufbahn an, vor 10 Jahren wären Sie der Genosse eines Handwerks geworden,

jetzt

jetzt haben Sie den gerechten Anspruch, indem Sie sich der Landwirthschaft widmen, mit jedem Jahre an wissenschaftlicher Ausbildung Ihres Fachs zu gewinnen!

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Ein paar Worte zu seiner Zeit über das Meßgeld.

Unter Meßgeld versteht man wohl allgemein eine dem Wirthschafts-Officianten *) oder einem Gehülfen

*) In Ansehung des Namens der Wirthschafts-Officianten herrscht nach den Ländern eine große Verschiedenheit, die Mißverständnisse erzeugen kann und schon öfters erzeugt hat. In Preußischen Ländern heißt der Administrator gewöhnlich Amtmann, im Braunschweigischen Amtsverwalter, und die Gehülfen führen das Prädikat eines Verwalters. Im Königreich Sachsen heißen dagegen die Administratoren überall Verwalter und bei größern Wirthschaften Inspektoren, die Gehülfen aber Wirthschaftsschreiber. Amtsverwalter und Amts-Inspektor sind königl. Würden, die eigentlich auf keinem Posten beruhen, daher lebenslänglich sind und jährlich eine bedeutende Personensteuer entrichten. Insgemein

sein von Seiten der Herrschaft verwilligte Revenüe, welche nach dem vermessenem Getreide erhoben wird. In der Regel wird von jedem Scheffel 1 Gr. angenommen. Indeß sind mir Beispiele bekannt, wo 2 Gr., und dagegen andere, wo nur 6 Pf. bezahlt werden. Auch pflegen in einer und derselben Wirthschaft mehrere Sätze Statt zu finden. So wird z. B. von Oelsaat und Weitzen à Scheffel 2 Gr., von Roggen und Erbsen 1 Gr., von Hafer, Gerste und Wikken aber nur 6 Pf. bezahlt. Anderswo aber Roggen, Gerste, Hafer und Erbsen einander gleich gerechnet, und noch anderswo nur von einer und der andern Sorte Körner Meßgeld entrichtet.

Ich kenne nur wenige Güter, wo das Meßgeld nicht üblich ist, kann aber nicht sagen, aus welchem Grunde die Ausnahme zur Gewohnheit gemacht worden ist. Vielleicht gab es einmal eine Veranlassung, welche man für wichtig genug fand, von nun an von der ältern Gewohnheit gänzlich abzu-

gemein sind die Kammergutspächter mit diesem Prädikate beehrt. Mithin entspricht es dem Oberamtmann und Amtsrathe im Preußischen. In südlichen Ländern heißt meines Wissens ein Administrator Kastner, und eine höhere Würde zeigt das Prädikat Oekonomie-Rath oder Wirthschafts-Direktor (eine überaus schickliche Benennung) an.

Pohl.

abzugehen. Uebrigens scheint mir das Meßgeld allgemein zu seyn, wenigstens ist mir nicht bekannt, wo es in einem ganzen Lande oder auch nur in einem Distrikte nicht gewöhnlich wäre. Auch vermag ich keine Urkunde nachzuweisen, wo die Landesgesetze darüber bestimmte Anordnungen gemacht hätten.

Es ist wohl kaum zu läugnen, daß das Meßgeld sein Emporkommen der freien Willkühr zu verdanken habe. Wenigstens scheint mir die Verschiedenheit, welche dabei Statt findet unverkennbar darauf hinzudeuten. Vielleicht nahm anfänglich die Herrschaft davon keinen Antheil oder Notiz. So ist es auch noch hier und da.

Wo der Getreidebau stark ist und die Güter von beträchtlichem Umfange sind, da begründet das Meßgeld gar nicht selten ein hübsches Sümmchen und übersteigt wohl gar das Solair. Nur kommt es auch hierbei auf die nähern Umstände und die Bestimmung an. Dagegen ist es auf manchen Gütern höchst unbedeutend.

Auch in Hinsicht der Person, welche auf einem Gute das Meßgeld erhält, pflegt ein Unterschied Statt zu finden. In der Regel scheint es für den Verwalter oder demjenigen zuerkannt zu werden, welcher die Wirthschaft in Aufsicht hat. Wo aber mehr Officianten in einer Wirthschaft angestellt sind,

da

da erhält es in der Regel der, welcher die Aufsicht über den Boden hat, und mit dem Prädikate eines Schüssers, Kastners, Kornschreibers u. s. w. belegt wird. In diesem Falle pflegt das Sportelchen von Bedeutung zu seyn. Ein andermal fällt das Meßgeld in eine Kasse, welche zu gewissen Zeiten unter die sämmtlichen Officianten gleichmäßig oder nach bestimmten Antheilen vertheilt wird. Nur als Ausnahmen kommen Fälle vor, wo Personen das Meßgeld empfangen, welche weder das Vermessungsgeschäft verrichten, noch die Aufsicht über die Getreideböden haben und so zum Meßgelde gar nicht berechtigt zu seyn scheinen. Die Einrichtung wurde vielleicht bei Dienstveränderungen oder bei Lieblingsangelegenheiten gemacht. So ist mir einmal der Fall vorgekommen, wo die Herrschaft das Meßgeld selbst nimmt, und vom Verwalter der Frau Principalin als ein Haubengeld verrechnet werden muß *).

Irre

*) Ich erlaube mir ein Anekdötchen beizufügen. Ein gewisser Gutsbesitzer in Sachsen nahm einen Hohmeister auf eins seiner Güter an, um mit diesem das Gut selbst zu bewirthschaften. Er sicherte ihm außer dem Lohn von 60 Thlr. noch das Meßgeld zu. Da nun aber nach Verlauf von einem Jahre die Wirthschaft gänzlich herunter und in Unordnung gekommen war, wurde ein Verwalter angenommen,

Irre ich nicht, so soll das zuerkannte Meßgeld entweder eine Zulage zum Salair oder eine Aufmunterung zum Fleiße seyn. Wir wollen sehen, was dabei zu loben oder zu bedenken sey.

Es ist eine löbliche Gesinnung und für eine Wirthschaft gewiß jederzeit sehr nützlich, wenn eine Herr-

men, von dem man auch sogleich Wunder verlangte. Auch diesem versicherte der Herr unter andern annehmlichen Versprechungen das Meßgeld zu, welches jährlich auf 60 Thlr. zu bringen seyn sollte. Jener verlangte nach seinem frühern Rechte das Meßgeld, dieser aber machte als Wirthschaftsvorsteher seine Rechte geltend. Wie würden Sie, meine Herren Kollegen, diesen Streit gehoben haben? — Wie ihn der Principal zu heben suchte, will ich Ihnen sagen. Er sprach dem Verwalter das Meßgeld zu, und was wenige errathen haben würden, eben so unverlegen auch dem Hohmeister, welcher ihn klagend anging. Bei fernerem Streit befahl er, daß sich beide mit einander vergleichen und ihn mit solchen Hudeleien verschonen sollten. Da auch hier kein Vergleich zu Stande kam, muthete der Herr dem Verwalter zu, den Hohmeister bei einer schicklichen Gelegenheit dienstlos zu machen, was aber der Verwalter nicht that; er sahe sich selbst nach einem andern Dienst um — befindet sich wohl und trägt den Ruf eines tüchtigen und redlichen Landwirths.

Herrschaft darauf bedacht ist, ihre Leute in angenehme Verhältnisse zu setzen. Die Bedingungen sind erfüllt, wenn sie sich bei einer humanen Behandlung auch einer sichern Einnahme erfreuen, aus welcher sie ihre häuslichen Bedürfnisse ohne ängstliche Sorgen bestreiten können. Wer sich in seiner Lage glücklich findet, wird auch in jeder Hinsicht bestrebt seyn, den Vortheil einer gütigen Herrschaft zu suchen, und dieses als das sicherste Mittel betrachten auf dem inne habenden Posten zu verbleiben, ja mit diesem Wunsche wird sich die gewiß selten fehlende aufrichtige Liebe der Herrschaft stets nützend verschwistern. Nimmt man nun noch dazu, daß es für eine Wirthschaft selbst vom größten Nachtheile sey, wenn die Verwalter fleißig wechseln und keiner auf ein langes Bleiben rechnet, so würde eine Herrschaft ihren eigentlichen Vortheil verkennen, wenn sie nicht alles thäte, den geprüften, fleißigen und redlichen Mann in Liebe zu gewinnen uud durch ein als anerkanntes glückliches Loos zu behalten. Mithin kann man als Klugheit gelten lassen, das Meßgeld als eine Aufmunterung zuzusichern, zumal, wenn es eine Herrschaft nicht aus eigener Kasse bezahlt, wie doch insgemein angenommen wird. Und wer es von dieser Seite allein betrachtet, wird den Beifall gewiß zollen. Jedoch gibt es noch andere Seiten, die unsers genauen Anblicks sicherlich würdig sind.

Mei-

Meines Erachtens wird das Meßgeld bei denen, welche es erhalten, dieselbe Wirkung hervorbringen, als man längst beim Sportelwesen überhaupt bemerkt hat. Was darüber schon öfters gesagt und geschrieben worden, kann auch hier angezogen werden.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß eine bestimmte und pünktlich gezahlte Besoldung in jeder Hinsicht nützender sey als eine Sporteleinnahme, die jederzeit schwankend ist. Denn wer weiß, was er zu verthun habe, hat die nächste Veranlassung guter Wirth zu seyn, und in der Regel sind es auch gerade die Menschen, welche eine höchst bestimmte Einnahme für ihre Unterhaltung genießen. Es liegt dieß in der Natur der Sache. Man findet sich zur Eintheilung des Seinigen veranlaßt und lernt durch einzelne Vorkömmlichkeiten dasselbe würdigen und behandeln. Der Mensch gewöhnt sich an Verhältnisse, die einen Kreislauf machen, leichtlich, und die Ordnung wird ihm gleichsam zur zweiten Natur. Man wird unter seinen Bekannten Männer, ganze Familien nachweisen können, die bei einer sehr beschränkten Einnahme ein wahres häusliches Glück genießen, zwar von Geld zersplitternden Dingen entfernt bleiben, aber dagegen im Nöthigen keinen Mangel leiden, da im Gegentheil Manche ihres Standes bei viel größern Zuflüssen in ihre Kasse wohl noch Schulden ma-

chen und von Sorgen zum Mißmuth gezogen werden.

Wenn hingegen die Einnahmen auf Sporteln beruhen, so treten gar leichtlich Mißverhältnisse ein. Einmal werden die Sporteln vom Publikum viel höher gerechnet, als sie in der That sind. Man nimmt dabei das Höchste an, und übersieht die Ausfälle fast immer. Der, welcher auf Sporteln gesetzt ist, wird entweder seinen gewagten Wunsch nicht erreichen oder wider Erwarten bei vorkommenden Fällen übersteigen finden. Das erstere erweckt Unruhe, Mißmuth und Unzufriedenheit mit seinem Schicksale, und wenn sich diese einnisten, dann flieht auch das häusliche Glück. Wird die Erwartung aber zuweilen übersteigen, so keimt dagegen der Same des Uebermuths, man findet sich zu augenblicklichen Ausgaben begünstigt, die man ohne den eingetretenen Glücksfall vielleicht nie machen würde. Allein die Erfahrung sagt es laut genug, daß grade solche Ausgaben die ersten Schritte zur Verschwendung selbst sind. Wer ein, zwei Mal unnöthige Ausgaben macht und dadurch seine Kasse erschöpft, der ist eingeweiht bei nächster Gelegenheit neue Mißgriffe zu thun, und späterhin Verschwender und noch mehr zu werden. Man nehme sich die Mühe, die Geschichte zerrütteter Familien um Belege zu fragen.

Wer

Wer ferner eine Anlage zum Geize hat, bei dem wird das Sportelwesen, wiewohl in einer ganz andern Richtung, noch gefährlicher, als bei dem schnell handelnden, dem Leichtsinnigen. Da der Trieb schon in ihm erwacht ist, mühsam für sein Eigenthum zu arbeiten, so wird er das Sportelwesen dahin zu benutzen wissen, seine Sümmchen schwerer zu machen. Die Schlauheit wird sich ausbilden und ihn in seiner eigenen Angelegenheit gewandt machen, um an der Klippe der Ehrlichkeit nicht zu scheitern.

Eine Herrschaft, welche das Meßgeld verstattet, sucht und greift diese Gelegenheit, ihrem Officianten eine Gehaltszulage zu versichern, gewiß gern auf, wird auch selten unterlassen, bei der Annahme eines neuen Officianten diese (im Meßgelde begriffene) Gehaltsvergrößerung als sehr bedeutend in Erwägung zu bringen. Nach meiner Erfahrung legt man öfterer zu viel als zu wenig Werth darauf. Man findet darin wohl gar eine Vergütung eines kärglichen Salairs. Also die Sportel soll auch hier, wie in andern Fächern, eine Ausgleichung seyn, und sonach den Officianten beruhigen, wenn er Muth genug hat, erkennen zu geben, daß er beim angemutheten Gehalte nicht bestehen könne.

Daraus erzeugen sich aber am öftern Mißverhältnisse, die der Herrschaft und dem Officianten

im

im gleichen Maße zum Nachtheile gereichen. Die erstere sieht vielleicht die Sache für zu geringfügig an, sich der Mühe zu unterziehen, um nachzurechnen und einen richtigen Durchschnitt zu machen, welcher leichtlich gefunden würde, wenn man einige Jahre zusammen nähme. Wenigstens wäre diese Ausmittelung löblicher, als die vielleicht nicht ganz seltene Gesinnung, den für sich sprechenden Officianten so bald wie möglich los zu werden oder zufrieden zu stellen. Freilich kann es nicht rühmlich heißen, und aus keinem Grunde gebilligt werden, wenn eine Herrschaft schon bei der Annahme eines Dieners ihre Zuflucht zur Ueberlistung nimmt, um dadurch sich eine Ersparniß zu machen. Es ist aber schon sehr oft geschehen. Entwickeln wir aus vielen Einzelnheiten einen Gemeinsatz, so rechnet die Herrschaft dem Officianten eine größere Summe an, als sich in der Folge wirklich auswirft. Der Officiant vermag es vielleicht nicht, die Wahrheit zu überrechnen, und die Verhältnisse verstatten ihm nicht, Mißtrauen in die Worte eines Principals zu setzen.

Ueberdieß werden wohl in der Folge noch Abzüge von dieser ohnehin viel zu hoch angenommenen Summe gemacht. Sie offenbaren sich erst hinterdrein oder machen sich erst durch eintretende Fälle und Umstände geltend.

Einmal wird der Officiant summarisch auf das Meßgeld vertröstet, allenfalls mit der nähern Bestimmung, daß dieß von allem Getreide erhoben werden soll, was aus der Wirthschaft veräußert wird. Hinterdrein vernimmt der Officiant erst mit Erstaunen, daß viele Deputate unentgeltlich vermessen werden, und die Empfänger bezeugen ihm, daß sie noch nie ein Meßgeld bezahlt hätten, und bemerken, daß dadurch der Werth des erhaltenen Getreides verringert würde.

Dann ist zweitens nicht bestimmt worden, daß das, was die Herrschaft kauft, oder auf ihre Rechnung vermessen läßt, nicht unter der Rubrik mit begriffen sey, von der Meßgeld erhoben werden soll. Aus den ältern Rechnungen ergibt sich auch wirklich, daß diese Exception üblich sey, oder es wird in den Rechnungen, wenn es angesetzt worden, vom Inspektor oder vom Herrn selbst monitirt. Man bedient sich hierbei der Redensart, daß man von einer Herrschaft, in deren Lohn und Brot man stehe, keine Sporteln ziehen könne.

In dieser Ausnahme geht man gemeiniglich noch weiter, und es macht sich wohl, daß dem Vermesser nichts mehr übrig bleibt, was zugesichertes Meßgeld auswirft. Bald verschenkt der Principal eine Summe Getreide an seine Verwandte, Freunde, oder deckt damit eine Schuld. Entweder begibt sich dabei der Officiante von selbst aus

Bescheidenheit oder sonst einem Grunde seiner Revenue, oder wird, wenn er sie fordert, artig oder unartig mit seiner Forderung zurückgewiesen. Ein ander Mal übernimmt der Principal eine Lieferung, z. B. an ein Institut, Magazin u. s. w., die vielleicht den ganzen Vorrath an Getreide erschöpft. Man verlacht die Forderung eines Meßgeldes. Der Fordernde beklagt sich vielleicht beim Principale, und erhält von diesem die Antwort, daß er sein Meßgeld bekommen müßte, ob er gleich solches weder eingehandelt, noch viel weniger Neigung hat, sich als Schuldner anzugeben und den Ausfall zu vergüten. — Oder der Herr schafft eine Menge Staatspferde an, bewirthet viele Fremde, deren Pferde vollends den Rest des Hafers, der Gerste und einen Theil des Roggens auffressen. Oder, der Principal erwartet Getreidetheuerung und verschließt seine Böden auf 3, 5 und mehr Jahre, um durch Vorräthe große Summen auf einem Brete einzustreichen. Der Officiant wird indeß auf ein anderes Gut versetzt oder nimmt seine Dimission. Oder, was sich ebenfalls in meiner Nachbarschaft ereignet hat, man sammelt Vorräthe auf erwartete hohe Preise, nimmt aber auf die Qualität der Schutthöden keine Rücksicht, erspart die Ausbesserung des Daches, läßt das Getreide beregnen und dumpfig werden, findet dazu, wenn man den Verlust bemerkt, in aller Geschwindigkeit keinen

Käu-

Käufer, und wendet es über Hals und Kopf zum Branntweinbrennen an, wodurch das Getreide wieder in die Rubrik fällt, welche kein Meßgeld auswirft.

Beurtheilen wir diese Angelegenheit nach den Regeln der Billigkeit, so werden wir als unbefangene Zuschauer lieber auf die Seite der klagenden Officianten als der gewinnsuchenden Herrschaften treten. Denn soll das verheißene Meßgeld das seyn, für was es ausgegeben wird, als Theil des Gehaltes oder als ein reeller Gegenstand zur Aufmunterung des Fleißes und der Redlichkeit, so muß der, welcher darauf verwiesen worden, für jeden Scheffel vermessenes Getreide, was nach Abzug des Wirthschaftsbedarf vom Boden kommt, oder zugemessen wird, das Meßgeld erhalten. Ist der Herr mittel- oder unmittelbar selbst Käufer, so muß er sich auch selbst verpflichtet halten, den zugesagten Meßschilling zu entrichten, und das aus dem höchst einfachen Grunde, weil, wenn sich die Herrschaft nicht zum Käufer gemacht hätte, ein Fremder gekauft und Meßgeld bezahlt haben würde. Auch wenn durch Schuld der Herrschaft die zugesicherte Revenue geschmälert worden, kann sie nach den Gesetzen der Billigkeit nicht umhin, dem Officianten das Meßgeld in so weit zu vergüten, als es beeinträchtigt ward. Selbst auf den Fall einer Uebergabe kann dem Abgehenden das Meßgeld vom sämmtlichen

Vor-

Vorrathe nach Abzug des Wirthschaftsbedarf bis zur nächsten Ernte, nicht entzogen werden. Denn dieser Ueberschuß war längst verkäufliche Waare, und wird dem Eigenthümer als solche auch wirklich zugemessen. Unmöglich kann dieser es unbillig finden, wenn man bei veränderten Umständen, z. B. Dienstwechsel, ihm die Zumuthung des Verlags macht. Und in zweifelhaften Fällen ist es billig, daß eine Herrschaft lieber den Verlust trage, als sich der Gefahr auszusetzen, Jemanden von ihren Leuten offenbar oder scheinbar Unrecht zu thun. Der Niedere empfindet den Verlust mehr als sein Höherer. Eine Kleinigkeit in den Augen des letztern wird in den Augen des erstern zur Summe, die oft wichtigen Bezug auf seine Verhältnisse hat und haben muß. Es ist eine höchst tadelnswerthe Eigenheit der Großen, so freigebig in Versprechungen gegen ihre Leute zu seyn, dann es wirklich oder dem Scheine nach vergessen, oder am Ende sich durch Ausflüchte vom Geben selbst zu entbinden.

Betrachtet dagegen eine Herrschaft das Meßgeld nur als eine Gelegenheit, hurtig mit dem Abschlusse der Annahmebedingungen fertig zu werden, und achtet dann nicht weiter darauf, oder hält es wohl gar unter ihrer Würde, auf das Wohl ihrer Diener zu achten, die wird nicht nur nicht bei vorkommenden Fällen unbillig, sondern auch ohne Bedenken grausam seyn. Es wird ihr gleichgültig

seyn,

seyn, unter welcher Kathegorie man ihren Karakter beurtheilt und aus Thatsachen belegt. Auch hier wird das Sprüchwort, wie der Herr so der Knecht, sich vielfach bewerthen. Will man vom Diener mehr Bravheit verlangen, als vom Herrn? Der erste wird sich gar bald in die Denkart des letztern finden, und sich die Fähigkeit erwerben, mit dem Maße zu messen, mit welchem man ihm gemessen hat. Auf diesem Wege mag schon mancher junge Mann verdorben worden seyn, der die Anlage in sich hatte, einer der schätzbarsten Männer zu werden. Indeß wollen wir die Fälle, wo Wortspielerei zur Tagesordnung gehört, der guten Sache wegen als Ausnahme von der Regel ansehen, und ihrer als der Landwirthe unwürdig nicht weiter gedenken.

Meßgeld zu nehmen ist für den Officianten keine angenehme Sache, wie mir jeder zugeben wird, der auf Meßgeld gewiesen war und die Verhältnisse dabei kennen lernte. Soll er als Vermesser das Meßgeld vom Abkäufer einkassiren, so wird die Einnahme sehr mißlich und selbst bei vielem Verkaufe zurückbleiben, zumal der Berechtigte weichherzig, bescheiden und ehrliebend ist. Es wird öfters auf ein Nichts zusammenschmelzen. Es greift wahrhaftig das Herz an, wenn man sieht, daß der arme Käufer, um den erhandelten Scheffel zu bezahlen, schon alle Pfennige zusammen-

mensucht, und wahrnimmt, daß er wegen dem nicht erwarteten Groschen Meßgeld veranlaßt wird, sein Getreide zurückzulassen und vorerst den Groschen bei einem Freunde zu erborgen. Der Officiant gewöhnt sich wohl hartherzig genug zu seyn, den möglichst hohen Handel abzuschließen, aber wenn es dann bis auf sein Eigenthum kömmt, dann gibt er gern nach. — Der Abnehmer hingegen, welcher große Quantitäten Getreide erhandelt, gibt nach seinem Willen über Bausch und Bogen, und sieht die Zahlung eines Meßgeldes als ein Geschenk an und will damit jedesmal verbindlich machen, wenn es für dießmal zu spät ist, doch ein andermal Nuzzen davon ziehen. Oder, was noch öfter der Fall ist, er wählt einen noch offenern Weg, verspricht, ehe das Geschäft noch beginnt, auf die Kondition ein Ansehnliches zu bezahlen, wenn man ihm durch gutes Maß gefällig wäre u. s. w. Der ehrliche Mann läßt dann leichtlich sein Meßgeld fahren oder beschränken, wenn er nur ohne weitere Zudringlichkeit den Käufer dadurch los wird.

Insgemein sieht der Käufer das Meßgeld als eine Art von vornehmer Bettelei an, und wird gegen den Fordernden hart, ohne es sich selbst zu sagen, daß er hart sey. Es ist just der Fall hier, wie bei der großen Anzahl der Neujahrssöldner, welche angewiesen sind beim Jahreswechsel einen Theil ihres zugesicherten und angerechneten Salairs

einzukassiren. Der Geber aber dagegen sieht das, was er gibt als eine Art von Wohlthat an, die eines submissen Dankes werth sey.

Treten wir wieder einen Schritt zurück, und betrachten das Meßgeld in der Beziehung der Herrschaft und des Officanten, als aus einem Gesichtspunkte, so ergeben sich wohl noch folgende betrachtenswerthe Wahrheiten.

Ist der Officante ein Mann, der strenge auf das Zugesicherte hält, so wird er Mittel und Wege finden, sich dasselbe in Einnahme zu bringen. Kann er es nicht vom Käufer erhalten, so muß ihm der, welcher es ihm verheißen hat, reichen. Er wird ungefähr so schließen: „der Herr hat mir das Meßgeld als Salair verwilligt, und ist daher auch schuldig, mir dasselbe selbst zu vergüten, wenn mirs nicht gelingt durch einen Fremden, wie der Herr zu wünschen scheint, zu dem Meinigen zu kommen. Ich thue alles, was ich nach meinen Kräften vermag, und halte sonach mein gegebenes Wort. Da ich aber sehe, daß mein Herr mir nicht Wort hält, so muß ich als schwächerer Theil durch List zu dem Meinigen zu gelangen suchen. Er hat seinen Willen im Glauben, und ich freue mich meines Weges des Gelingens.“ Ein gewöhnlicher Weg, welchen der Niedere einschlagen muß, wenn er das Seinige fordert, wo er nicht sein Recht auf offenem Wege verfechten kann. Viele

bemer-

bemerken es nicht, daß man sich ihrer wider Willen bemächtigt habe, andere bemerkens, aber wollen es nicht wissen lassen, es bemerkt zu haben, noch andere schreien über Unredlichkeit, und wollen es sich nicht einfallen lassen, daß sie dazu die Thüre geöffnet haben. Die Zänkerei findet dann offenes Feld. Bleibt es, wie es gewiß anfänglich wohl immer nur der Fall ist, auf dem Punkte der reinen Ausgleichung, so wird es dem Unbefangenen ein Lächeln abnöthigen. Aber, aber, jede nicht rein moralisch gute Handlung ist nur zu leicht der Uebergang zu Wegen, die der Unredliche gewohnt ist zu wandeln. Eine Philosophie, die sich der Mensch für seine Verhältnisse erklügelt, wird schwerlich die Prüfung des ächten Cosmopoliten aushalten.

Eingedenk der Unverhältnisse, welche durch das leidige Meßgeld von jeher zum Bürgerrechte gelangt sind, haben auch manche in neuern Zeiten den klügern Weg eingeschlagen, entweder durch ein höheres, auskommliches Salair das Meßgeld zu vergüten, oder solches aus ihrer eigenen Kasse zu bezahlen. Es ist wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß sie außer der Sicherheit eine reine Berechnung ihrer Güter zu erhalten, dabei auf keinen Fall zu kurz kamen. Ihre Rechnungen könnten dieß beurkunden. Ich kenne in der That keinen bessern Weg, allem Unterschleife und Drucke vorzubeugen, und, worauf eine Herrschaft vor allererst sehen muß,

die

die Moralität ihrer Officianten rein zu erhalten *).

Ich wollte mich herzlich freuen, wenn meine Bemühung den guten Erfolg hätte, daß ein so klippenreicher Weg geebnet würde. Einer Parteilichkeit wird man mich wohl nicht beschuldigen können. Träfe es sich, daß Eins oder das Andere dem einen näher käme als dem andern, so liegt der Grund einzig in der Sache und kann mir deshalb unmöglich zur Last fallen, denn der Wille, Jemanden persönlich zu nahe zu treten, ist mir fremd.

*) Wir haben überhaupt sehr wichtige Ursachen, für die vollste Ausbildung der Wirthschafts-Administratoren und ihrer Gehülfen Bedacht zu nehmen. Wer Sachkenner ist, weiß es ohne meine Erinnerung, welcher Segen auf ihren Fähigkeiten beruht. Allein sie selbst müssen auch, wie es bei andern Ständen ist, alsdann auf sichere Belohnung und Ehre rechnen dürfen, wenn sie es früher über sich nehmen, den mühevollen Weg zu bestehen, sich reelle Kenntnisse ihres Gewerbes zu verschaffen. Der fähigste Kof wird ohne Anregung nie zu dem Grade der Ausbildung gelangen, wozu er berechtigt ist. Und ist es denn eine Kleinigkeit, Jemanden sein Gut anzuvertrauen, ohne Rücksicht auf die Wahl der Subjekte zu sehen! Wird der Ausgebildete nicht mehr leisten, als der ungefähre Aufschuß!

Jetzt

Jetzt, da sich so mancher Uebelstand offenbart, theils weil die Landwirthe selbst im Durchschnitte eine höhere Bildung sich zu verschaffen suchen, theils weil die Verhältnisse durch Vervollkommnung des Gewerbes auf Verdrängung gehaltloser Gewohnheiten hindeuten, wäre es auch der Mühe werth, das Dienstwesen bei der Landwirthschaft zu berücksichtigen. Wird dieses veredelt, was gar nicht schwer zu seyn scheint, wenn man nur ernstlichen Willen dazu hat, so werden in unglaublicher Schnelligkeit eine Menge schlechte Wirthschaften sich in wahrhafte Musterwirthschaften verwandeln, die man immer noch so selten findet.

Pohl.

V.

Welche Verhältnisse werden sich aus den gegenwärtigen bei der Landwirthschaft für die Zukunft entwickeln?

Zu keiner Zeit haben unter den Landwirthen wohl mehr Unzufriedenheit und Mißmuth Posto gefaßt, als jetzt. Wo man nur hin hört, vernimmt man Klagen über unerwartete und traurige Verhältnisse. Sie sind zu allgemein, als daß sie Jemand verkennen könnte. Ja es wäre Bosheit, zur Zeit der Alles fassenden Noth noch zu fragen, ob sie auch gegründet sind? Der seichteste, kalt-

blü-

blütigste Beobachter wird Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Und doch müssen wir nach Ruhe streben, um auf der andern Seite nicht vorlaut zu seyn und die Folgen aus falschen Ursachen zu erklären. Wir wollen es in dieser fragmentistischen Abhandlung wagen, ruhige Blicke in die Zukunft zu thun, um Mittel und Wege auszuspähen, derselben als Männer entgegen zu wandeln. Dazu wird vorzugsweise nöthig seyn, die Gegenwart unparteiisch durchzuschauen, auch wenn uns dieß wehe thun sollte.

Wollen wir diese jetzt für uns so wichtige Angelegenheit gründlich beurkunden, so müssen wir uns gewisse Ruhepunkte festsetzen. Sie mögen folgende seyn:

1) Die Aeußerungen der gegenwärtigen Verhältnisse und ihre mannigfaltigen Beziehungen. Dabei haben wir wiederum zu sehen auf ihre Entstehung und auf die Art und Weise, wie sie sich geltend gemacht haben.
2) Dann wollen wir Mittel aufsuchen, das Unebene auszugleichen, und
3) Endlich uns eine den Verhältnissen angepaßte Handlungsweise entwerfen.

Wenn ich richtig beobachtet habe, so klagt man den Krieg und die Staatsverhältnisse ohne andere Ursachen zu berühren, als die gegenwärtige Noth herbeiführend, an. Sonach übersähe man aber ein ganzes Gebiet von erweislichen Wahrheiten, die ebenfalls sehr hart ansprechen. Allerdings haben die politischen Verhältnisse den größern Antheil, und zwar eben so unmittelbar, als sie auf der andern Seite mittelbar harten Druck veranlassen. Was ihnen zugeschrieben werden muß, ist, allgemein ausgedrückt, dasjenige, was gegenwärtig die größere Zahl von Individuen eines Staats empfindlich drückt, und insbesondere diejenigen, welche ein starkes Betriebskapital zu ihrem Gewerbe benöthigt sind, und am meisten wiederum diejenigen schonen, welche ein bestimmtes Salair pünktlich empfangen, also gerade die Klassen, welche vor der unglücklichen Katastrophe den Druck allein empfanden.

Allerdings führten die für alle Völker Europas so unglücklichen Kriege auch die gegenwartigen politischen Mißverhältnisse fast mit einem Male herbei. Und dieß scheint mir auch die Veranlassung zu seyn, warum man dem Kriege mehr zur Last legt, als ihm unparteiisch zur Last gelegt werden kann. Allein man scheint im Drange der vollzähligen Mißverhältnisse zu übersehen, daß noch von andern Seiten her und aus ganz andern Quellen

len, die im Gebiete der Landwirthschaft in ihrer weitern Beziehung selbst liegen, zerstörende Uebel hervorgingen. Diese wollen wir in der Folge vorzüglich scharf zu fassen suchen, weil sie allein dem Landwirthe verstatten, seine Kräfte gegen das Heer von Drangsalen zu entbieten. Wir wollen aber immer die Meinung vor Augen haben, daß sie der Krieg schneller herbeigezogen und reif gemacht habe, als es ohne denselben geschehen seyn würde.

Schon darin belegt sich unsere Angabe, daß man die Erscheinung, durch welche sich die Gegenwart karakterisirt, als möglich und gewiß kommend längst vorher verkündigt hat, ja sogar von Vielen mit und ohne Verstand herbeigewünscht worden ist. Der Landwirth, welcher sich einer glücklichen Periode seines Gewerbes erfreute, achtete nur nicht darauf, und am wenigsten beugte er derselben vor, vielmehr ließ er sich keck genug finden, der Warnung Hellersehenden zu Trotze zu handeln. Bei solcher Gesinnung mußte wahrhaftig manche unverständige Handlung den Schwächern verleiten. Dieß will man sich jetzt freilich nicht eingestehen, und man findet es dagegen hart, zur Zeit der Noth dasselbe zu rügen, so wie überhaupt der Gedrückte, der Leidende über Lieblosigkeit klagt. Allein der Arzt, welcher eine radikale Kur beabsichtigt, muß sich gegen die Stimmung seines Patienten hart machen und nach Einsicht verfahren.

Die hauptsächlichsten Folgen, die der Krieg in der Landwirthschaft hervorbrachte, scheinen folgende zu seyn:

1) Verminderung des baaren Geldes und des Kredits. Unzertrennlich folgen dieser alle Mal hohe Interessen und Aufkündigung der Kapitalien.

2) Störung des Handelsverkehrs mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen. Das Niedersinken der gewohnten Preise ist wiederum eine unzertrennliche Schwester davon.

3) Kontributionsleistungen und momentane Geld- und Naturalien-Lieferungen.

4) Das Feilwerden sehr vieler Landgüter und Aufkündigen der Pachtungen.

5) Furcht vor bevorstehenden, wahrscheinlichen und möglichen Veränderungen und dadurch neuen Verhältnissen, wie den Unbequemlichkeiten, die daraus hervorgehen. — Die hier und da wirklich gemachten Anfänge vermehrten die Furcht, und man ging zu der Meinung über, daß in dem nächsten Decennium große Umschaffungen geschehen würden.

Was sonst noch geschah, kann nicht als allgemein angesehen werden, sondern trägt nur theilweise dazu bei, die allgemeine Noth zu vergrößern. Dabei ist aber keineswegs zu läugnen, daß Tausende

sende dadurch mehr oder wohl gar einzig ruinirt worden sind. Beispiele dieser Unglücksfälle sind die grassen Plünderungen, die boshaften Verheerungen der Landgüter, der Anlagen, das Wegtreiben der Heerden und ihre Ansteckung mit fernen Krankheiten; die Vorspanne, das Botenwesen, die Schanz- und Festungsarbeiten; Störungen des Gewerbes überhaupt, insbesondere durch Einquartirung, durch Zerrüttung der Familienverhältnisse und Jammerscenen mancher Art, die unser Zeitalter nicht sehen sollte.

So durchgreifend auch diese Kriegsfolgen sind, so würden sie sich auch dießmal nach und nach abstumpfen und das Ganze sich in sein Gleichgewicht zurücksetzen, wenn aus Pandoras geöffneter Büchse nicht sonst noch andere Fatalia in das Gebiet der Landwirthschaft gekommen wären. Sie sind mannigfaltig und in ihren Folgen zu wichtig, als daß wir nicht zunächst absichtlich dabei verweilen sollten, um zu sehen, ob ihr Nacken durch unsern angestrengten Muth nicht zu beugen sey.

(Fortsetzung nächstens.)

VI.

Der Sattelkarpfen.

Die Landwirthschaft erweitert sich hauptsächlich durch neue Entdeckungen in der ihr zunächst liegenden Naturkunde. Die geringfügigst scheinende Bemerkung war schon oft die erste Veranlassung zu sehr wichtigen Entdeckungen. Es scheint mir daher keine verdienstlose Arbeit zu seyn, Bemerkungen mitzutheilen, welche man für neu findet. Der Sachverständige wird dadurch in Anspruch genommen, den Gegenstand weiter zu verarbeiten und durch seine Kenntniß geprüft und erweitert der Gewerbswissenschaft zweckmäßig einzupassen.

Eingedenk dieser Wahrheit wage ichs, meinem Versprechen gemäß auf eine neue Karpfenart aufmerksam zu machen. Zu dieser Absicht werde ich sowohl meine eigene Bemerkungen als die meiner aufmerksamen Freunde über diesen Gegenstand treulich mittheilen. Kann ich nicht Jedes Wunsch mit meiner Gabe zufriedenstellen, so ist das nicht meine Schuld.

Ich kann mich hierbei nur schwer zurückhalten, eine ausführliche Abhandlung der Karpfengattung, wozu unsere neue Art gehört, zurückzulegen und bei

der

der neu entdeckten ausschließlich zu verweilen. Denn diese Fischgattung ist unter den Teutschen Fischen nicht nur die zahlreichste *), sondern auch für den Landwirth bei weitem die wichtigste. Jedes stehende oder fließende Wasser hat zum wenigsten die eine oder die andere Art aus der großen Familie zum Bewohner. Einige sind überall zu finden, andere dagegen nach Provinzen vertheilt und bekannt. Würde man sie aber durch Versetzen herbeibringen, so würden auch unsere Gewässer, die, weil sie von jeher nur wenig Arten gehabt haben, gewiß wieder fischreich werden und die landwirthschaftliche Benutzung um vieles erhöhen. Durch das

*) Denn nicht allein die beiden Karpfenarten, der gemeine Karpfe, Cyprinus carpio, und der seit ungefähr 50 Jahren ebenfalls in Sachsen entdeckte Spiegelkarpfen, sind Arten von dieser überaus wichtigen Gattung, welche in unsern Teutschen Gewässern vorkommen und leben. Der Uebersicht wegen mögen sie hier stehen: die Plötze, das Rothauge, die Nase, die Zärthe, der Döbel, der Aland (im Erzgebirge Altfisch), der Rapfen, die Alandblecke, der Bitterling, der Uckelei, der Gründling, die Elritze, die Zope, die Güster, die Karausche, die Giebel, der Bley, der Schley, der Goldschley, die Barbe, der Kühling und die Ziege.

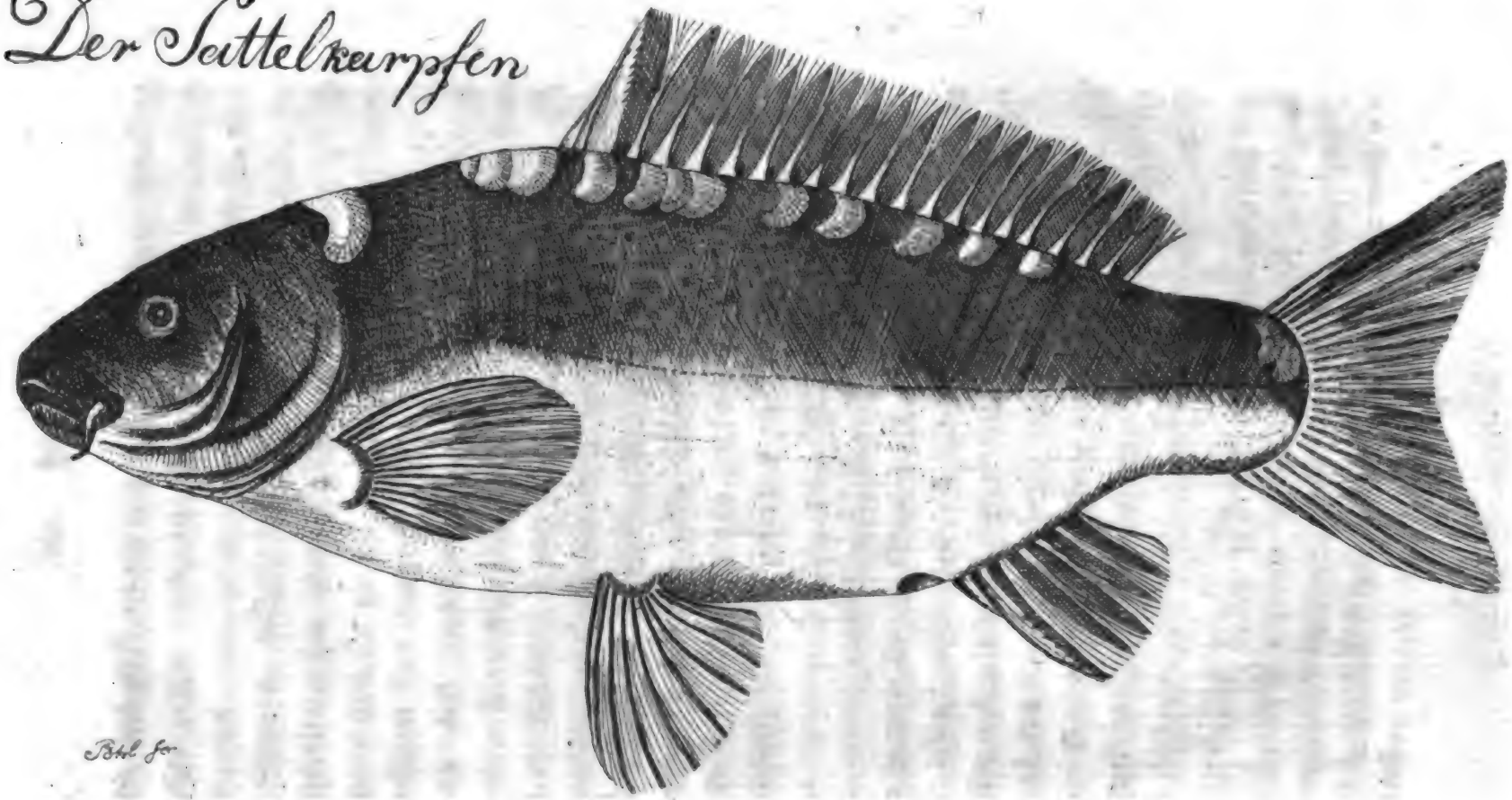
das Versetzen sind wir zum gemeinen Karpfen, wie dem wahrscheinlich daraus entstandenen Spiegelkarpfen gekommen.

Alle Arten des Karpfengeschlechts haben ein eßbares und mehrere ein vorzüglich beliebtes Fleisch.

Die Karpfengattung ist es ferner vorzüglich, welche die Fischerei zu einem beliebten und nützlichen Zweige der Landwirthschaft macht. In unserer Gegend, und wohl auch in ganz Teutschland, ist es der gemeine Karpfen, mit Einschluß des weniger gemeinen Spiegelkarpfens, welcher die Aufmerksamkeit seit seiner Entdeckung auf sich zu ziehen wußte. Im Erzgebirge ist es die Forelle, in Kur-, Lief- und Ehstland aber die Karausche, welche den größten Nutzen gewährt.

Dessen ungeachtet ist die Naturgeschichte der landwirthschaftlichen Fische noch wenig bearbeitet. Nur in den Werken der Naturforscher finden wir darüber naturhistorische Bemerkungen, die allerdings vielen Werth haben und als Basen der landwirthschaftlichen Kenntniß angesehen werden müssen, allein sie liegen dem Systeme, wie es der Naturforscher zunächst bedarf, zu innig an, als daß der Landwirth vor der Hand großen Nutzen daraus ziehen könnte. Erst durch die Bearbeitung eines praktischen Landwirths, der zugleich gelehrter Naturforscher ist, können jene für die gemeine Land-

Der Sattelkarpfen



Digitized by Google

Digitized by Google

wirthschaft wichtig werden und zu einer Revision alles dessen vorbereiten, was bei dem praktischen Gewerbe von jeher in dieser Hinsicht entdeckt und beschrieben ward. Zwar fehlt es uns nicht an Schriften über diesen wichtigen Gegenstand, allein theils sind sie zu alt und mit dem Gepränge jener frühern Zeit ausgestattet, als daß sie in den Händen des gemeinen Landwirths großen Nutzen haben könnten. Neuere durchgreifende Schriften über Fischerei kenne ich nicht, die wenigen, die mir zu Gesichte gekommen, scheinen von Verfassern herzurühren, welche weder eigene Kenntniß gehabt, noch jene Quellen, die Werke der Naturforscher, wie Artide, Klein, Linné, Bloch u. s. w. gekannt, oder die Zugänge zu schwierig und kostspielig gefunden haben. Es fehlt uns daher noch eine rationelle vollständige Schrift über die Fischerei, in so weit sie ein Theil der Landwirthschaft ist *).

Ich hoffe dieser Rüge wegen bei den meisten meiner schätzbaren Leser keiner Entschuldigung zu bedürfen.

Wenn man es strenge systematisch nimmt, so kann unsere neue Karpfenart nicht als Art gelten, son-

*) Es ist daher in der That zu bedauern, daß der Herr Staatsrath Thaer die Fischerei aus seinem Buche: Grundsätze der rationellen Landwirthschaft, ausschloß. Ich werde daher sammeln so weit als ichs vermag und gütig unterstützt werde.

sondern darf vor der Hand nur als eine Abänderung vom Spiegelkarpfen angesehen werden.

Dasselbe Schicksal hatte einst auch der letztere. Linne' stellte ihn zwar anfänglich in seinem Natursysteme als eine eigene, für sich bestehende Art auf, machte ihn aber in einer folgenden Ausgabe zu einer Spielart des gemeinen Karpfens. Ihm folgten auch die Naturforscher, bis der Herr Dr. Bloch den Spiegelkarpfen als eine eigene Art erkannte, beschrieb und abbildete. Er stützte sich hauptsächlich auf die sichere Erfahrung, daß schon die Brut die Eigenschaft eines Spiegelkarpfens an sich habe, nämlich die eigends gestalteten großen und wenig Schuppen. Es hatte sich nämlich die Meinung verbreitet, als verlöre der Fisch erst mit zunehmendem Alter die letztern. Freilich würde man auf diese Meinung keineswegs gekommen seyn, wenn man die Gestalt derselben mit denen am gemeinen Karpfen verglichen hätte. Bloch beobachtete auch hierbei seine gewohnte Bescheidenheit, wenn er sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, seine Vorgänger, durch sichere Beobachtung geleitet, zu widersprechen. Seit der Zeit hat man den Spiegelkarpfen näher beobachtet, und gefunden, daß er sich wirklich als eine eigene Art fortpflanze, und niemals in den gemeinen Karpfen, von dem er abzustammen scheint, das Wasser und Nahrung mögen seyn wie sie wollen, wieder zurückgehe.

Eben

Eben so weit, als der Spiegelkarpfen vom gemeinen Karpfen in äußern Theilen abweicht, scheint auch der Sattelkarpfen von dem erstern verschieden zu seyn. Wenigstens ist die Abweichung bedeutend genug, als daß der Naturforscher mit dem Landwirthe zugleich nicht darauf merken sollte. Nach den vorläufigen Beobachtungen weiß man, daß sich der Sattelkarpfen für sich fortpflanze. Indeß will ich die nähere Untersuchung den Meistern überlassen, und mich für dießmal auf das beschränken, was dem Landwirthe zu wissen am nächsten liegt.

Gehen wir von landwirthschaftlichen Grundsätzen aus, so können wir keinen Augenblick Bedenken tragen, unsern Karpfen als eine neue Art zu achten und solche durch eine engere Bestimmung sicher zu stellen. Denn dem Landwirthe liegt überaus viel daran, die Naturprodukte, welche sich seiner Pflege unterworfen, nach Eigenheiten, sie mögen wesentlich oder unwesentlich seyn, so genau wie nur möglich unterschieden zu wissen. Was bei dem Naturforscher, der sich jederzeit an das Allgemeine hält, von minderm Werthe zu seyn scheint, ist beim Landwirthe gewisser Beziehungen wegen zunächst von Wichtigkeit. Denn der erkannte Unterschied macht entweder in Ansehung des Lokals, wo die Produktion beginnt oder beginnen soll, oder in der kunstmäßigen Behandlung eine Abänderung nöthig.

Auch

Auch in ökonomischer Hinsicht findet der Landwirth Veranlassung scharfsuchend auf wahrgenommene Eigenschaften zu merken. Er producirt nicht für sich, sondern beabsichtigt den bestmöglichsten Verkauf und muß sich daher spekulativ nach der Stimme des Publikums richten. Er läßt sich daher durch Nachfrage leiten, oder bemüht sich, der Mode seines Vortheils wegen zu schmeicheln oder kommt sonst den Wünschen der Käufer entgegen. Je beliebter und seltener sein Erzeugniß ist, um so höher kann er den Preis bestimmen. Solche Gelegenheiten aufzusuchen, scheint jetzt nöthiger als je zu seyn, indem der Landwirth durchaus bedacht seyn muß, Preise selbst zu stellen.

Ein Beispiel hierzu kann uns die Geschichte des Spiegelkarpfen geben. Unerachtet dieser, wie schon oben bemerkt worden, noch nicht lange bekannt ist, so ist er doch gegenwärtig durch ganz Sachsen und Böhmen verbreitet. Die Nachfrage wird mit seiner Vermehrung stärker und der Verkaufspreis erhält sich gegen den gemeinen Karpfen immer um etwas höher, und wenn dieß auch nicht der Fall seyn sollte, so zieht der erstere doch mehr Käufer an den Teich. So ist mir bekannt, daß das Rittergut Lobstädt bei Borna eine gute Einnahme von dem jährlichen Verkaufe des Satzes von Spiegelkarpfen gehabt hat, selbst wenn man anderswo vergeblich guten Satz ausbot.

Der

Der Sattelkarpfen wird, wie gewiß zu erwarten steht, früher oder später dasselbe Schicksal haben, denn sein Wohlgeschmack kündigt ihn zu vortheilhaft an, und auf die Neuheit darf man auch sicher viel rechnen. Die Fischerei bedarf hier und da eine Abänderung, um neuen Ruf und Schwung zu erhalten.

Die Abstammung des Sattelkarpfen vom Spiegelkarpfen ist fast nicht zu bezweifeln. Auf diese Meinung gestützt, habe ich auch oben gesagt, daß der Sattelkarpfen mit dem Spiegelkarpfen in demselben Verhältnisse stehe, als der letztere gegen den gemeinen. Ist dieser der Stammvater, der Spiegelkarpfen aber zunächst eine feinere Abart, und von dieser wieder die neue Art weiter vom Stamme absteigend, so dürfen wir schon analogisch eine Veredlung in ihr vermuthen.

Welche Ursachen aber diesen Uebergang bewirkt haben, vermögen wir bis jetzt noch nicht darzuthun, sie könnten sich aber in der Folge bei strengerer Beobchtung offenbaren.

Um auch in dieser Hinsicht keine Beziehung zu übersehen, wird es nicht zweckwidrig seyn, wenn ich mich bemühe, die Gegend so weit ich es vermag zu bezeichnen, wo sich die Karpfenart erzeugt und ausgebildet hat. Dieß ist in der Nähe von Borna, unfern Leipzig. Diese Gegend liefert

überhaupt treffliche Karpfen, und besonders sind die hiesigen Spiegelkarpfen im vorzüglichen Rufe.

Diese Gegend ist flach, und hat nur geringe, kaum benennenswerthe Thäler. In diesen liegen die Fischteiche, und erhalten ihr Wasser theils aus kleinen Quellen, theils durch Zuströmungen aus den Feldern. Grund und Boden sind sandig-lehmig. In den Niederungen, und also auch im Bette der Teiche, ist der Thon vorragend. Sehen wir auf die Urbildung, was wir fast bei keinem Acker übersehen sollten, so ist nicht zu verkennen, daß sie ihre Entstehung größern, jetzt beispielfreien, Ueberschwemmungen und dem Niederschlage hoher Wasserstände verdankt. Späterhin mag ein ungestörter üppiger Pflanzenwuchs die noch sichtbare Humus-Masse erzeugt haben, bis der Pflug den Horst aufbrach und in Saatfeld umschuf. Ein solches Feld bedung sich eine gute Bewirthschaftung, und wurde auch durch viele Wiesen längst der Pleiße trefflich unterstützt. Die jetzigen fleißigen Zeitgenossen vermehren durch fleißigen Futterbau und Dung die Kraft der Acker. — Was der Regen herabspült, kommt den Teichen und Wiesen zu gute. Holzgewässer, welche den Fischen nie dienliches Laub und andere abgestorbene Vegetabilien in Teiche bringen, sind nicht vorhanden, und ich werde kaum irren, wenn ich daraus einen Grund herleite, warum die Fische der hiesigen Gegend so

über-

überaus wohlschmeckend sind. Die starke Nachfrage und die weite Beförderung des Satzes scheinen meine Meinung einigermaßen zu belegen. Um aber mein Urtheil zu beschränken, muß ich sagen, daß ich zunächst von den beiden Rittergütern Trachenau und Lobstädt, welches eine Stunde weiter nach Borna hin liegt und sehr ansehnliche Fischerei hat, ausschließlich spreche. Ich lernte diese schon vor 6 Jahren kennen, wo mir mein erfahrner, aber weniger glückliche, Freund Manitius eben so willig die Hand bot, als ich dieß jetzt an Herrn Pachter Sputh in Trachenau öffentlich rühmen muß.

In den hiesigen gewöhnlichen Fischteichen, die selten einen großen Umfang haben, wurde nun vor einigen Jahren die neue Karpfenart bemerkt, und passirte bisher unter dem Namen einer Abart des beliebten Spiegelkarpfen. Herr Sputh hatte die Güte, mich zuerst darauf aufmerksam zu machen. Ihm gebührt daher mit Recht die Ehre der ersten Entdeckung.

Eine nähere Beschreibung des Fisches wird nicht nöthig seyn. Die Form oder Gestalt ist dieselbe, wie bei dem überall bekannten gemeinen Karpfen. Und dieser verhält sich ebenfalls wieder mit dem Spiegelkarpfen gleich. Nur in Ansehung der Bekleidung und Farbe des Körpers findet ein auffallender Unterschied Statt.

Die

Die Schuppen sind kleiner, als beim Spiegelkarpfen, und befinden sich nur längst dem Rücken, und zwar vorne auf dem Buge oder zwischen dem Kopfe und der Rückflosse dermaßen auf dem Rükken, daß sie wie ein Sattel die Rückenschärfe bedecken *). Die erste, oder welche zunächst am Genicke liegt, pflegt unter allen die größte zu seyn, und ist von schöner, orangegelber Farbe, die andern, nach der Rückflosse hin, sind seltener gefärbt, oder fehlen gänzlich. Von dort an, wo die Rückflosse sich erhebt, lauft auf jeder Seite eine Reihe Schuppen, wie beim Spiegelkarpfen, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei jenen gänzlich zerstreut, und sonach von einander isolirt sind, statt daß sie bei diesem dicht an einander liegen. Diese Reihe zieht sich gemeiniglich bis an die Schwanzflosse hin, und die Schuppen werden immer kleiner. Ihre Zahl ist nicht zu bestimmen, indem bei manchem Individuum wohl auf 20 und bei dem andern kaum 10 gezählt werden können. Alle diese Schuppen haben eine helle goldgelbe Farbe und nicht selten eine hellblaue Einfassung, fast wie Perlenmutter. Dieß gibt dem Fische ein überaus interessantes Ansehen.

Da

*) Es bedarf wohl kaum meines Erinnerns, daß ich diesen wesentlichen Umstand benutzt habe, dem Fische den obigen Namen beizulegen.

Da der Körper schuppenlos ist, so verdient hier die Haut besonders bemerkt zu werden. Diese ist schlüpfrig, aber matt von Glanze, und kommt fast mit der des Aals überein. Man kann sie mit vollem Rechte eine Fetthaut nennen. Beim Genusse zeigt sie, wie beim Aal, einen feinen, lieblichen Geschmack. Und in dieser Hinsicht ist unser Fisch mit dem Aale zu vergleichen.

Diese Fetthaut bleibt beim Sude ganz und ansehnlich, zumal, wenn der Fisch, wie bei mir des bessern Geschmackes und der Bequemlichkeit wegen geschieht, im Dampfe gekocht wird.

Es versteht sich von selbst, daß, da dieser Fisch ohne Schuppen ist, auch in Ansehung der Farbe am Körper vom gemeinen Karpfen eine Abweichung Statt findet, die ihm ein anderes Ansehen verschafft. Die meiste Aehnlichkeit findet man jedoch noch am Kopfe, dieser ist wie bei dem gemeinen Karpfen, nur ist der Obertheil schwärzer und schön blau, gleichsam wie bestäubt, angelaufen. Auch ist der gelbe Ring im Auge breiter und eigentlich orangegelb, wie dieß auch beim Spiegelkarpfen nicht selten der Fall zu seyn pflegt. Der obere Theil des Rumpfes fällt bis ungefähr in die Mitte ebenfalls ins Schwarze, und ist, wie der Kopf, blau angelaufen. Nach hinten zu vermindert sich aber die Schwärze allmälich. Die wenigen gelben Schuppen geben auf dieser schwarzen Haut dem

Fische ein eigenes interessantes Ansehen. Weiter an den Seiten herab wird die Farbe lichter, weißgrau mit durchschimmerndem Gelb, gleichsam besprengt. Nach dem Bauche hin ist Gelb die herrschende Farbe, und graue, äußerst feine Punkte sind eingesprengt. Der Bauch selbst ist wie das Kinn schmutzig weiß.

Die Brust- und Bauchflossen sind schön hell purpurroth und schattiren nach dem Ende der Strahlen hin in Blau, das wie bestäubt aufgetragen ist. Die Rückflosse ist wie die Schwanzflosse von dunkler Farbe, der Grund ist braun oder fast schmutzigroth, die Strahlen sind grau, gehen fast ins Schwarze über.

Ich übergehe, was ich in Ansehung der Zahl der Strahlen und sonst über das, was dem Naturforscher näher als dem Landwirthe liegt, angezogen werden könnte.

Ich habe etliche Stücke, sowohl Milchner als Rogner untersucht, und gefunden, daß sie sämmtlich ein zartes und zugleich fettes Fleisch hatten. Das Fett ist an den abgetrockneten, welche ich in meiner Naturalien-Sammlung aufbewahre, noch jetzt gleichsam schmelzend, was ich jedem Freunde der Natur mit Vergnügen zu zeigen bereit bin.

Der Geschmack ist nach Aller Bezeugen als sehr angenehm bemerkt worden. Ich selbst muß die-

diesem Urtheile beistimmen. Ob dieser aber mehr der Art als dem Gewässer, worin der Fisch heranwuchs, zugehöre, wage ich nicht zu entscheiden. Denn es ist ohne mein Erinnern bekannt, daß das Wasser hauptsächlich großen Einfluß auf den Geschmack der Fische habe. Genauere Vergleichungen, die mir aber bis jetzt noch fehlen, werden uns erst in der Folge entschiedene Angaben zuwege bringen. Wir müssen hier um so vorsichtiger seyn, ein Urtheil auszusprechen, weil wir es mit einem wenig bekannten Gegenstande zu thun haben. Es hat der guten Sache tausendmal geschadet, wenn ihr erster Verkündiger sich durch den ersten Schein verleiten ließ, einer noch nicht genau durchschauten Entdeckung, durch voreilige Lobeserhebungen Interesse zu verschaffen. Dadurch wird in der Regel der Weg zu weitern Untersuchungen, die doch jede Erfindung bedarf, gesperrt. Da wir aber in der Naturkenntniß nie Meister werden, sondern nur glückliche Schüler werden können und uns Niemand die Gränzen angeben wird, wie weit sich unsere Erfahrungen erstrecken können, so müssen wir es uns zum Gesetze machen, in der Forschung nie einen Ruhepunkt zu gestatten. — Gibt nun ein Jeder das Seinige ohne Schminke, wie und wo er es fand, so bekommen wir entweder dadurch einen Beleg des schon Bekannten, oder unser Wis-

sen wird mit einem neuen Zweige bereichert. Das Ganze rückt seiner möglichen Vervollkommnung näher. Die noch so geringfügig scheinende Entdeckung hat ihren Werth und wird jederzeit beim Sachkenner Aufnahme finden. Wozu daher der Bombast, mit dem Manche ihr Wissen bemerkbar zu machen suchen! Wer von einer neuen Entdekkung zehn Vortheile verlangt, für den ist das Neue gewiß nie nützlich. Denn das entdeckte Neue kann erst in der Folge wichtig werden, je näher eine Sache ihrer Entdeckung ist, um so weniger läßt sich ihr Gutes demonstriren, erst unter sorgsamer Pflege gelangt sie zu entschiedenem Werthe. Alles, was man früher von ihr sagen kann, kann jederzeit nur Andeutung seyn.

Leipzig, im Decbr. 1811.

Friedrich Pohl.

Oekonomische Zeitung.

1. Schafpocken und ein Kammerbescheid.

Aus verschiedenen Gegenden treffen Nachrichten ein, daß gegen den Herbst unter den Schafen die Pocken ausgebrochen und gefährlich worden sind. Selbst in unserer Nähe hat sich das Unglück ereignet.

In NN. war der Pachter im Begriffe den Pocken durch Einimpfen zuvorzukommen. Dieß erfuhr der Justiz-Amtmann, der, weil er darüber nichts in Akten fand, bei dem Kammer-Kollegium anfragte. Dieses that den Bescheid, dem Pachter das Einimpfen als eine ungebührliche Neuerung bei Strafe gänzlich zu verbieten, weil dadurch die Pocken nur eingeschleppt würden. Was soll man zu dieser Thatsache sagen? Das Licht wird in jenem kameralischen Winkel bei Lebenszeiten wohl Niemanden die Augen blenden!

2. Schäfereibericht.

In Rochsburg hat man im vorigen Jahre zweimal geschoren, weil man gefunden hat, daß

daß die Wolle bei der guten (Stall-) Fütterung beim Verarbeiten zu lang sey. — Unser Wissen wird auch für dießmal durch die Rochsburger Schäferei einen neuen Zuwachs erhalten.

In Cunersdorf (dem Hrn. Landrath von Itzenblitz gehörig) am Oderbruche wurden in der dasigen Schäferei am 18. Juni 70 Stück ächte Spanische Böcke meistbietend verkauft. Der Preis war zwischen 16 bis 26 Thlr. pr. Stück.

3. Preis-Kurrant der Ackerwerkzeuge.

Der Herr von Skal hat sich aus patriotischem Eifer entschlossen, folgende Ackerwerkzeuge für beistehenden Preis gegen Vorausbezahlung verfertigen zu lassen. Als:

Der eilfscharige Exstirpator .	18 Thlr.
Der dreizehnschaarige	20 —
Der neunschaarige	16 —
Der siebenschaarige	14 —
Der Linienzieher verschiedener Art, theils von Menschen, theils von Thieren zu ziehen, zu	1 bis 4 Thlr.
Die Pferdehacke, Kartoffelhacke, Schaufelhacke	6 Thlr.
Der dreischaarige Schaufelpflug, Kultivator	7 Thlr.

Der

Der Schwingpflug, mit einem beweglichen weit und enge zu spannenden eisernen Streichbrete . . . . . 12 Thlr

Der Anhäufepflug, mit doppelten beweglichen weit und enge zusammenspannenden eisernen Streichbretern . . . 14 Thlr.

Die Erbsendrillmaschine, Bohnendriller, nebst verschiedenen Walzen zu Hülsenfrüchten u. Getreide, von 1 Pferde zu ziehen 9 Thlr.

(Ist im Juli-Stück des Archivs 1810 beschrieben und abgebildet.)

Die Rübendrillmaschine, auch zu Rübsen und Raps . . . . . 12 Thlr.

Die Maulwurfsege . . . . 4 Thlr.

Der vierschaarige Arndtsche Saatpflug mit 4 Rädern . . . 22 Thlr.

Derselbe, einfacher konstruirt mit zwei Rädern . . . . . 18 Thlr.

Der dreischaarige Ruhrhaken 12 Thlr.

Der Kartoffelruhrhaken, mit 2 beweglichen Streichbretern . . . 10 Thlr.

Da zu letztern beiden Werkzeugen auch ein gewöhnliches Pfluggestell genommen werden kann, so ist jedes ohne Vordergestell um 3 Thlr. wohlfeiler.

Ein leichter zweirädriger Karrn 6 Thlr.

Auf Verlangen können auch andere mehrjährig geprüfte und empfehlenswerthe Geräthschaften,

als Kartoffelquetschmaschine, brauchbar für Branntweinbrennereien und zur Fütterung mit gekochten Kartoffeln; Kartoffelwaschmaschinen, Kartoffel- und Rübenschneidemaschinen, Getreidereinigungsmaschinen, Saatwalzen, Wiesenhobel, Nachrechen, Kartoffelheber, oder die Modelle davon angefertigt werden, deren Preis jedoch erst bei eingehenden Bestellungen bestimmt werden kann.

Man wendet sich an das Wirthschaftsamt zu Ober-Wolmsdorf bei Volkenhayn über Jauer.

4. Anfrage.

Ein Landwirth, welcher den Willen hat, die Hordenfütterung einzuführen, aber von mehrern seiner Freunde dagegen gewarnt wird, ersucht die, welche darin Erfahrung haben, ihm gütigst zu berichten, welche Vorsichtsmaßregeln bei der ersten Einführung zu beobachten sind. Man hat ihm Beispiele gesagt, wo man die Hordenfütterung zwar angefangen, aber wieder hat aufgeben müssen. Aus welchen Ursachen mag dieß geschehen seyn? *)

*) Die gräfl. Schönburgische, mit Recht berühmte Schäferei zu Rochsburg, hat zum wenigsten 10 bis 12 Jahre die Hordenfütterung mit dem besten Glücke betrieben. Ich darf hinzusetzen, daß ich noch nirgends stärkeres, gesünderes und woll-

wollreicheres Vieh gesehen habe, als hier. Sie verdient nach meiner Einsicht mit Recht als ein Muster gepriesen zu werden. Pohl.

5. Syrup-Fabrikation.

Herr Parmentier hat dem Kaiser Napoleon von Traubensyrup bereitetes Eis überreichen lassen, welches dem aus dem feinsten Zucker bereiteten nichts nachgibt. Er lebt der Hoffnung, daß selbst, wenn die Einfuhr der Kolonialwaaren ganz frei seyn wird, doch der Traubensyrup in der Wirthschaft den Vorzug behaupten werde. Nach seinem Vorschlage hat Herr Privat der Aeltere, Mair von Mey, bereits eine große Fabrik angelegt, welche einen doppelten Syrup, sauren und süßen, in großer Vollkommenheit bereitet. Der erstere weicht in nichts dem mit Zucker bereiteten. Bald, sagt er, wird Frankreich sich nicht allein selbst, sondern auch den Norden, die Schweiz und die Rheinischen Bundesstaaten jährlich mit Traubensyrup versorgen.

Auch vernimmt man ebenfalls aus Französischen Blättern mit gleichem Tone, daß in Italien bereits ebenfalls viel Zucker aus Weintrauben gemacht worden sey, und das Geschäft überhaupt sehr lebhaft betrieben werde. Sonach werden wir uns bald aus der ersten Hand mit Zucker versehen kön-

können, wir brauchen nur den Fuhrleuten Auftrag zu geben.

Sehr wichtig für uns Teutsche ist die von einem Teutschen gemachte Erfindung, aus Pflaumen einen sehr brauchbaren Syrup zu machen. Das Verfahren ist jetzt zwar noch etwas mühsam, aber es wird sich gewiß vereinfachen lassen, denn eine neue Entdeckung ist selten auch vollkommen. Uns sey vor der Hand die Erfindung eine ernsthafte Aufforderung, möglichst viele Pflaumen- oder Zwetschenbäume anzupflanzen.

6. Landwirthschaftliche Nachrichten über die Bukowina.

Die Bukowina liegt zwischen 47° 20′ und 48° 30′ nördlicher Breite, und ist 184 Quadratmeilen groß. Diese noch wenig in ihren Naturprodukten bekannte Provinz ist uns neuerlich durch den Herrn Dr. Fr. v. Lindner bekannter geworden. Berge und Ebenen wechseln mit einander ab. Die letztern am Dniester, Pruth und zum Theil an beiden Ufern der Suczawa haben einen fruchtbaren Boden und die Ernten der Feldfrüchte sind ergiebig auch bei geringer Pflege. Die Ungarischen und Teutschen Kolonisten erbauen Roggen und Weitzen. Die Viehracen zeichnen sich aber weder an Größe noch Schönheit aus. Auch treiben hier die Juden

den

den Ackerbau. Es wird hier und da mit gutem Erfolge Wein erbaut. Auch glückten die Versuche der Spanischen Schafzucht. Die Bauern werden von den Pächtern der adlichen Güter sehr gedrückt.

7. Ausspielung eines Rittergutes.

Das Rittergut Allerode in Westphalen im Saaldepartement gegen und auf 62,350 Thlr. veranschlagt, soll nach der in der 6. Klasse der Braunschweigischen Lotterie, welche den ersten April gezogen wird, dergestalt ausgespielt werden, daß diejenige Nummer, welche den Hauptgewinn von 150,000 Franken bekommt, das Gut nebst Inventarien und Pertinenzien erhalten soll. Den Haupt-Debit der Loose hat der Kaufmann Goedeke in Halle, bei dem auch Anschläge zu haben sind. — Daß auch hierbei eine so große Menge Abzüge sind, so daß es den Anschein hat, als wolle man gern selbst mit gewinnen, versteht sich von selbst.

8. Ehrenbezeugungen.

Die herzogl. Mecklenburgische landwirthschaftl. Gesellschaft zu Rostock hat in ihrer Trinitatis-Versammlung 1810 den Oekonomie-Inspektor und Herausgeber des Archivs d. Teutschen Landwirthschaft, Friedrich Pohl, zum Ehrenmitgliede aufgenommen und das Diplom mit einem schmeichelhaften Schreiben begleitet.

9. Preis-

9. Preisfragen.

Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen hat folgende Preisfragen aufgegeben:

1) Welches sind die sichersten Mittel, den Rübsamen (Brassica napus sylvestris und Brassica campestris) auf den Aeckern wider die schädlichen Insekten zu sichern?

wird eingesandt Ende Mai 1811.

2) Wie können die Brauereien in Niedersachsen dergestalt verbessert werden, daß die Biere dem Englischen gleich werden?

wird eingesandt Ende September. Der Preis für jede ist 12 Dukaten.

Anzeige neuer Schriften.

Die Runkelrübenzuckerfabrikaton. In ökonomischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht praktisch dargestellt vom Freiherrn von Koppy auf Krayn in Schlesien. Breslau und Leipzig, bei Wilh. Gottlieb Korn. 1810. 8. 94 S. (8 Gr.)

Der gemeinnützige Herr Verf. hat einen Gegenstand zur nähern Betrachtung aufgenommen, welcher überhaupt und besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Staats und der Landwirthschaft alle Aufmerksamkeit verdient. Der Staat sieht nicht wiederkehrende Summen aus dem

Lande

Lande für ein nöthig gewordenes Bedürfniß, den Zucker, gehen, der Landwirth sieht sich in dem Absatze der bisher üblichen Produkte von allen Seiten zu gehemmt, als daß er nicht auf Mittel denken sollte, neue Erwerbsquellen in seiner Sphäre aufzusuchen. Lange war es der Getreidebau, der den mehrsten Segen gab. Die Ausgänge, die sich für Teutschland eröffneten, erhielten hohe Preise und stete Nachfrage. Beide sind aber jetzt bis auf ein Niedriges beschränkt, und der Getreidebau entspricht nicht mehr dem erforderlichen Aufwande. Die andern landwirthschaftlichen Zweige sind bei dem vermehrten Körnerbau fast gänzlich übersehen und ungewöhnlich geworden. Nur der Anbau einiger Fabrik-Pflanzen hat sich hier und da noch erhalten. Die ungewohnten Zweige wieder aufzunehmen, verdient Aufmerksamkeit, so wie das Projekt, ganz neue anzuziehen. Beides kann und muß bei den gegenwärtigen Konjekturen gut seyn. Allein die Einführung läßt sich so schnell nicht bewirken, als der Unkundige leichtlich glaubt, weil das Ganze der Wirthschaft nicht dazu vorbereitet ist. — Finden wir daher an den Runkelrüben einen Gegenstand, der sich zur Fabrikation des Zuckers, Rum u. s. w. eignet, so verdient er vor allen aufgenommen zu werden. Denn so wenig sich, außer der Brennerei, Brauerei und Stärkemacherei, Fabriken mit dem Betriebe des landwirthschaftlichen Gewerbes vertragen wollen,

len, so ist nicht zu läugnen, daß der Bau der Runkelrüben und ihre weitere Verwerthung in jeder Hinsicht, landwirthschaftlich betrachtet, den Erwartungen entspricht. Denn wenn auch der Körnerbau dadurch in etwas beschränkt werden sollte, so kann dieß vor der Hand eher nützlich als schädlich seyn, und es liegen darin auch die Mittel, die das Gleichgewicht wieder herstellen, was bei den übrigen Fabrik-Pflanzen deshalb nie der Fall ist, weil sie viel Dünger bedürfen, diesen dem Felde entziehen und keinen oder wenig wieder geben. Der Runkelrübenbau kann bloß die Brache einnehmen, die in der Regel nie zum Körnerbau verwandt wird.

Der Verf. des vorliegenden Buchs verdient daher unsern aufrichtigsten Dank, daß er uns über das Vortheilhafte des Runkelrübenbaues auf Zukker-Fabrikation weiter belehrt hat, als seine Vorgänger. Denn bisher war der Gegenstand gewissermaßen in Mißkredit gerathen, woran freilich die Schwierigkeit, Zucker zu verfertigen, die meiste Schuld hatte. Der Unkundige durfte unter solchen Verhältnissen freilich keine Versuche wagen. Allein durch die Bemühungen, welche der Freiherr von Kappy auf seinem Gute Krayn in Schlesien sich unterzog, und die schätzbaren Entdeckungen, welche er bei einem fünfjährigen emsigen Betriebe in seiner Fabrik machte und sie in vorliegender Schrift zur allgemeinen Belehrung mittheilt, ist nicht nur

jene

jene Schwierigkeit, die sonst abhielt, gehoben, sondern die Manipulation ist auch dadurch erleichtert, und die Vortheile gegen die frühere Bereitungsart um Vieles vergrößert worden.

In der Erwartung, daß ein jeder Wißbegieriger sich mit dem Buche selbst vertraut zu machen geneigt seyn wird, enthalte ich mich, den Vortrag von Abschnitt zu Abschnitt zu verfolgen. Auf jeden Fall wird die Lektüre desselben hinreichend seyn, in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, ob die Verhältnisse seines Vermögens und des Lokals geeignet sind, Gewinn an dem neuen wichtigen Erwerbszweige zu suchen.

Oekonomische Unterhaltungen für Frauenzimmer. Eine belehrende Lektüre für Damen auf dem Lande, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen. Von der Verfasserin der Garten-Oekonomie für Frauenzimmer und des Küchenalmanachs. Berlin, bei Dunker und Humblot. 1810. 12. 278 S. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese Unterhaltungen werden ihren Zweck sicherlich nicht verfehlen. Sie sind mit Würde und noch dazu in einem blühenden Style geschrieben. Möchten doch unsere Damen und Mädchen auf dem Lande der in diesem Buche als Heldin aufgestellten Sophie und ihrer Freundin Louise gleichen oder ihr ähnlich seyn! es würde sich durch diese in der That beweisen, daß das Landleben mit sei-

seinen mannichfaltigen Beschäftigungen die Unterhaltung gebe, welche so oft geschildert und doch so selten gefunden wird. Grade durch Landwirthe von edler Bildung kann zunächst der Reiz der Landwirthschaft aufgenommen und erhöht werden. Denn, was Mancher nicht glauben will, das landwirthschaftliche Gewerbe ist fähig, dem höchsten Gewinn unbeschadet, in seinem Aeußern ästhetische Schönheit zu verbinden, nur kommt es darauf an, durch welchen Geist es belebt wird. — Es ist wahr, auch in diesem Buche sind Uebertreibungen, selbst manches Unhaltbare, aber dessen ungeachtet ist es als ein nützliches Angebinde zu empfehlen.

Betrachtungen über die in Sachsen noch öde und wüste liegenden vielen Feldlehden und Gemeindeheiten. Von einem sächs. Oekonomen und Patrioten. Aus der landwirthschaftl. Zeitung besonders abgedruckt. 10 S. 4.

Diese im wahren patriotischen Sinne verfaßte Schrift verdient in vieler Hinsicht empfohlen und gelesen zu werden.

Pohl.

Abhandlungen.

I.

Briefe.

An

einen Freund beim Antritt seiner landwirthschaftlichen Laufbahn.

(Fortsetzung.)

II. Brief.

Die Besorgnisse, die Sie mir mittheilen, daß Sie den vierten Theil Ihrer Oberfläche nicht werden zudüngen können, ist gegründet, in sofern Sie von den ersten Jahren sprechen; allein dieß gereicht der Vierfelderwirthschaft weder im Vergleich der Dreifelderwirthschaft noch der Wechselwirthschaft zum Vorwurf. Die Frage ist doch nur, bei welchem Wirthschafts-System wird die Produktions-Kraft Ihrer Ackerfläche, ohne große Aufopferungen, an baaren Veränderungen und ausfallenden Revenüen die größten verhältnißmäßigen Fortschritte machen?

Bei der Wechselwirthschaft geschieht die Erhöhung der Produktions-Kraft vorzüglich dadurch, daß dem Acker weniger Kräfte als bei der Dreifelderwirthschaft entzogen werden; allein ich habe Ihnen in meinem ersten Briefe meine Bedenken gegen die schnelle Vergrößerung sowohl der Produktions-Kraft des Bodens als der Düngungskraft des Gutes und gegen die bedeutenden baaren Aufopferungen mitgetheilt, die mir in den ersten Jahren mit der Wechselwirthschaft verbunden zu seyn scheinen. Können Sie bei einer Wechselwirthschaft von 9 Schlägen nur einen Schlag ausdüngen, so liegt zuvörderst Ihrer Geduld und Ihrem Geldbeu- die Buße ob, — Neun lange Jahre dem Ziele nicht bloß entgegen zu harren, sondern auch durch diese lange Zeit an Ihrem Einkommen zu verlieren. Wie wenig Menschen sind in der Lage, sich dieß ohne Verlegenheit auflegen zu können. Daß aber eine neunfeldrige Schlagwirthschaft, die nur ein Feld bedüngt, auf einer zeither kärglich gedüngten Ackerfläche vor Ablauf der ersten Rotation Ueberschuß gegen eine gewöhnliche aber mühsame Dreifelderwirthschaft liefern wird, bezweifle ich, da ich aufrichtig gestehen muß, daß noch immer mein Glauben an das Gedeihen der Futterschläge auf leichten Höhe-Boden, zumal, da wir doch nicht immer so nasse Sommer als zeither haben werden, schwach ist, und Niemand in Abrede

stellen

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

ſtellen kann, daß die Progreſſion des Körnerertrags wenigſtens Zeit fordert. Wir haben hiernach, mein Freund! vor allem zu unterſuchen, wie wir mit der Vierfelderwirthſchaft gegen die Dreifelderwirthſchaft ſtehen, im Fall wir nicht ganz zudüngen.

Sie opfern bei dieſer Veränderung $\frac{1}{12}$ der ganzen in Kultur begriffenen Ackerfläche Ihres Winter und $\frac{1}{12}$ Ihres Sommerfeldes auf, und dagegen wird Ihr Hutungs- und Brachfeld um $\frac{1}{6}$ größer. Bedeutendern Ausfall als bei einer neu eingerichteten Wechſelwirthſchaft kann dieß nicht bewirken, denn

1. Können Sie ohne Nachtheil Ihrer Schaaftrift, ohne Nachtheil Ihrer Winterbeſtellung mehr Futter bauen, da Sie $\frac{1}{6}$ des Ganzen mehr zu dieſem Zweck erhalten haben.

2. Können Sie Ihren Schaafſtand in etwas vergrößern, da Sie jetzt mehr Sommertrift haben, und beſonders für die verderblichen Hungermonate der Schafe, für den Juli und Auguſt, durch Ihr 4. Feld bis zur Ernte gedeckt ſind.

3. Von welcher Gattung iſt die Ausſaat, die Ihnen im Winterfelde ausfällt? Da ich nach vorſtehendem hoffe, daß Sie nicht weniger als bei der Dreifelderwirthſchaft düngen ſollen, ſo triſt die Ausſaat, die magere Saat, wo ſie nach unſerer Bindeart gegen 40 Mandeln Roggen vom Wispel

einschneiden, und gewiß nie über 3 Korn ausdreschen. So wenig die gewöhnlichen Dreifelderwirthe dieß letztere zugeben werden, so wahr ist es dennoch. Man erntet, man verrechnet es zusammen, da erfährt der Oekonom selten bestimmt, wie ihm ein einzelnes Ackerstück in Körnern lohnt. Die guten fett gedüngten, nah gelegenen Aecker müssen zu viel übertragen. Bei meiner eingeführten Getreideverrechnung, die ich Ihnen zuletzt erläutern werde, kann ich nach Jahren mit Leichtigkeit wissen, wie hoch jedes Stück im Körnerertrag gekommen ist. Fiele dieß jedem Oekonomen so leicht nach seiner Verrechnung in die Augen, wie mir, die Ruhesaaten würden sich schon längst vermindert haben, da der Ertrag nicht die Arbeit lohnt. Ja ich versichere Sie, mehrmals zu meinem eigenen Befremden von augenscheinlich vorzüglichem Ruheroggen nicht 3 Korn ausgedroschen zu haben, und diese berichtigte täuschende Erfahrung ist vorzüglich die Veranlassung gewesen, daß ich die Verrechnung der Schennen und Böden so organisirt habe, daß die Erörterung der Wahrheit sich mir von selbst aufdringt.

Doch! indem ich Ihnen zur Vierfelderwirthschaft gerathen, ist es keineswegs meine unbedingte Voraussetzung gewesen, daß Sie gleich die ersten Jahre zudüngen sollen — ich begnüge mich mit der Ueberzeugung, daß ich Sie auf einen Weg geführt,

der ohne den ganzen Betrieb der zeitherigen Wirthschaft, und das Einkommen, von dem Sie und die Ihrigen leben, zu stören, Ihnen ohne große Kapital-Verwendungen ein erreichbares Düngungsziel, als die Dreifelderwirthschaft vorsetzt, die Produktions-Kraft ihrer Ackerfläche weniger erschöpft und die Futtererzeugung für jetzt in etwas vermehrt, vor allen aber Ihnen einen sichern Maßstab an die Hand gibt, die mögliche künftige Vermehrung der Futtererzeugung, mit einiger wahrscheinlichen Zuversicht durch Versuche, ohne viel aufs Spiel zu setzen, richtig nach Lokalität und Verhältniß zu würdigen.

Indem ich meine frühern Aeußerungen näher erörtere, mache ich mir den Vorwurf, daß ich in meinem Gutachten über die Anräthlichkeit der augenblicklichen Einführung der Wechselwirthschaft nicht bestimmt genug gewesen bin. Was beabsichtige ich, mein Freund! wenn ich Ihnen anrathe, durch die Vierfelderwirthschaft zur Wechselwirthschaft überzugehen? Ich wünsche:

Daß Ihre Oberfläche zuvörderst die Produktions-Kraft erhält, eine kraftvolle Futtererzeugung liefern zu können, und durch die zweijährige Ruhe des Brach- und Hutungsfeldes mit Hülfe eines erhöhten Düngungsstandes in der reichhaltigern Körnererzeugung Ersatz für den bei jeder Umänderung des Wirthschafts-

Sy-

Systems in den ersten Jahren unvermeidlichen Rückschlag findet.

Ich bin überzeugt, daß Sie dieses Ziel nur wenig günstigen Lokalitäten, die Ueberfluß an Wiesen und Abtriften haben, bei der Dreifelderwirthschaft erreichen oder schon erreicht finden werden.

Geben Sie mir aber ein Gut, welches statt unser gewöhnlichen gemischten sandigen und magern Ackerflächen, guten Lehmboden unter einer feuchten grastreibenden Unterlage verbindet, das durch Jahre schon mit Kraft und Anstengung in Düngung gesetzt worden — o! so nehme ich keinen Augenblick Anstand, Ihnen zur unverzüglichen Einrichtung der Wechselwirthschaft zu rathen. Ich weiß, daß Ihr Futterbau durch die feuchten Unterlagen, den etwa ausbleibenden Sommerregen eher überstehen kann, und daß Ihre Getreidefelder die ersten Jahre die bei Wirthschaftsveränderungen unvermeidlichen außerordentlichen Anforderungen der Körnererzeugung für einzelne Ackerstücke, um in die neue Ordnung zu kommen, auf eine achtbare Art befriedigen werden! Mit einem Wort, daß der Rückschlag der Revenüen in einer solchen Lokalität geringer und von kürzerer Dauer seyn wird. Um Sie jedoch zu überzeugen, daß ich nicht muthvoller im Anrathen als Unternehmen bin, kann ich Ihnen mein eigenes Beispiel aufstellen. Ich habe in zwei Vorwerkern die Wechselwirthschaft

ohne

ohne weitere Vorbereitung eingeführt; dort sichert aber der günstige Stand der Grundgewässer eine achtbare Futtererzeugung oft selbst ohne Aussaat von Gräsern, und eben diese Grundgewässer verbunden mit der frühern alljährigen Bedüngung des Winterfeldes, lassen bei der geilen Produktion, die diesen Bruchgegenden eigen ist, bei erhöhter augenblicklicher Anforderung von Getreideerzeugung für einzelne Stücke, vielleicht weniger Mandeln als gewöhnlich von Wispelaussaat ernten, aber höchst wahrscheinlich noch immer, einen in Vergleich von hohen Grundstücken, reichhaltigen Ertrag an Stroh und Körnern. Ferner habe ich bei meinem Gutachten über die augenblickliche Anwendbarkeit der Wechselwirthschaft nur immer auf einzelne Güter Rücksicht genommen, nicht allgemein, nicht von jedem einzelnen Theil größerer Possessionen, von vielen Vorwerkern gilt das, was ich über isolirte einzelne Güter von ein, höchstens 2 Vorwerkern geäußert. Hier kommt es bei Bewirthschaftung eines Vorwerks nicht sowohl darauf an, wie jedes einzelne Vorwerk am höchsten benutzt wird, sondern auf welche Art der höchste Ertrag der ganzen Possession mit durch die Bewirthschaftung des einzelnen Vorwerks bewirkt wird.

Unvermeidlich müssen die einzelnen Theile zum Besten des Ganzen individuelle Aufopferungen machen. Es kommt nur darauf an, daß der Vortheil

des

des Ganzen diese einzelne Aufopferungen in der Totalsume weit hinter sich läßt. Noch heute bewirthschafte ich mein Hauptgut in 3 Felder, und werde schwerlich je eine andere Feldeintheilung annehmen.

Mein Hauptzweck bei Bewirthschaftung dieses Gutes ist nämlich nicht Körnerbau, sondern Strohgewinnung, da es auf diesem seit 20 Jahren reichlich gedüngten, feinen, staubartigen Sand rohrartig emporschießt, so daß ich schon öfters 200 Mandeln Roggen vom Wispel Aussaat nicht im einzelnen, sondern im Durchschnitt geerntet. Dieser Strohreichthum, wenn auch der Körnerertrag nie über 6 Korn steigt, ist nun die Stütze einer großen Schäferei, einer Stallfütterung von 60 Kühen und einer Mastung von Schlemp-Ochsen, die oft schon 100 Stück betragen haben, und vor allen immer so reichlichen Unterstützung an Dünger für die angränzenden Vorwerker, daß er mir unendlich schätzbar seyn muß, als eine erhöhte Körnergewinnung.

Rechnen Sie die bedeutende Summe, die ich hiernach mit diesem Strohreichthum verdanke, so werden Sie mir leicht zugeben, daß keine vermehrte Körnererzeugung mir dieß ersetzen kann. Besonders tritt aber die Rücksicht ein, daß diese Bodenart nur Roggen auf eine sichere und achtbare Art erzeugt, der Fruchtwechsel würde daher hier nicht weniger schwierig seyn. Dieß Beispiel soll

Ih-

Ihnen also bloß beweisen, daß es bei Beurtheilung des vortheilhaftesten Wirthschafts-Systems Rücksicht verdient, ob ein Gut ein für sich bestehendes Ganze bildet, oder bloß als Theil eines Ganzen anzusehen ist. Zufällig drängt sich hier die Bemerkung mir auf, wie die Wechselwirthschaft zu ihrer Vervollkommnung noch zwei Rücksichten ernstlich zu beherzigen hat:

Erstens, wie dem Strohmangel bei Einführung der Wechselwirthschaft zu begegnen, und

Zweitens, welche Körnerfrüchte außer Roggen auf solchen Aeckern zu bauen, die zu leicht sind, um darauf kleine Gerste zu säen, da Sandhafer größtentheils die Arbeit nicht bezahlt.

Begnügen Sie sich daher, mein Freund! wenn Sie sich für den Uebergang zur Wechselwirthschaft entscheiden, die ersten Jahre mit der Hoffnung bald den 4. Theil ihrer Ackerfläche zuzudüngen und rücken Sie jährlich dem Ziele näher durch Ausmittelung und Benutzung von Düngungs-Surrogaten und Streu-Surrogaten, endlich aber durch solche Meliorationen von Urbarmachungen, Ablassungen und Rodungen (wenn Sie dazu Gelegenheit haben), die statt Ihren Körnerreichthum, wenn auch nur auf kurze Zeit zu schmälern, diesen mit der Futtererzeugung zugleich vergrößern.

Halten Sie Ordnung mit der Futterung, vielleicht sind Sie bald so glücklich, von erwirthschaftetem

tem Heu und Kaff Ihre Zugochsen bis zum Stoppel im Stall aushalten zu können und dadurch eine nicht unbedeutende Düngervermehrung zu bewirken.

Bleiben Sie gegentheils aber bei Ihrer Meinung, daß die Vierfelderwirthschaft zu viel Düngungskräfte voraussetze, und können Sie sich die Hoffnung nicht aneignen, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, wohl denn — so lassen Sie uns noch einen Ausweg prüfen! Wäre es nicht möglich, Vierfelderwirthschaft und Wechselwirthschaft so zu verbinden, daß einmal die Wechselwirthschaft durch Zuordnung der Vierfelderwirthschaft für den Strohmangel und den Rückschlag der Revenüen in den ersten Jahren gesichert würden, anderntheils die Vierfelderwirthschaft durch die Beförderung einer Wechselwirthschaft beträchtlich in Ihrer Düngungsaufforderung gemindert wird?

Pläne der Art, ohne ein bestimmtes Lokal, nach jedem möglichen Ortsveränderungen und Verhältnisse zu entwerfen, ist zu bedingt und gewagt, besser ist es, das Verfahren eines anpassenden Falls, der wirklich dieser Veränderung unterworfen worden, zu erläutern.

Mein Eigenthum selbst gibt mir dazu Gelegenheit! ich kaufte nämlich ein Gut von circa 2200 Morgen Aeckern, ohne die Wiesen. Gegen 1000 Morgen waren Gerstboden und der größte Theil

das

davon lag beim Dorfe. Das übrige war Sand, mehr oder weniger mit Lehm gemischt, die Wiesen lieferten das nothdürftige Heu; waren aber alle so gelegen, daß sie theils ihrer Entfernung, theils ihrer torfigen nassen Beschaffenheit wegen nicht mit in die Feldeintheilung gezogen werden konnten.

Da gegen Ende der Feldmark eine Geldeschäferei stand, so wurde die Feldmark in 2 Theile getheilt. 1300 Morgen Acker gehörten zum Dorfe und 900 zu diesem Schäferei Vorwerk. Anfangs schritt ich muthvoll zur Vierfelderwirthschaft (da ich den Mangel an Dünger durch Schlammüberfluß von vorzüglicher Güte zu ersetzen hoffen konnte), allein es entstanden Mühlen-Widersprüche bei Abfassung der Seen, auch war ein großer Theil des Ackers so leicht, daß ich fürchten mußte, daß zweijährige Ruhe nicht genügen würde, ich sah mich daher genöthigt, meinen Plan zu verändern, und dieß war mein Verfahren;

Da der Viehstand aus 40 Kühen,
25 Ochsen,
20 Jung Vieh,
800 Schafen und
12 Pferden bestand, die ich in allem 160 Haupt Vieh gleich rechnete, so machte ich bei dem Ueberfluß von Streu-Surrogaten, den das Gut an Bülten, Seegras, Most-

und

und Buschstreu gewährte, meinen Plan auf circa 300 Morgen Düngung.

In dem Vorwerk standen nur 500 Gelde Schafe und kein Rindvieh, dieß war für die 900 Morgen nicht bloß zu wenig, sondern es erwuchs daraus auch der Nachtheil, daß bloß Schaf- und kein Rindviehdünger aufgefahren werden konnte, obgleich die sandigen Flächen dieser 900 Morgen weit mehr zur Rindvieh- als Schafdüngung geeignet waren. Ich translocirte daher vor allen durch Erbauung eines Rindvieh-Stalles Ochsen und Jung Vieh dahin. Es blieben nun fürs Hauptgut

40 Kühe und etwas Kälber,
500 Schafe und
12 Pferde.

Diese rechnete ich 100 Haupt gleich, und hoffte, mit Hülfe der Streu-Surrogate 200 Morgen damit zu bedüngen. Ferner blieben fürs Vorwerk

25 Stück Jung Vieh,
25 — Ochsen und
300 Schafe,

die ich 60 Haupt gleich rechnete, bei der etwas beschwerten Zufuhr der Streu-Surrogate aber nur auf 90 Morgen Düngung voraussagte.

Die 1300 Morgen des Hauptgutes schnitt ich in 2 Theile, indem ich erstlich 200 Morgen des besten Gerstenlandes dicht am Dorfe (die alten Düngeracker des Guts) in 4 Felder, jedes zu 200 Mor-

gen

gen theilte, die übrig bleibenden 500 Morgen des schlechtesten und entferntesten Landes aber in eine siebenfeldrige Wechselwirthschaft legte. Der Vierfelderwirthschaft wieß ich die ersten 7 Jahre (bis die Außenschläge durchgegangen) den Hofmist ausschließend an, und für die Außenschläge hatte ich einen nahen und äußerst vorzüglichen Mergel gefunden, womit alljährlich ein Feld befahren wird. In der ersten Rotation setzte ich mir jedoch vor, das schwache Land der Außerschläge durch nicht mehr als 2 Saaten zu benutzen, es dann aber mit schicklichen Grasarten abzusäen und den vorzüglichsten Nutzen aus der Schafweide zu ziehen.

Mit dem Vorwerke war es aus Mangel an Dünger unmöglich, eine Vierfelderwirthschaft zu verbinden, ich theilte es daher geradezu in 7 Felder, wodurch ein Feld circa 125 Morgen erhielt, und da ich nur auf 90 Morgen natürlichen Dünger rechnen konnte, Mergel und Schlamm dort aber nicht aufzufinden waren, so entschloß ich mich, auf die 35 Morgen, denen jährlich Düngung fehlte, das Holsteinische Lehmen anzuwenden, die erste Rotation hindurch nicht durchgehends 3 Saaten aus dem Lande zu nehmen, sondern größtentheils unter demselben viel Wickengemenge und andere grüne Futterung mit aufzunehmen und möglichst dem Ziele näher zu rücken, die Ochsen den ganzen Sommer im Stalle zu erhalten.

Mein Ziel, die 200 und 90 Morgen mit Mist, und die 70 und 35 mit Hülfe von Surrogaten zuzudüngen, ist bis jetzt obgleich nicht ohne bedeutende Anstrengung erreicht worden. Vielleicht, daß Sie diese Einrichtung als einen Sie befriedigenden Mittelweg ansehen!

Die Vortheile, die ich mir davon verspreche, sind:

I. Daß der Einschnitt des Guts auch selbst die ersten Jahre keinen Rückschlag erleiden kann, da alljährlich 200 Morgen des besten Landes beim Hauptgut in frischem Dünger Roggen tragen und 200 Morgen mit Gerste in 2. Tracht besäet werden.

Ein gleiches gilt für die 90 Morgen, die ich im Vorwerk mit Mist befahre, da das Lehmen auf das schlechteste sandige Land am wirksamsten ist, und dieses besonders dazu ausgesucht wird. Ich erhalte hiernach alljährlich weit anpassendere Acker in der Bestellung, als es bei der großen Verschiedenheit des Bodens bei allgemeiner Eintheilung in 7 oder 9 Schläge möglich gewesen seyn würde.

II. Jedes Grundstück trägt mehr oder weniger nach Verhältniß seiner Kräfte und besonders seiner Güte. Das bessere und kräftigere liefert in 4 Jahren 2 Ernten, das leichtere aber in 7 Jahren nur 2 höchstens 3 Früchte.

III. Habe ich in den 7 Feldern, dem Körnerbau unbeschadet, freien Spielraum zum Futterbau,

und

und kann es mir wohl nie an Schafweide fehlen, vielmehr muß sie sich von Jahr zu Jahr verbessern, je mehr Schläge mit Grasarten abgesäet werden.

IV. Muß auch das in 4 Felder getheilte Land am Körnerertrage gewinnen, da es nun statt 1 Jahr 2 Jahr ruht.

V. Gibt mir diese Einrichung die Hoffnung, nach Ablauf der ersten 7 Jahre so an Futter und daraus folgendem Dünger-Reichthum zu gewinnen, daß ich zuletzt auch die 70 und 35 Morgen mit wirklichem Viehdünger werde befahren können, da ein wiederholtes Mergeln nicht bloß ohne Wirkung, sondern selbst nachtheilig seyn würde. Sollte mir im Aeußersten noch etwas fehlen, so habe ich noch Spielraum in den 4 Feldern und den 90 Morgen, die im Vorwerk mit Viehdünger befahren worden, Mergel anzuwenden, und dagegen die Außenschläge, die bemergelt worden, nun beim zweiten Umlauf der Felder mit Mist zu überfahren.

(Fortsetzung künftig.)

II.

Rutabaga oder Schwedische Rübe.

Ihre Kenntniß, Kultur und Benutzung.

Diese Rüben- oder Kohlart ist erst in diesem Jahrhunderte in Teutschland bekannt worden. Warum man sie Schwedische Rübe nennt, vermag ich nicht anzugeben. Denn in diesem Lande, deren Namen sie führt, scheint sie noch weniger als in Teutschland bekannt zu seyn. So versicherte mich der Herr Staatsrath Thaer, daß er sich vergeblich bemüht hätte, sie aus Schweden zu erhalten.

Herr J. N. Schwerz scheint die Teutschen am ersten auf die Rutabaga aufmerksam gemacht, und dem Herrn Staatsrath Thaer gebiert das Verdienst, sie unter den Teutschen Landwirthen weiter verbreitet zu haben. Denn nachdem dieser verdienstvolle Landwirth nach vieler Mühe und vielen Kosten endlich die wahre Rutabaga erhalten hatte, zog er Samen und vertheilte ihn an die Liebhaber. Letzterer beachtet sie als nützliche Futterpflanze, und ich sahe sie 1809 auf seinem Gute Mögelin auf einer Breite von etlichen Ackern. Man hatte sie auf dem Schlage, welcher zu behackten Früchten bestimmt war, theils mit dem Rüben-

driller in Reihen gesäet, theils aber, wie man Kohlrüben zu pflanzen pflegt, ungefähr in der Weite einer Elle verpflanzt.

Herr Schwerz hingegen bezweckt in ihrem Anbaue den Samen zu Oel. Seine damit angestellten Versuche verdienen in mehrerer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit. Er hat sie theils in der landwirthschaftlichen Zeitung, theils aber auch in seinem höchst schätzbaren Buche über die Belgische Landwirthschaft bekannt gemacht.

Er hatte 1801 den Samen aus Paris erhalten, und ihn zur frühzeitigen grünen Fütterung seiner Schafe bestimmt. Allein im Frühjahre 1802 entdeckte er in dem Aeußern, daß dieß eine ganz andere Pflanze sey. Um viel Samen zu gewinnen, weidete er sie nicht ab, sondern ließ sie in Samen gehen. Dieser reifte ungefähr 10 Tage später als der Raps, die Ausbeute war aber stärker. Die Pflanzen überstanden den Winter gut und erfroren nicht, als dieß dem Rapse in der Nachbarschaft wiederfuhr.

Den 25. und 26. Juli 1803 säete er der sehr trockenen Witterung wegen Abends 2 Metzen Samen, und egete ihn sogleich ein und ließ ihn den folgenden Morgen früh walzen. Auf dem Acker war im Frühjahre der Raps umgepflügt worden, jetzt war er vollkommen zubereitet. Die Rutabaga hatte vor Winters einen überaus üppigen Wuchs,

und hielt sich im Winter gut, indeß auf demselben Felde der gesäete Raps erfror. Auch im Frühjahre glichen die Pflanzen denen im Herbste. Allein bald verwüstete sie der Erdfloh, und Herr Schwerz war im Begriff das Feld umzupflügen, als er bemerkte, daß an den langen nackten Stängeln sich Samenspindeln anzusetzen anfingen. — Der Samenertrag war fast 28 Scheffel, und würden 70, wo nicht 80 gewesen seyn, wenn der Zufall sich nicht ereignet hätte, daß die Erdflöhe seine Zerstörung bewirkten. Die Unkosten waren 120 Rheinische Gulden und der reine Ertrag eben so viel. Der an dieses Feld unmittelbar stoßende gepflanzte Raps *), der ebenfalls den Winter aushielt, gab $18\frac{1}{2}$ Scheffel und sein reiner Ertrag war 24 Gulden.

Dieser Versuch begnügte Herrn Schwerzen nicht, weil es nicht in sein System paßt, eine Brachfrucht durch eine vorhergehende reine Brache zu erzwingen. Es ist wahr, daß Pacht, Lasten und alle Arbeit des ersten sowohl als des zweiten Jahrs in

*) In den Niederlanden, wo man den Raps gehörig auspflanzt und behackt, gilt als allgemeine untrügliche Erfahrung, daß solcher nicht erfriere, wenn der gesäete dagegen verloren geht. — Ich kann mir dabei keine andere Ursache denken, als daß der Raps ausgepflanzt viel stärker und dadurch dauerhafter wird, als bei dem gesäeten geschieht. P.

in angeführten Unkosten mit begriffen, also gedeckt sind. Allein der Landwirth lebt von seinem Gewinn, nicht von geheiltem Schaden, denn sonst wäre der Umlauf, in welchem die reine Brache ein Jahr über das andere wiederkehrt, unstreitig der beste, weil unläugbar das Getreide nach einer reinen Brache am besten schockt. Die güsten Kühe müssen aber nothwendig in die milchenden eingerechnet werden, wenn man sehen will, was bei der Wirthschaft herauskömmt.

Er machte nun den Versuch, die reine Brache bei der Rutabaga gänzlich zu entbehren. Der erste Versuch mißlang. Er wiederholte ihn daher 1805. Ein Feld, das Gerste, und ein anderes, das Roggen getragen hatte, wurde mit Rutabaga besäet. Das erste war mit dem größten Fleiße behandelt, reichlich mit Kamposte gedüngt und früh gesäet worden; das andere, als bloß zur Frühlingsweide der Lämmer bestimmt, wurde nachlässig bearbeitet, nicht gedüngt und um 18 Tage später bestellt. Allein ehe sich noch der Winter fühlen ließ, waren die Pflanzen auf dem Gerstenlande schon alle verschwunden; die auf dem Roggenfelde hingegen grünten, wurden nicht abgeweidet, und brachten ungeachtet alles Unkrauts, mit dem sie überwachsen waren, noch $20\frac{2}{3}$ Scheffel Samen. Dieses war freilich keine befriedigende, aber doch in Hinsicht auf die schlechte Behandlung eine mehr als lohnende

Ernte. — Die Nachbarn maßen die Schuld des Mißlingens auf dem ersten Felde, wo Gerste vorhergegangen war, auf die Gerste, als welche mit allen Rübenarten unverträglich wäre.

Außer diesen beiden Feldern hatte er noch Rutabaga ebenfalls auf ein Feld gesäet, welches Roggen getragen hatte, tüchtig bearbeitet und zweckmäßig bestellt war. Die Rutabaga gab ungefähr $\frac{1}{3}$ mehr, als der Raps oder, verhielt sich wie 100 zu 67. Dieser Versuch beweist triumphirend die Entbehrlichkeit der reinen Brache, sowohl für die Rutabaga als den Raps.

Der Vortheil eines größern Ertrags, sagt Hr. Schwerz, ist nicht der einzige, den die Rutabaga über den Raps hat. Ihre Eigenschaft nichts vom Winterfroste zu leiden, ist zwar noch nicht hinreichend erprobt, aber so viel ist doch gewiß, daß sie ihm besser als der Raps widerstehe. Wo die Gewohnheit nicht herrscht, den letztern zu verpflanzen, scheint die Rutabaga entscheidend den Vorzug zu verdienen.

Der Same gibt, nach den ersten Proben zu urtheilen, etwas mehr und besseres Oel, als der Raps.

Der Stamm und die Zweige sind von einer zähern Struktur, daher sie nicht brechen noch sich auf die Erde legen, wie dieß beim verpflanzten Rapse oft der Fall zu seyn pflegt. Sie welken

sich

sich bloß über einander, wenn die Zweige anfangen von Samen schwer zu werden, welches aber die gleichzeitige Reife nicht hindert, indem die Stämme stehen bleiben und die Luft unter ihnen herspielt.

Unter die guten Haupteigenschaften der Rutabaga ist noch zu zählen, daß sie sich des Samens auf dem Felde nicht so wie der Raps entledigt. Man kann sie daher ohne Gefahr auf dem Felde stehen und zur völligen Reife kommen lassen, ohne daß ihr die Abwechselung von Sonnenschein und Regen schaden werden.

Ein mageres Land, wie eine verspätete Aussaat, stehen ihr nicht an. Jedoch ist ebenfalls eine zu frühe Aussaat wieder nicht anzurathen. Herr Schwerz säete 1804 schon am 7. Juni ein kleines Stück. Die Pflanzen wurden zwar ausnehmend stark, aber allzu hoch von Stamm, litten etwas vom Winter, trieben aber im Frühjahre von neuem mit solcher Kraft aus, daß sie die übrigen auf allen Feldern übertrafen.

Die Rutabaga kam auch auf einem neu aufgebrochenen Rasen sehr gut fort. Desgleichen säete sie ein Pachter im Waesland mit vielem Glück auf ein Wickenfeld, dessen ersten Schnitt er grün abgefüttert hatte. Auch dadurch kann die reine Brache erspart werden. eine Erfahrung, die manche Stallfütterungswirtschaft zu nutzen wissen wird.

Herr

Herr Schwerz sahe auch in der Brabantischen Campine ein viel versprechendes Feld mit Rutabaga in der schönsten Blüthe. Sie war gleich dem Rübsen in die Roggenstoppel gesäet worden und stand auf einem etwas feuchten Sandboden.

Endlich machte Herr Schwerz noch die Bemerkung, daß die Rutabaga als Oelgewächs ausgesäet, von Jahr zu Jahr kleinere Rüben bekam, so daß am Ende wenig mehr Unterschied zwischen ihr und den Wurzeln des Rapses sich zeigte. Sobald aber der Stamm zum Blumentragen aufschießt, zeigt sich in seiner Struktur, den Schoten und dem Samen ein merklicher Unterschied. Blühezeit und Samenreife fallen um etliche Tage später als bei dem Rapse.

Nachtrag.

Die Naturgeschichte der Rutabaga ist, so viel mir bekannt, noch nicht bearbeitet. So ist noch nicht bestimmt, ob diese Rübenart von der Kohlrübe, oder der sogenannten Kohlrabi unter der Erde, oder von einer andern Kohlart abstamme, was mir aber sehr wahrscheinlich ist. Wäre dieß wirklich der Fall, so wäre sie sehr genau mit dem sogenannten Schnittkohle verwandt, welcher erwiesen von der Kohlrübe abstammt. Denn man erhält Schnittkohl, wenn man im Winter, sobald es sich thun lassen will, den Kohlrübensamen dicke säet und

dann

dann die Pflänzchen wit Schnittkohl behandelt. — Ueberhaupt sind die Spielarten des Kohlgeschlechtes noch wenig erläutert und nach ihren wesentlichen Eigenschaften bestimmt. Vermuthlich wird uns der Herr Prof. Crome in Mögelin in seinem Handbuche der Naturgeschichte für Landwirthe helles Licht geben. Mit allem Rechte dürfen wir erwarten, daß er die Rutabaga sehr genau beschreiben wird. Pohl.

III.

Merkwürdige und glückliche

Versuche mit den Schutzpocken bei den Schafen.

---

1. Auf der herzoglichen Schäferei zu Puschka.

Von

Herrn Dr. Oswald.

Im Herbste 1809 wurde die aus Mutterschafen bestehende Heerde im herzoglichen Vorwerke zu Puschka ohne bekannt gewordene Ursacheu von den Schafpocken heimgesucht, und ungeachtet alle Mühe

und

und oft kostspielige Mittel angewandt wurden, so mußten doch von der 150 Stück starken Heerde 80 Stück ein Opfer dieser werden, und mehrere davon wurden blind und lahm.

Auch mit der Einimpfung der wirklichen Schafpocken wurde vom Herrn Oberamtmann Eggers ein Versuch gemacht, allein dieser fiel so unglücklich aus, daß sich Herr Eggers unmöglich entschließen konnte, dieses Hülfsmittel weiter zu versuchen, denn ein ganz gesundes, immer in Neuhammer gewesenes Schaf, welches zu diesem Versuche dienen mußte, endete unter qualvollen Leiden sein Leben, und beim Eintritte des Winters hörte die Krankheit auf. Die wieder gesund gewordenen und einige verschont gebliebene Mutterschafe begatteten sich und blieben den Winter hindurch vollkommen gesund, so daß sie zwar etwas später, als sonst gewöhnlich ist, aber sehr gesunde und muntere Lämmer zur Welt brachten.

Da man aber verabsäumt hatte, den sehr alten und baufälligen Stall zu reinigen, so mochte das Pockengift nicht sowohl im Dünger und im Futter, welches über dem Stall aufbewahrt war, sondern vielmehr auch in den alten Lehmwänden des Stalls selbst sich den Winter hindurch aufgehalten und bei wärmerer Witterung sich wieder entwickelt haben; denn als die jungen Lämmer einige Wochen alt waren, so wurden einige derselben und

etliche Mutterschafe, welche wahrscheinlich im Herbste verschont geblieben waren, von der Pockenkrankheit befallen.

Dieses Ereigniß veranlaßte nicht nur die nothwendige Maßregel, daß die gesunden Lämmer und Mutterschafe sogleich in eine leere Scheune gebracht und von den kranken Schafen gänzlich abgesondert wurden, sondern erweckte auch die schon früher gehabte Idee bei mir und dem Hrn. Amtmann Eggees: ob nicht zur Verhütung des Uebels unter den Schafen einige Hülfe in der Einimpfung der für das Menschengeschlecht so wohlthätig gewordenen Schutzpocken zu finden wäre.

Zur Ausführung dieser Idee wurde am 4. Mai v. J. geschritten, indem Herr Eggers mit der von mir erhaltenen Schutzpocken-Lymphe 4 Lämmern die Schutzpocken einimpfte. Nach 8 Tagen, als den 12. Mai, reiste ich selbst nach Puschkau, um die geimpften Lämmer zu besehen und einigen Kindern daselbst die Schutzpocken zu impfen, wodurch Herr Eggers in den Stand gesetzt wurde, die ganze noch übrige Heerde der Lämmer zu impfen, in welchem Geschäft ihn der hiesige Chirurgus Pfennig und in der Folge auch sein Schäfer eifrig unterstützten. Ich selbst impfte mit noch mitgebrachtem Impfstoff an demselben Tage einige Lämmer und besahe die schon vor 8 Tagen geimpften. Diese hatten an den Impfstellen eine den

menschs

menschlichen Schutzpocken sehr ähnliche Pustel, welche aber hart anzufühlen war, und diese gab beim Einstechen keine wasserhelle, sondern vielmehr eine blutige wäßrige Feuchtigkeit von sich, und wenn mit dieser weiter geimpft wurde, so brachte es in dem geimpften Schafe dieselbe Erscheinung hervor, als wenn solches mit menschlicher Lymphe geimpft worden wäre. Eine Röthe, wie solche beim Menschen vom 9. und 10. Tage nach der Impfung vorkommt, wurde bei keinem Lamme bemerkt. Bei einigen Lämmern wurde am 9. und 10. Tage einige Schwäche und weniger Munterkeit beobachtet, die mehrsten aber blieben ganz gesund. Auch hörte mit dieser Zeit die weitere Ausbreitung der natürlichen Pocken auf, wozu wohl allerdings die strenge Absonderung der kranken Schafe von den gesunden viel beitragen konnte.

Um aber diese Sache zu einer gründlichen Erfahrung zu machen, so entschloß sich Hr. Eggers auf mein Zureden, zwei Mutterschafe mit ihren Lämmern von der Heerde zu Eisenberg bei Sagan, welche ganz gesund waren, die Schutzpocken zu impfen. Nachdem solche diese überstanden hatten, brachte er dieselben nach Puschkau unter die noch kranken Schafe und Lämmer in den infiscirten Stall, und impfte sogar einem dieser Schafe die natürlichen Schafpocken, so wie er es vorher im Herbste gethan hatte, ein. Das wieder geimpfte

Schaf

Schaf bekam auf den Impfstellen ein bösartiges Geschwür. Dieß verursachte dem Schafe vielleicht, weil die Impfung absichtlich etwas tiefer gemacht worden war, viele Schmerzen und ein Hinken, aber es blieb von der allgemeinen Blatternkrankheit, so wie alle übrige mit Schutzpocken geimpfte Lämmer gänzlich verschont. Seitdem sind nun alle geimpfte Lämmer in den alten Schafstall gebracht, und noch sind alle gesund und munter.

Sollte sich diese gemachte Erfahrung durch wiederholte Versuche bestätigen, so ist es wohl einleuchtnd, daß diese Sache von besonderm Nutzen für Schäfereien und für die ganze Landwirthschaft ist.

2. Auf den Gütern des Hrn. Staatsministers und Grafen von Malzahn.

Eben verdanken wir der Güte des Herrn Dr. Ramsler die Nachricht, daß neulichst auf den Gütern Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers und Grafen von Malzahn, die Impfung der Schafe mit Kuhpocken bereits im Großen ausgeführt wird. Schon diese Anzeige wird den Besitzern großer Schäfereien gewiß sehr willkommen seyn. Mit gleicher Erwartung sehen wir einer verheißenen eigenen Schrift über diesen Gegen-

genstand entgegen, worin das Verfahren, wie die dabei gemachten Beobachtungen auseinander gesetzt werden sollen.

Möchte doch ein patriotischer Sinn uns beleben und dahin mitwirken, daß ein Jeder, welcher in dieser so äußerst wichtigen Angelegenheit Erfahrungen macht, und schienen sie noch so geringfügig, öffentlich bekannt zu machen. Ich meinerseits werde mein möglichstes zu thun bestrebt seyn und geizig die Fakta sammeln. Pohl.

IV.

Beiträge zu einigen im Archiv abgehandelten Gegenständen. Von Herrn A. H. von Steindel.

Die Absicht des Herrn Herausgebers des Archivs der Teutschen Landwirthschaft bei der Bearbeitung dieses Werks geht offenbar dahin, die vollkommnung der verschiedenen Gegenstände des landwirthschaftlichen Gewerbes damit zu bewirken, daß sie auf allen Seiten betrachtet und von Sachkennern vielfache Erfahrungen darüber eingesammelt und dargelegt werden. Am wohlthätigsten muß wohl die Erscheinung dieses Archivs wirken, wenn mehr Landwirthe ihre Meinungen und gemach-

machten Erfahrungen noch zu dem beizufügen, was wir hier vorgetragen finden, und was einer weitern Beleuchtung oder Begründung wegen noch nicht zur unbezweifelten Wahrheit gelangt ist.

Darum sey es erlaubt, über einige bisher in diesem Archiv gelieferte Aufsätze und Abhandlungen dasjenige zu sagen und nachzuholen, was ich meines Orts dabei dachte und anzuführen für dienlich erachte.

I. Benutzung der Teiche zum Getreidebau.

Januar-Stück 1810. I. Ueber den Werth, die Fischteiche zum Pflanzenbau zu benutzen, eine Abhandlung von Fr. Pohl, worin er nach Anführung der abstrahirten Ursachen dieselben zum Futterbau und zur Getreideaussaat liegen zu lassen, in der Erwartung zu stehen scheint, der Abfall des Getreidepreises werde die veränderte Benutzung derselben minder vortheilhaft uns zeigen. Ohne jedoch zu untersuchen, ob Fische, oder Futter und Getreide da, wo der größere Haufe sehr gern mit Fleisch von Landthieren, Kartoffeln und Roggenbrot verwillen nimmt, überhaupt Gegenstände der Entbehrung sind, ist es zur Zeit wenigstens noch nicht dahin, daß auch der hohe Fischpreis den Nutzen vom Futter- und Getreidebau übersteigen sollte Auf einem Flächenraum, der mir als Teich mit 4 Schock Karpfensatz

all-

alljährlich nicht über 10 Thlr. reinen Gewinn abwerfen kann, mache ich sicher 36 Entr. Heu und Grummet, oder erlange beim Getreidebau 10 Scheffel Ausdrusch.

Zu entscheiden, ob die Entfernung des Wassers in einer Gegend heilsam oder nachtheilig wirken könne, ist keine leichte Aufgabe, welche nicht allein nach Beschaffenheit der Temperaturlage von außen her, sondern auch nach der innern und äussern Erdlage zu beurtheilen und abzuwägen ist. Eine Einfassung von Waldung, von Anhöhen und Gebirgen, die Nähe großer Flüsse und Seen, ein Gestade des Weltmeers, Sand, oder Lehm und Thon zur Oberfläche, oder Unterlage, fordern bald da bald dort mehr oder weniger Feuchtigkeit zum Gedeihen der Gewächse des Pflanzenreichs. Die Erfahrung im Allgemeinen hat uns so viel gelehrt, daß sogenannte trockne Jahre selten oder niemals Mangel und Theuerung verursachten, nasse Zeitläufte hingegen unausbleiblich allemal die schlechtesten Ernten zur Folge haben. Es scheint daher noch lange nicht mit Abschaffung der Fischteiche so weit, einen Schaden wegen Entfernung des Wassers befürchten zu müssen.

Nebst der bekannten Wechselbenutzung als Fischerei und zu Getreidebau, ist gleichfalls bei den Teichen, deren Lage eine dazu nothwendige, vollkommene Abwässerung gestattet, die Einrich-

tung

tung mehrentheils anwendbar, daß zwar Ständer und Schleusen herausgenommen, die Dämme aber stehen bleiben, und selbige nebst den Teichen selbst, zum Graswuchs oder Getreidebau benutzt werden.

Alle dem, was Hr. F. P. über Dunkelheiten und Mangelhaftigkeit der vorhandenen Begriffe und Benennungen auch in Ansehung dieses Gegenstandes der Landwirthschaft äußert, treten wir mit vollkommener Ueberzeugung bei, daß auch hier noch unendlich viel zu thun übrig ist, was uns erst dahin nur führen sollte, einander besser verstehen zu können.

Die Art wissenschaftlicher Beleuchtung der Eigenschaften eines Teichgrundes zur Anwendung des Getreidebaues, wie wir es hier ausgeführt finden, gibt dem erfahrnen Landwirth nun auch die Ursachen an, warum das so und nicht anders erfolgen muß, und lehrt ihn mehr mit Sicherheit weiter fortschreiten. Wer die wahren Bestandtheile seines Erdbodens genau kennt, der weiß auch nach der Beschaffenheit seiner Lage auf dessen Fähigkeiten richtiger zu schließen, als jener, den wohlgemachte Erfahrungen leiten, die aber eben so täuschen, wie die Sinne, womit sie gesammelt worden. Wie der Schlamm in Teichen sich bildet und sammelt, geschieht es auch an Flüssen, wo das wiederholte Austreten des Wassers da mehr oder weniger erwünscht fruchtbare Ernten herzuführt, wo der

Gang

Gang der Strömung guten oder schlechtern Boden berührt, mit sich führt und wieder absetzt.

Vielleicht, wenn unsere Nachkommen einst, klüger wie wir, ihr Summumbonum (höchstes Gut), den sichersten Wohlstand der Menschen in der Landwirthschaft gefunden haben, ist es wohl auch ihnen dann vorbehalten, die Benutzung der Wasserströme im Großen, die Fluthen beim Austreten derselben dergestalt abzudämmen und zutreiben, daß man große, ungeheuere Sandflächen (wo jetzt kaum ein Gräschen sprießt, wo alleweil nicht das 3. Korn im Ackerbau wächst, und Lohn des Landmanns weiter nichts, wie armseliges, kummervolles Leben ist) alsdann in die besten, reichsten Auenländer zu verwandeln; wie der Wasserfall und der offenbare Augenschein doch das so deutlich und leicht an die Hand geben. Eine fruchtbare und angenehme Betrachtung ist es überhaupt, wie in jener Reisebeschreibung von Bildung des Erdbodens zu lesen, da vermittelst abwechselnder Umwandlungen in Luisiana, die großen Gewässer hier neue Landschaften ansetzen und dort andere mit sich fortreißen, und wie nach und nach zusammengeschwemmtes Gehölze eine Grundlage für Erdoberflächen von weitem Umfange wird, wie dieser wunderbare Wechsel von Ueberschwemmung und Anbau ganz augenscheinlich die Geschichte und Ursache aller Erscheinungen sonderbarer Erdschichten, Versteinerun-

nerungen und Braunkohllager ist, welche Wasserfluthen seit Jahrtausenden mit Muscheln, Thierge-rippen und umgestürzten Wäldern vergraben; wenn so Umwandlung und Gestaltung des ganzen Erdballs sich ziemlich unfehlbar erklären lassen. Erfreulich ist für den Menschen die Bemerkung, daß er in der sorgfältigen Beobachtung der Natur und ihres unfehlbaren Ganges, durch zweckmäßige Bemühung und Fleiß so vieles zur Erreichung seiner Absichten thun kann, daß ihm so viele Hülfsmittel gegeben sind, seine Wohlfarth zu befördern. Die Die Landwirthschaft lehrt uns, die Befruchtung der Roherde zu beschleunigen und zu vermehren, den Kreislauf der Belebung und Vernichtung zu benutzen, durch Kunst dem Acker vielfache Ernten abzunöthigen.

2. Vorzüglicher Nutzen der gebrannten Erde als Dünger.

Februar-Stück, 1810, II., wo von dem Brennen der Erdschollen oder Rasenstücke auf Aeckern die Rede ist, soll ebenfalls eine von mir gemachte Erfahrung darüber hier beigefügt werden, die den auffallenden großen Nutzen dieser und ähnlicher Unternehmungen bestätigt, und doch wohl Manchem, der ebenfalls wie ich hier in S. Waldungen oder andere Hülfsmittel besitzt, z. B. Torf, Braun-Steinkohlen, dergleichen Brennerei

anzuwenden, Veranlassung geben möchte, dieses noch zu wenig benutzte Düngungsmittel der gebrannten Erde mehr verbreiten zu helfen.

Ein Stück Ackerland von lehmartiger Beschaffenheit und thonichter Unterlage, folglich bei nassen Jahrgängen schwer, oder eigentlich gar nicht gehörig zu bearbeiten, war deshalb seit einer Reihe Jahre von besonders nassem Karakter fast ganz zu Rasenland geworden. Nach der Frühlingsaussaat ließ ich dieses Feld so gut es gehen wollte, mit dem Pfluge umwerfen, einige Wochen lang liegen und dann mit dem Haken queerüber arbeiten und zerreißen, wiederum einige Zeit liegen und trocknen und nun etwas egen, damit die Rasenschollen noch etwas mehr abtrockneten. Bei einer lustigen Witterung brachte man nun alte Blätterstreu mit kleinem, halbgefaultem Gehölze aus dem Walde in Haufen reihenweise auf diesen Acker, warf mit Mistgabeln die darauf liegenden Rasenstücke darauf und zündete die Haufen an. Ein Mann hätte damit eine ganze Woche zu thun (zu dämpfen, damit nicht zu viel verfliegen sollte, und wieder zu lüften, es nicht verlöschen zu lassen), wozu er mit einer eisernen Schaufel und mit einer Mistgabel versehen war. Nach Vollendung dieser Arbeit ließ ich diese Brennhaufen, bestehend aus Asche von Erde, Holz, Streu und Rasengewächsen, nebst etwas Ueberbleibseln davon, was Kohlen und Brände waren aus

Ge-

Gefäßen mit der Hand möglichst gleichförmig ausstreuen. Hierauf ward dieser Acker noch zweimal gepflügt und dann mit Winterkorn besäet, das hier zu Lande niemals so schön, lang und ergiebig ausgefallen, wie die ältesten Menschen gestanden. So bemerkt man auch nach 4 Jahren noch die heilsame Wirkung von dieser eben nicht kostspieligen Operation.

So viel und mancherlei Brennwesen ich bei der nun wahrscheinlich bald beendigten Laufbahn als Landwirth betrieben und versucht habe, ist mir die gebrannte Erde immer als eines der wirksamsten Düngungsmittel erschienen und mit meinem Willen kein zerbrochenen Ziegel unbenutzt weggeworfen worden, wie man dergleichen überall noch so häufig sieht. In unserm nordischen Klima bedürfen wir der Feuerung so viel, daß, da nichts leichter wäre, als eine Menge Erde dabei mit zu brennen. Meine Art holzsparender Ziegelöfen, bei denen hier in S. auch noch ein Rost mit Zügen angebracht ist, auf welchem wir nach Gefallen auch ganz ohne Mauerziegel, Dachziegel allein zu brennen im Stande sind, ja, in denen man sicher Meißner Porzellan brennen würde. Dieser Ofen ist auch zum Brennen der Erde geeignet, wovon wir eine Art Kalk oder Mergelthon allhier besitzen und fast allenthalben zur Unterlage finden, die gebrannt so viel wie Kalk, auch wohl noch mehr thut. Unstrei-

tig sind die sogenannten fetten Erdarten (Thon und Lehm) im gebrannten Zustande vorzüglich gut, alle andere jedoch ebenfalls fruchtbringend, vermittelst der Eigenschaft, daß sie sogenannten Kohlenstoff aus der Luft an sich ziehen, oder das alles, was zum Gedeihen der Pflanzen erforderlich ist.

3. Bemerkung über Syrups-Fabrikation und Anleitung zur Verfertigung eines Syrups aus Malz.

März-Stück VI. veranlaßt mich, die Beschreibung, Syrup von Runkelrüben zu machen, auch dem aus Gerste und Weitzen zu gedenken.

Mit unruhiger Verlegenheit sehen wir uns nach Hülfsmittel um, ein Produkt zu gewinnen, das so angenehm für den Geschmack als nothwendig für die Erhaltung unserer Gesundheit ist, und dessen erhöhter Werth nunmehr dem Zubereiter desselben die größten Vortheile gewährt.

Ein Löffel voll Zucker mit Wein angefeuchtet, erweckte vor einem Jahre meine kaum noch athmende Frau und gab ihr in Zeit von 20 Minuten neues Leben. Dieser Extrakt des Zuckerstoffs ist wahrer Lebensbalsam, dessen Zubereitung wir schlechterdings nicht vernachlässigen dürfen, um so mehr, da wir ihn überall finden. Wächst gleich im Norden kein Zuckerrohr, so wachsen doch unzäh-

zählige andere Pflanzen, die, wo nicht eben so viel, dennoch etwas davon und so viel Zucker geben, daß sichs der Mühe lohnt, ihn davon zu bereiten.

Nachdem die Getreidepreise so weit herabgesunken, daß der Erbauer desselben beim Festsitzen des Werths von andern Bedürfnissen bei den vermehrten Ausgaben des Grundbesitzers er unmöglich auf die ebenfalls gestiegenen Renten seines Kapitals kommen kann, scheint die Zubereitung des Zuckers aus Gerste und Weitzen, besonders für denjenigen Landwirth, der mit seiner Bierbrauerei ganz leicht und mit dem geringsten Aufwande eine dergleichen Zuckersiederei verbindet, ein belohnendes Unternehmen zu seyn.

Die Hauptsache ist, gute Luftmalze zu fertigen, damit sich in selbigen der Zuckerstoff recht vollkommen entwickeln kann. Versuche haben mich belehrt, daß man das Malz lieber gar nicht schroten lasse, wie in der landwirthschaftlichen Zeitung angegeben war, sondern die ganzen Körner dergestalt auskochen muß, bis alles aufgesprungen und in selbigen nicht die mindeste Süßigkeit mehr zu schmecken ist. Auf solche Weise erspart man auch das beschwerliche Abklären und darf nur den kochenden Saft fleißig abschäumen. Bodensatz und Abgang kann ohne Zweifel noch zur Branntweinmösche mitgenommen und alsdann oder auch vorher gleich dem Viehe gegeben werden. Mir selbst

fehlt

fehlt zur Ausführung dieses Unternehmens im Grossen vor der Hand weiter nichts, wie die nothwendige Auslage, da meine Brau- und Brennereianlage sonst äußerst vortheilhaft ist. Sonst wollte ich sicher schon zur nächsten Leipziger Messe mit selbst gemachtem Zucker zu Diensten seyn.

Verbunden mit der Landwirthschaft scheint darum eine Zuckersiederei am füglichsten, weil die Produkte dazu aus dem Gewächsreiche herkommen und die Abgänge davon nirgend besser als zur Viehfütterung zu benutzen sind. Einmal werden hier Menschen und Vieh unterhalten, welche dann zur Betreibung eines solchen Geschäfts, das mancherlei Arbeit und auch Fuhren erfordert, schicklich mit anzuwenden sind.

4. Bemerkungen über die Schmalzische Faßbranntweinbrennerei.

April-Stück. I. Ueber die Schmalzische Faßbranntweinbrennerei setze ich der Bemerkung des Herrn Verf. in Ansehung kaveren Bodens im Brennfasse noch hinzu, daß ein ebener Boden die Vortheile geben würde, wohlfeiler zu seyn und das darin befindliche Gut besser umrühren zu können, das jedoch nur so lange dem Anbrennen darauf ausgesetzt ist, bis es recht wallend in den Sud gekommen ist.

Das

Der eigentliche Helm ist, wie Hr. Prof. Hofmann auch hier ebenfalls sagt, etwas ganz unnützes, und könnte füglich eben so gut bei unsern bisher gebrauchten Kupferblasen hinwegfallen.

Das Verhältniß des Inhalts oder der Größe vom Kühlfasse beruht wohl am meisten mit darauf, ob der Zu- und Abfluß des darin befindlichen Wassers unaufhörlich fortgeht und also beständig kalt seyn kann, oder nicht, und ob die Gestalt desselben mehr oder weniger zur guten Abkühlung geschickt ist. Wenn ein dergleichen Kühlgefäße nicht ein stehendes, sondern ein liegendes Faß, wie. B. ein Biervierteil seyn könnte, durch dessen zwei Böden die Röhren hindurch gingen, so würden alle künstliche Schlangenröhren dazu überall unnöthig seyn.

Uebrigens ist die Erfindung der Schmalzischen sogenannten Faßbrennerei, mit deren Beschreibung er mich beehrt hat, so einleuchtend, daß sie uns unstreitig mehr wie alles das, was bisher die fleißigsten und berühmtesten Arbeiter an der Vervollkommnung dieses wichtigen Gegenstandes unserer Erwerbungen vorwärts gebracht und die allgemeinste Nachahmung ganz verdient.

V.

Ueber
die Vorzüglichkeit der Schlammfelder *).

Von

Wilhelm Kade,
Probst zu Hofzumberge in Kurland.

Die Art und Weise, wie wir manche unserer Grundstücke bald als Teich, bald wieder als Feld zu benutzen pflegen, dürfte wohl einzig in ihrer Art seyn, und daher bei meinen Landsleuten, den Sachsen, auch gewissermaßen merkwürdig scheinen. Mit dieser Wechselbenutzung hat es folgende Beschaffenheit. Noch muß ich Eingangs bemerken, daß

*) Gegenwärtige Nachricht verdanken wir einem vorzüglichen Landwirthe in Kurland, meinem innigstgeliebten Schwager. So neu und interessant die darin angegebene Wechselbenutzung den mehrsten meiner schätzbaren Leser seyn dürfte, so wird Ihnen eine andere Nachricht über den dasigen Flachsbau vielleicht noch überraschender seyn, weil sie uns von einem ziemlich allgemeinen Vorurtheil frei macht. Ich werde sie nächstens abdrucken lassen.

Pohl.

daß sie bei uns unter dem Namen der Teichwirthschaft überhaupt begriffen wird.

Man wählt, um diese Bewirthschaftungsart einzuführen, einen für die Kultur des Wintergetreides zu niedrigem Boden, wo sich das Wasser ohne Nachtheil der übrigen angränzen Felder durch einen Damm anstauen läßt. In diesem wird ein Grundstock, d. i. ein ausgehöhlter Baum, mit einem senkrechten Zapfen gelegt, wodurch man das Wasser anspannen und ablassen kann, wie sich dieß von selbst versteht. Außer dieser ersten und nöthigen Vorrichtung wird der Boden des neuen Teiches hinlänglich mit Gräben durchschnitten, um einst das Wasser auf allen Punkten nach dem Grundstocke hinleiten zu können. Dann wird dieser durch seinen Zapfen so fest verschlossen, daß kein Wasser durchdringen kann. Sobald nun dieses sich gesammelt hat, werden Karauschen, Schleyen, Bärsche, seltener Karpfen darein gesetzt. So steht das Wasser 2, 3 bis 4 Jahre. Kommt es aber größtentheils von einer in der Nähe befindlichen Hoflage oder von einem stark bedüngten Felde her, und daher reichlich mit düngenden Ingredienzien geschwängert ist, welche im Boden des Teiches sich durch Niederschlag absetzen, so bleibt ein solcher Teich nicht leichtlich über 2 bis 3 Jahre mit Wasser angestaunt. Ist dieß aber nicht der Fall, so muß er noch 1 bis 2 Jahre länger stehen. Ein

hie-

hiesiger ökonomischer Schriftsteller, der Pastor Dullo, behauptet auch, daß die in dem Teiche befindlicher Fische durch ihren Abfall viel beitragen sollen, den Teichgrund fetter und für den Getreidebau zuträglicher zu machen. Ich kann dieß aber durch eigene Erfahrung weder bestätigen noch widerlegen, höre aber, daß man daran nicht glauben will, indem es eben so sey, als wenn man behaupten wollte, daß durch den Abfall der Lerchen und Sperlinge dem Acker bedeutende Düngung zuwüchse *).

In

*) Ich meiner Seits trete der Meinung des Herrn Pastor Dullo aus guten Gründen bei. Die Vergleichung mit Lerchen und Sperlingen kann schon deshalb nicht treffend seyn, weil diese Vögel nicht leichtlich an einem Orte lange bleiben, wie das doch der Fall mit den Fischen in einem Teiche ist. Sammelte man von etlichen Schocken derselben nur ein Jahr lang den Abfall, dann würde die Düngung verhältnißmäßig bedeutend genug seyn. Da die Fische ebenfalls zehren, und bei dieser Gelegenheit Abfall machen, was können wir für Gründe haben, daß dieser in einiger Zeit nicht von Bedeutung seyn könnte? Der starke und anhaltende Fischgeruch, welcher sich dem Schlamme mittheilt, gibt uns den redendsten Beweis, daß die Fische zu seiner Substanz und Beschaffenheit viel beigetragen haben. Nun sagt uns die allgemeine Erfahrung,

daß

In dem Herbste, welcher dem Frühjahre vorangeht, wo man den Teich besäen will, wird der Zapfen des Grundstocks gezogen und das Wasser allmälich abgelassen. Andere aber lassen den Zapfen des Grundstocks aushöhlen, mit angebrachten breternen Schiebern, welche man allmählich herausnimmt, wodurch dann bewirkt wird, daß das Wasser nach und nach von oben abfließt. Auf diese Art soll der auf dem Boden des Teichs befindliche feine und fette Schlamm weniger mit fortgeführt werden, als wenn der Zug des Wassers gleich anfänglich auf dem Grunde bewirkt wird.

Ist im Frühjahre zu Anfang Mai alten Styls der Boden des Teichs so weit abgetrocknet, daß ein Pferd nicht mehr einschießt, so wird der Teich unverzüglich mit Gerste besäet. Der weniger fette äußere Rand wird indeß auch öfters mit Flachs bestellt. Der Same wird gleich auf den abgetrockneten Schlamm gestreut, und wenn das aufgepflügte Land nach Erforderniß aufgetrocknet ist, geegt und gewalzt.

Das

daß eine kleine Quantität von thierischen Stoffen in der Wirkung eine viel größere vegetabilische übertreffen. Wird man nur anfangen, die Natur strenger zu belauschen, man wird sich manches erklären können, was uns jetzt dunkel ist. P.

Das Getreide in solchen Teichen hält sich überaus rein von Unkraut, und wenn der Sommer nur nicht zu naß ist, erntet man häufig das 10. bis 11. Korn.

Zwei Jahre — wenn der Teich sehr fett ist wohl 3 Jahre, wird hinter einander Gerste gesäet, und dann noch ein paar Jahre hinterdrein Hafer.

Gleich nach der Ernte wird der Teich immer wieder aufgepflügt und bis zum nächsten Frühjahre immer wieder mit Wasser angespannt. Denn nun ist der Grund schon nicht mehr so naß, daß es, wie im ersten Jahre, nöthig wäre, das Wasser schon im Herbste abzulassen und dem Winter das Austrocknen zu überlassen.

Auf einigen Gütern säet man im 1. oder 2. Jahre Sommerweitzen, und hat gemeiniglich davon sehr ergiebige Ernten, da diese Getreideart in hiesiger Gegend, weil sie sehr zeitig gesäet werden muß, auf den gewöhnlichen Feldern sehr viel vom Unkraute leidet, und daher selten eine erfreuliche Ernte gewährt.

Diese Teichwirthschaft ist besonders für unsere Gegend von großer Wichtigkeit, denn

Erstens erhält man dadurch ein reines Feld und reine Saaten, weil auf dem schlammigen Boden kein Unkraut aufkömmt, und wenn sich ja einiges fände, doch von den üppigwach-

wachsenden Saaten wieder verdrängt werden würde.

Zweitens wird sehr viel Arbeit in der Bestellung erspart, denn im ersten Jahre oder zur ersten Saat, darf nur ein einzigesmal gepflügt werden, und in den folgenden Jahren ist ein zweimaliges Pflügen ebenfalls hinreichend.

Drittens wird der Boden, ohne sonst unsern Dünger darauf zu fahren, sehr gut ausgedüngt. Ein überaus wichtiger Vortheil bei den hiesigen großen Wirthschaften!

Viertens kommt dabei auch die Fischnutzung als bedeutend in Anschlag.

Schließlich bemerke ich noch, daß die kürzlich beschriebene Teichwirthschaft bei uns von gar großem Umfange sey. Sie ist bei manchen Gütern so beträchtlich, daß die jährlich als Nebenfelder zu besäenden Teiche, die Hälfte oder wohl gar $\frac{2}{3}$ des ganzen Sommerfeldes ausmachen, und solches auch um eben so viel vergrößern.

* * *

Nachtrag des Herausgebers.

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung liegen in dem hier gelieferten Berichte über die Kur- und Ehstländische Teichwirthschaft, die ich mir schicklicher unter dem Namen Schlammfeld denke,

Grün-

Gründe, welche uns zur Nachahmung reitzen können. An Feldern fehlt es uns nicht, wo eine ähnliche Einrichtung, wie in jenen nordischen Provinzen, getroffen werden könnte. Wir wollen die Sache nur von Seiten der gewährenden Düngung betrachten, und wir werden uns sagen müssen, daß alsdann auch der Nutzen überaus wichtig seyn könne. Es ist mir ferner einleuchtend, daß insbesondere die Sandfelder, wenn sie anders in der dazu paßlichen Lage sind, daß sie bewässert werden könnten, überhaupt dabei gewinnen müßten. Denn einmal würde ihre Konsistenz durch den anhaltenden Wasserstand und Schlammsatz vergrößert und so für den Pflanzenbau auch eine bessere Beschaffenheit erlangen. Man würde wenigstens auf eine wohlfeilere Art dieselbe Wirkung verspüren, welche man jederzeit durch das Auffahren von Schlamm aus Teichen oder Moder sicher wahrgenommen hat.

Und wäre der Vortheil nicht ungeheuer, wenn man gewisse, vielleicht weit entlegene und deshalb wenig benutzte Felder, ohne sich die inne habende Düngermasse zu schwächen, zum höhern Ertrage bringen könnte? Allein nicht nur diese Ersparung des Düngers käme den übrigen Feldern zu gute, sondern es würde auch die Düngermasse von dem hinzugekommenen Futter und Geströde, nach Maßgabe der Umstände ansehnlich vermehrt.

Wenn

Wenn wir bedenken, daß überall, wo nur einige Zeit Wasser im Stillstande gewesen ist, sich eine bleibende Fruchtbarkeit offenbart, so können wir wenigstens nicht negiren, daß nicht bei unserer neuen Einrichtung gleicher Fall seyn würde. Auch ist die hier nur als unerwiesen angezogene Behauptung längst bewiesen, wo man die Fischteiche von Zeit zu Zeit als Feld zu bestellen pflegt. Ich verweise deshalb auf eine Abhandlung über diesen Gegenstand, welche im vorigen Jahrgange (Januar-Stück 1810) dieses Archivs abgedruckt worden. Es ist dieselbe, welche der Herr von Steindel in seinen vorgehends stehenden sehr werthen Beiträgen vor Augen hatte.

Auch die ebenfalls von unserm um die Landwirthschaft verdienstvollen Herrn von Steindel scharfsinnig aufgefaßte Idee, Flüsse auf Sandfelder zu leiten, wird der Unbefangene in ihrem Werthe erkennen. Es ist dabei unbeschadet der guten Sache, nur die einzige Bemerkung zu machen, daß der Privatmann zur Realisirung nicht leicht Stärke genug haben durfte. Sie fällt daher der fürstlichen Vorsorge, welche das Wohl ihrer Unterthanen bezweckt, anheim.

Endlich kann ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß der hier zur Sprache gebrachte Gegenstand wiederum einen tristigen Beweis gibt, wie noch so manches existente Gute in dem weitern

Ge-

Gebiete der Landwirthschaft auf zu engen Raum beschränkt sey und der Gemeinnützigkeit entgegen sieht.

VI.

Eine vortheilhafte Methode, die Wolle zu sacken.

Die Schäfereibesitzer verkaufen bekanntlich ihre producirte Wolle entweder geschnürt oder gesackt. Beides ist daher beim Verkaufe als ein wesentliches Geschäft anzusehen, das jetzt um so weniger übersehen werden darf, als die Sache sowohl vom Ver- als Erkäufer der Wolle noch vor kurzem öffentlich zur Sprache gebracht worden ist.

Jede Gegend beobachtet eine übliche Art als ihr eigenthümlich. Die Landwirthe, welche dieser oder jener Art huldigen, preisen die angenommene als die zweckmäßigste, und machen sich daher auch nicht leichtlich mit der andern bekannt. Dann erst, wenn Nothwendigkeit oder vorauszusehende Vortheile gebieten, pflegt man von einer ältern bequem gefundenen Gewohnheit zu einer neuen, und daher auch, wenn auch nur vor der Hand, unbequemern, überzugehen. Dieß liegt nun einmal in dem Wesen der Sache selbst. Uns aber wird

es

es zugleich zur Pflicht, weder eine ältere Gewohnheit, bloß, weil sie alt ist, für schlecht zu finden, und zu etwas Neuen aus keinem triftigern Grunde, als weil es neu ist, zu rathen.

Auf dem Wollmarkte zu Leipzig wird die Wolle in der Regel in Gebunden, oder, wie man sagt, geschnürt verkauft. Die Verkäufer sind entweder aus der hiesigen Gegend, oder bringen ihre Waare aus Thüringen, aus dem Erzgebirge und andern Provinzen Sachsens hierher. Nach dieser bestimmt sich, daß der größere Theil der in Sachsen producirten Wolle geschnürt und nicht gesackt aus der ersten Hand verkauft wird. Hingegen in der Nieder- und Oberlausitz wird die Wolle mehrentheils gesackt. Man sieht daher daselbst auf den Scheerangern besondere Maschinen, welche man mit dem nicht unschicklichen Namen, Wollgalgen, belegt. Von ihnen werde ich weiter unten insbesondere sprechen.

Beide Arten, als Geschäft betrachtet, haben ihre Eigenthümlichkeiten, setzen Geschicklichkeit und Uebung voraus, ja sie unterliegen sogar der Mode, welche von denen, die sie verrichten, ziemlich strenge beobachtet wird, und geben demnach ein Pröbchen von Schäferpedanterie ab.

Nach dieser Ansicht scheint es am Ende gleichgültig zu seyn, unter welcher Form die Wolle auf den Markt gebracht wird. Und von dieser Seite

betrachtet, kann man unmöglich gemeint seyn, einer Abänderung das Wort zu reden.

Allein dem Käufer ist die Form keineswegs gleichgültig. Dieser fordert beim Geschäfte vom Käufer, daß ihm dieser seinem Vortheile gemäß, auch wenn derselbe nur in einer grössern Bequemlichkeit bestände, an die Hand gehe. Letzterer muß sich daher verbunden fühlen, die Forderungen, so weit sie billig sind und seinem eigenen Interesse nicht widersprechen, zu erfüllen. Ich darf nicht erst erwägen, wie viel von solchen Nebendingen abzuhängen pflegt.

Es fragt sich daher vorerst, welche von beiden Formen der Käufer am liebsten hat. Nach den Aeußerungen, welche mir aus dem Munde der Wollhändler zum Ohre gekommen sind, so wünschen diese die Wolle gesackt zu kaufen.

Dieß führt uns nun zweitens zur Untersuchung, ob diese Forderung sich auch mit dem Interesse der Verkäufer vereinigen lasse oder nicht?

Jede der üblichen Formen hat ihre wesentlichen Eigenheiten, die sich entweder für den Wollverkäufer zum Vortheil oder Nachtheil anlassen.

Das Schnüren behauptet den einzigen Vortheil, daß es am wohlfeilsten ist, indem man dazu nur eine geringe Auslage für Bindfaden zu machen nöthig hat. Allein es vereinigt dagegen einige Nebenumstände, welche leichtlich zu Nachtheilen

len Veranlassung geben. Die Vorräthe, welche in Gebunden aufbewahrt werden, können leichtlich von unberufenen Liebhabern der Wolle unbemerkbar geschwächt werden. Auch ist der Verlust beim Transporte gar nicht selten bedeutend.

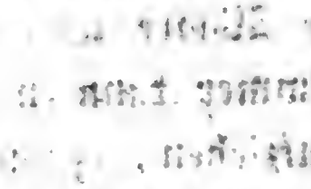
Beim Sacken ergeben sich dagegen folgende Vortheile: die Wolle läßt sich leichter sacken als schnüren, transportirt sich besser, und ist den kleinen diebischen Anfällen und dem Abstreifen viel weniger ausgesetzt, als wenn sie in Gebunden ist. Allein diese Bequemlichkeiten und Vortheile müssen durch den benöthigten Sack gewissermaßen erkauft werden. Auch pflegen spekulative Käufer Gelegenheit zu nehmen, allerlei Tadel und Zweifel der Güte der Wolle entgegen zu stellen, um ihren Preis möglichst niedrig zu halten, und dem Verkäufer glaubend zu machen, daß seine Waare wirklich nicht mehr werth sey. Nicht immer kann man sich den Händen solcher Käufer entziehen, zumal, wenn man auf gerathewohl mit der Wolle auf dem Marktplatze oder der Wage hält, welcher Aufenthalt jedesmal sehr theuer ist, indem man Vieh und Menschen bei sich hat, auch beim länger Halten gleichsam sagt, daß man zum heutigen Verkauf gezwungen sey.

Was die Auslage für den Sack betrifft, so wird in der Regel diese, wie ich glaube, vergütet, und wäre dieses bisher auch nicht immer der Fall,

so erfordert's doch die Billigkeit. Diese Vergütung kann der Wollhändler ohne seinen Schaden übernehmen, weil er den Sack bei seinem Verkaufe allemal wieder gebrauchen kann. Denn es ist bekannt, daß die Wolle von Kaufmann zu Kaufmann in Säcken gewechselt wird.

Das bequemste Mittel, die Wolle zu sacken, sind nach meiner Meinung die sogenannten Wollgalgen. Da ich voraussetzen darf, daß diese nicht überall bekannt sind, so wird es nicht zweckwidrig seyn, eine nähere Beschreibung davon hier beizufügen.

Ein Wollgalgen ist äußerst einfach, besteht nur aus drei hölzernen Säulen, die in gleicher Ferne von einander also im Triangel



in der Erde stehen. Oben an ihrer Spitze sind sie mit eben so viel Queerhölzern belegt und dadurch mit einander vereinigt. Es ergibt sich hieraus, daß ein solcher Galgen just die Form wie ein dreisäuliger Galgen an den Gerichtsstäten hat. Es ist kaum nöthig, noch etwas über die Gestalt zu sagen. Die Weite der Säulen von einander wird gewöhnlich 4 Ellen genommen, weil sie auf die Art am bequemsten gefunden wird.

Wenn

Wenn nun das Wollsacken seinen Anfang nehmen soll, so wird der leere Sack an die oben erst angegebenen Queerhölzer befestigt. Um die Wolle möglichst derb zu kriegen, steigt ein starker Schafsknecht oder anderer gewichtiger Mann in den Sack, und tritt die von oben Armvoll hineingeworfene Wolle fest zusammen. Je mehr Wolle hineingekommen, um so mehr kommt der Treter in die Höhe, steigt heraus, macht den Sack von seinen Banden los, der nun leichtlich zugenäht werden kann.

An diesem Galgen ließen sich noch einige wesentliche Verbesserungen anbringen, worunter ich auch die rechne, daß man statt der oben aufliegenden Einfassung oder Queerbalken, bewegliche anbrächte, damit man sie nach Belieben hoch oder niedrig einschieben könnte, je nachdem der zu füllende Sack lang oder kurz ist. Denn ist der Galgen hoch, z. B. 8 bis 12 Ellen, wie ich deren gesehen habe, und es soll darin ein Sack von 5 Ellen gesackt werden, so ist man genöthigt, ohne Zweck denselben viel zu hoch zu befestigen, und die Wolle noch einmal so hoch hinaufzutragen, als nöthig ist, was die Arbeit vergebens erschwert und verlängert. Um den Galgen nach Belieben hoch oder niedrig zu stellen, dürfte man nur in mehrern Höhen Löcher durch die Säulen stoßen, in welche man die

nöthi-

nöthigen Riegel schiebt, an welche der Sack befestigt werden soll.

Unerachtet ein solcher Galgen in seiner Anschaffung nun eben so viel nicht kostet, so ist es doch wirthschaftlich, wenn man ihm eine möglichst lange Dauer verschaffen kann. Zu dieser Absicht wäre es gewiß sehr zuträglich, wenn man ihm gleich Anfangs eine solche Einrichtung gebe, welche ihn transportabel machte. Man könnte ihn dann nach dem Gebrauche in einem trockenen Orte aufbewahren und ihn auf andern Schäfereien wieder aufrichten.

VII.

Der Wernersche Wasserofen

oder

Beschreibung einer Einrichtung zum Wasserkochen, wobei große Ersparniß an Feuermaterial gemacht wird.

So emsig und sinnreich auch von jeher auf Verbesserungen der Feueranstalten gedacht worden ist, so werden doch noch immerfort neue Entdeckungen in diesem wichtigen Zweige des menschlichen Wissens gemacht. Freilich ist auch hierbei nicht zu läugnen, daß

daß der Eine im vollen Glauben, er habe wirklich etwas Neues entdeckt, und der Andere nur unter einem neuen Namen etwas zur Publicität bringt, das längst schon da gewesen ist. Denn es ist eine bekannte Sache, daß unsere sogenannten neuen Entdeckungen bei einer strengen Prüfung sehr zusammenrücken, und die Rubrik des wahrhaft Neuen und zugleich Nützlichen nur wenig bereichern. Dieß scheint mir ganz vorzüglich der Fall bei unsern Feueranstalten zu seyn. Denn streitet man sich nicht noch über wesentliche Punkte?

Aus allem dem ergibt sich, daß wir dieß Kapitel noch nicht als geschlossen ansehen dürfen, sondern vielmehr einen Beruf darin finden müssen, das Zerstreute herbeizuziehen und zu prüfen, um sich die Fähigkeit zu verschaffen, den Werth zu bestimmen oder das daraus aufzunehmen, was sich für unsere Lokalverhältnisse als wahrhaft zweckmäßig empfiehlt.

Mit wahrem Vergnügen unterziehe ich mich daher dem Geschäfte, für dießmal meine Leser mit dem Wernerschen Wasserofen oder Wasserheitzer, als mir höchst nützlich scheinend, vorläufig bekannt zu machen. Für einige dürfte ich freilich nichts Neues sagen, weil sie mit der kleinen Schrift, welche der Hr. Inspektor Werner darüber geschrieben hat, schon bekannt sind. Sie führt den Titel:

Beschreibung eines Wasser-Ofens oder Wasserheitzers, wo das Feuer mitten im Wasser brennt, dadurch mehr als die Hälfte an Holz erspart wird und nicht die geringste Hitze verloren gehen kann — wobei nur hölzerne Gefäße zum Kochen erforderlich sind. Zur Anwendung für alle Arten Brennereien, Brauereien u. s. w. Mit 1 Kupfer. Leipzig, beim Verf. und in Kommission bei K. H. Köhler. Ohne Jahrzahl.

Wir wollen den Ideengang des verdienstlichen Erfinders zu verfolgen suchen. Bekanntlich werden jetzt auf die Art alle Flüssigkeiten erhitzt, daß das Feuer die Siedegefäße umgibt. Dabei geht aber offenbar der größere Theil der Hitze verloren. Das Feuer wirkt nach allen Seiten, erhitzt die Mauer, worin der Kessel ist, eben so gut, als diesen. So lange man der Einrichtung, daß das Feuer um das Siedegefäß wirkt, huldigt, wird man bei der besten Anlage nicht verhindern können, daß die Hälfte der entwickelten Hitze verloren gehe. Denn das Feuer ist ein Fluidum, und daher in steter Bewegung. Ein stillstehendes Feuer kann es nicht geben. Es theilt sich unaufhörlich andern nahen Körpern mit, und ein erhitzter Körper strömt Wärme aus, so lange er erhitzt ist. Die wirkende Ursache des Feuers ist die Ausdehnungskraft, die es auf die Körper äußert — doch es ist hier nicht der Zweck, eine Theorie des Feuers

zu

zu entwickeln, in der ohnehin noch so vieles dunkel und am wenigsten für die Gewerbe aufgeklärt ist. Genug, daß das Feuer überall als ein Fluidum erscheint, das sein Daseyn nur durch Bewegung äußern kann, und nirgends als ein für sich bestehender Körper ist.

Dadurch ist denn eine immerwährende Unterhaltung des Feuers, ein immerwährender Zuschuß des Brennmaterials erforderlich, um einen immerwährenden Feuerstrom hervorzubringen, wenn ein anderer Körper fortwährend erhißt werden soll.

Da die Luft, oder vielmehr ein Theil von ihr, nämlich der Sauerstoff schlechterdings eine Erforderniß des Brennens ist, so muß ihr das Zuströmen möglich gemacht werden. Allein nur der kleinste Theil geht mit dem Feuer eine Verbindung ein, der andere größere Theil, das Salpeterstoffgas, oder die sogenannte Stickluft, muß unverzüglich fortgeschafft werden, weil sonst das Feuer erstickt. Mit dieser unverbrennlichen Luft wird aber der größere Theil der Wärme mit sich fortgerissen. Um aber möglichst viel davon zu behalten, führt man in Stubenöfen die fortzuschaffende Stickluft in mehrern Kanälen oder Zügen umher. Bei Kaminen muß man sie aber ungehindert sammt der Wärme in den Schorstein strömen lassen. Der Der Unterschied der Heitzung eines Zimmers mit einem Kamin und mit einem Ofen zeigt offenbar,

wie

wie viel Hitze die Stickluft mit sich fortführt, und wie viel mehr Brennmaterial zu einem Kamin, als zu einem Ofen erforderlich ist, um gleiche Wärme in dem Zimmer hervorzubringen. Eine Verbindung des Kamins mit einem Ofen, um gleichen Zweck zu erreichen, wäre leicht. Diese nützliche Einrichtung ist aber noch nicht Mode.

Bei der Erhitzung der Flüssigkeiten, wo das Feuer das Gefäß mit der Flüssigkeit umgibt, ist es derselbe Fall, wie mit der Erhitzung eines Zimmers mittelst eines Kamins. Der größte Theil der Hitze geht mit der Stickluft unabänderlich in den Schorstein, da der Luftzug nicht gehemmt werden darf.

Wenn nun eine gerade entgegengesetzte Einrichtung möglich ist, nämlich, daß die Flüssigkeit das Feuer umgibt — daß das Feuer mitten im Wasser brennt, und die Stickluft alle Wärme an das Wasser absetzen muß — so kann bei dieser Einrichtung nicht die mindeste Hitze verloren gehen. Nach der Beschaffenheit der Menge der zu erhitzenden Flüssigkeit muß das Feuer stärker oder schwächer, der Wasserofen größer oder kleiner seyn. Das Material dieses Wasserofens muß unverbrennlich und wasserdicht seyn. Ein Ofen der Art, von gebranntem Thon oder einer andern irdenen Masse gefertigt, ist leicht zerbrechlich. Das

Ei-

Eisenblech kann nicht in so groſser Form hartlöthig zusammengelöthet werden, was erforderlich ist, wenn das Loth nicht schmelzen soll. Aber in den Gewehr-Fabriken kann ein dergleichen Wasserofen von den Rohrschmieden gleich im Ganzen ausgeschmiedet werden, so schwach wie Blech, oder so schwach man ihn haben will. Das Eisen ist das wohlfeilste und zugleich dauerhafteste Material. Von gegossenem Eisen aber würde der Ofen zu schwer zum Fortsetzen werden. Auſserdem kann der Ofen von jedem Kupferschmiede aus kupfernen Tafeln hartlöthig zusammengelöthet werden. Das Kupfer kommt aber wenigstens viermal so viel als das Eisen.

Ein Wasserofen von der einfachsten Form, wie er etwa in einem Waschhause erforderlich seyn möchte, kann in einer Wanne Wasser stehen. Er stellt eine kniefórmige Röhre vor, welche im Eingange einen Rost hat, auf welchem das Feuermaterial brennt. Dieser Rost muß aber weiter seyn, als die gewöhnlichen Roste sind, weil das Feuer unterwärts in einer umgekehrten Flamme brennen muß, folglich hinlänglich weite Zwischenräume in dem Roste erforderlich sind. Wenn hier groſse Kohlen durch den Rost fallen, so hat das nichts zu bedeuten, die Hitze derselben wird eben so gut benutzt, und kann nicht, wie bei der alten Einrichtung, verloren gehen. Um aber das Feuer in

umgekehrter Flamme zum Brennen zu bringen, ist ein Stück Rohr von Eisenblech mit einem Henkel erforderlich, dieses muß mit seiner untern Oeffnung in das äußere Ende der Wärmeröhre passen. In demselben Rohre ist ebenfalls ein weitläuftiger Rost befindlich. Wenn nun das Feuer auf dem erstern, dem wahren Feuerroste, angezündet wird, so werden in diesem Rohre ebenfalls einige Spähne, Stücken Papier oder andere leicht verbrennliche Sachen angezündet. Die Flamme in dem aufgesetzten Rohre zieht die Luft aus der Hauptröhre oder dem eigentlichen Wasserofen heraus, und die Flamme auf dem wirklichen Roste muß sodann ihre Richtung unterwärts durch den Wasserofen nehmen. Da nun die Luft immerwährend auf den Eingang der Röhre drückt, so muß die Flamme immerfort in umgekehrter Richtung brennen. Damit aber hier, wo das Feuermaterial nachgelegt wird, kein Feuer in die Höhe streben kann, so wird ein Deckel darauf gemacht, der Oeffnungen hat, wodurch nur so viel Luft einströmt, als zum Brennen des Feuers nöthig ist. Die mittelste und größte Oeffnung wird mit einem Schieber versehen, durch welchen man nach Erforderniß mehr oder weniger Luft einströmen lassen kann.

Es ergibt sich ohne weitere Demonstration sogleich durch den Augenschein, daß hier nicht die geringste Hitze verloren gehen kann. Das Feuer

brennt

brennt mitten im Wasser, auf keiner Seite geht Hitze heraus, sondern sie geht sämmtlich durch den Ofen ins Wasser und der Zweck ist vollkommen erreicht. Wenn ja noch einige Hitze am Ende der Röhre ausströmen sollte, so liegt der Fehler darin, daß der Ofen zu kurz ist.

Will man sich mit den hölzernen Gefäßen, in welchen nunmehr alles gekocht wird, nicht nach dieser erforderlichen Länge des Ofens richten, so braucht bloß der Ofen eine andere Form, eine gekrümmte Röhre zu erhalten.

Das Feuer erhält mehr Zug, wenn der Ofen nicht horizontal steht, sondern ein wenig schief, so daß das Feuer immer im Steigen ist.

Der Ofen ist nur so weit wasserdicht nöthig, als er in dem Wasser inne steht. Das Abzugsrohr kann daher von gewöhnlichem Eisenbleche seyn, die zusammengesteckt werden. Jemehr Röhren aufgesteckt werden, um so heftiger wird auch der Zug des Ofens. Mittelst dieser Röhren und der schiefen Stellung wird der Zug des Ofens so eingerichtet, daß das Feuer immer in umgekehrter Flamme brennt. Ueberhaupt ist die ganze Einrichtung so simpel und einfach, daß sie leichtlich von den ungelehrtesten Arbeitern auf das erste Mal begriffen werden kann.

Wenn der Ofen von Kupfer oder verzinntem Eisenblech ist, so ist es zur Dauer desselben vor-

theil-

theilhaft, daß die Stelle, wo das Feuer brennt und die stärkste Hitze auffällt, mit Eisen gefüttert ist. Dieses darf nur in Form eines Kohlenbeckens seyn, an welches der Rost gleichsam unten befestigt wird, und so eingesetzt und wieder herausgenommen werden kann.

Bei dieser unterwärts brennenden Flamme verbrennt zugleich aller Rauch mit. Alle Wärme des Brennmaterials wird demnach entbunden, und die Verbrennung des Brennmaterials ist so vollkommen als möglich. Die Stickluft geht durch das Abzugsrohr heraus. Geschieht daher die Heizung in einem verschlossenen Gemach, so muß die Stickluft hinaus ins Freie geleitet werden. Wo aber ohnehin besondere Essen oder andere Luftzüge angebracht sind, ist diese Ableitung nicht nöthig.

Wenn die Flüssigkeit erhitzt ist und kocht, so ist eine natürliche Folge, daß die abgehende Stickluft eben so heiß als das kochende Wasser abgehen muß. Gegen jene bei der alten Einrichtung verloren gehende Hitze kommt diese zwar in keinen Betracht, will man sie aber dessen ungeachtet, zumal bei lang erforderlichen anhaltenden Kochen einer Flüssigkeit, nicht verloren gehen lassen, so darf nur das Abzugsrohr nochmals durch eine kalte Flüssigkeit geleitet werden, so wird diese einstweilen mit erhitzt, und so kann durchaus nicht die geringste Hitze verloren gehen.

Bei dieser Feuerung bleiben alle Produkte der Verbrennung, Asche, Theer und Wasser in dem Ofen zurück. Auch hat das Ausputzen bei der kleinern Gattung dieser Oefen, wie man sie in die Gefäße setzt, keine sonderliche Schwierigkeit.

Der hier im Wesentlichen beschriebene Ofen bietet auf mehrern Seiten der Branntweinbrennerei die größten Vortheile dar.

1) Die große Ersparniß des Feuermaterials.
2) Ist keine kupferne Blase mehr erforderlich, sondern nur ein viel wohlfeilerer Ofen von Eisen, durch welchen das Gut gleich aus der hölzernen Gährwanne abgetrieben wird.
3) Mehr Gewinnung an Branntwein, da durch das Fortschöpfen aus der Gährwanne in die Blase, durch die allmälige Erhitzung derselben, während welcher die Blase immer offen bleiben muß, um das Gut bis nahe zum Kochpunkte, bis es sich erhebt, umzurühren, daß es nicht anbrennt, endlich dadurch, daß das Gut aus der Gährwanne nicht auf einmal abgetrieben wird. Ueberall ist da durch die Verdünstung Verlust am Branntwein.
4) Wird an Arbeit erspart, da das viele Schöpfen in die Blase nicht nöthig ist, und endlich
5) Kann eine dergleichen Branntweinbrennerei sehr schnell betrieben werden, wenn mehrere der-

dergleichen Wasseröfen, die hier bloß von Eisen erforderlich sind und daher nicht hoch zu stehen kommen, vorhanden sind. Ein Ofen erhitzt das Wasser zum Einmachen, ein Ofen treibt das Gut in der Gährwanne ab, ein Ofen rektificirt die Läuter, und so können alle Geschäfte zugleich betrieben werden, anstatt daß vorher alles auf die Brannteinblase warten mußte.

Ein noch besonderer wichtiger Umstand ist hierbei, daß bei einer schlechten Gährung, die man kaltgährig nennt, sogleich eine bessere Gährung mittelst allmähliger Erhitzung des Guts durch den Ofen hergestellt werden kann, ohne die Gährung zu stören. Man kann die Temperatur des Guts auf jeden halben und viertels Grad des Termometers treiben, wie sie nur erforderlich ist.

Der Ofen, der in der Gährwanne das Gut abtreibt, muß aber mit leichtem Bleche überzogen seyn, sonst brennt das Gut an, da hier das Metall des Ofens in einem viel höhern Grade erhitzt wird, als der Boden der gewöhnlichen Branntweinblase.

Bei der Brauerei sind ebenfalls nur Oefen von Eisen erforderlich, als die wohlfeilste und dauerhafteste Art derselben. Ein Haupterforderniß bei der Brauerei ist aber, besonders im Sommer, daß das Brauen schnell von Statten gehen muß, sonst geht die Würze oder das junge Bier in die saure

Gäh-

Gährung über. Aus gleichem Grunde, warum das schnelle Abkühlen oder das Kühlschiff nöthig sind. In Ermangelung dieser beiden Bedingungen schlagen sehr oft ganze Gebräude um. So ist hier bloß nöthig ein oder zwei Oefen im Vorrath zu haben, so kann man mehr als einen Ofen in den Bottig setzen, und dadurch eine so schnelle Erhitzung oder Kochen bewirken, als jetzt durch die Braupfanne nicht erreicht werden kann. So müssen jetzt 3, 4 Pfannen nach einander kaltes Wasser gekocht werden, was sehr viel Zeit wegnimmt, hier aber kann alles erforderliche Wasser zu gleicher Zeit oder nach einander, wie es erforderlich ist, gekocht werden.

Eine jede neue Einrichtung hat ihre Schwierigkeiten. Sind nun die Vortheile, welche durch die neue Einrichtung erhalten werden sollen, nicht sehr beträchtlich, so kann auch kein großer Antrieb vorhanden seyn, von der alten Einrichtung abzugehen und die Schwierigkeiten der neuen Einrichtung zu überwinden. Eine Berechnung der Vortheile der neuen Einrichtung muß daher allem andern vorangehen, um sich zu überzeugen, ob es sich auch der Mühe verlohnt, alle die Schwierigkeiten der neuen Einrichtung zu beseitigen?

Bei der vollkommensten Feuerungsanlage der alten Einrichtung ist ohne weitern Beweis sogleich einleuchtend:

daß schon mehr als die Hälfte der Hitze verloren gehen muß, daß das Feuer das Gefäß mit der Flüssigkeit umgibt, daß das Feuer von außen hineindringen muß.

Das Feuer wirkt nach allen Seiten, es erhitzt die Wände u. s. w. so gut wie das Gefäß mit der Flüssigkeit. Da nun die Mauer eines Ofens dem Feuer eine größere Oberfläche darbietet, als das Gefäß mit der Flüssigkeit, so geht mehr Hitze in die Mauer, als in das Gefäß.

Da ferner das Feuer ein Fluidum ist, so streicht es schnell an dem Gefäße mit der Flüssigkeit vorbei. Sobald es aber vorbeistreicht, so ist auch seine Wirksamkeit zu Ende. Diese Hitze geht unwiederbringlich verloren.

Es sollen 4 Kubikfuß oder 288 Pfund Wasser nach der alten Einrichtung gekocht werden, so wird dasselbe in einen Kessel gegossen und Feuer darunter gemacht. Der Kessel soll auf die beste Art eingemauert und mit Zügen umgeben seyn, denn freistehend würde noch mehr Brennmaterial erfordert. So ist nun der Erfolg dieser. Es dauert wenigstens 30 Minuten, ehe das Wasser kocht, während dieser 30 Minuten geht immerwährend ein erhitzter Luft- und Feuerstrom durch den Abzugskanal des eingemauerten Kessels in den Schorstein, dessen Quadratfläche wenigstens 16 Zoll

seyn

seyn muß, sonst kann das Feuer unter dem Kessel nicht brennen, wenn dieser Abzugskanal kleiner ist. Die Geschwindigkeit dieses abgehenden Feuerstroms ist, nachdem das Feuer stark oder schwach brennt, im mittlern Durchschnitt 3 Fuß in einer Sekunde. Der Grad der Hitze dieses Feuerstroms eben so im mittlern Durchschnitt wenigstens 110 Grad Reaum. wenn man ein Termometer hineinstellt. Folglich werden wenigstens während der 30 Minuten, daß die 4 Kubikfuß Wasser ins Kochen kommen, durch den abgehenden Feuerstrom noch 600 Kubikfuß Luft wenigstens 110 Grad Reaum. vergeblich erhitzt. Dieses ist nach Rumfordscher Berechnung so viel Wärme, daß dieselbe 16 Kubikfuß Wasser zu 80 Grad Reaum. erhitzen und zu kochen bringen würden.

So ging denn erstlich die Hälfte der Hitze in die den Kessel umgebende Mauer, von der andern Hälfte wird so viel als 16 Kubikfuß Wasser zum Kochen bringen würde durch die Stickluft fortgeführt. Von der sämmtlich enthundenen Hitze des Brennmaterials wird also bei der alten Einrichtung nur der Neunte Theil benutzt, die andern 8 Theile gehen verloren.

Es fragt sich nun bei dieser Rechnung, ob es sich der Mühe verlohnt, alle Schwierigkeiten, die bei der neuen Einrichtung noch hier und da im Wege seyn können, zu beseitigen? Bei dem

beschriebenen Wasserofen kann nicht die mindeste Hitze verloren gehen, sondern muß vermittelst des Ofens ins Wasser. Die Vortheile dieser Einrichtung geben daher zum wenigsten 6 bis 8 Theile des Brennmaterials Ersparung.

Ich begnüge mich damit, diese schätzbare Erfindung des Hrn. Inspektor Werners in wenigem angegeben zu haben, und darf überzeugt seyn, daß Sachkenner von selbst beurtheilen werden, in wie weit sie für ihr Lokal davon Gebrauch machen könnten. Eine besondere Empfehlung der Wernerschen Schrift würde überflüssig seyn.

Pohl.

VIII.

Welche Verhältnisse werden sich aus den gegenwärtigen bei der Landwirthschaft für die Zukunft entwickeln?

(Fortsetzung. S. Januar, S. 64 bis 69.)

Die Staats- oder politische Verfassung hat von 1806 an in Teutschland einen Karakter angenommen, welcher bisher dem landwirthschaftlichen Gewerbe gegen die nächst frühere Periode gerechnet, harte Opfer und Beschränkungen auferlegt. Denn nicht der Krieg allein ist es, der in seinen ihm eige-

eigenen Folgen der Landwirthschaft zur Last fiel, sondern vielmehr die mit ihm sich anfangenden Hemmungen in jeder Hinsicht, Beschränkungen aller Art, und vorzüglich die Sperren, die Neuerungen, die weder mit der frühern Einrichtung noch mit dem Karakter unserer Nation harmoniren.

Der frühere lebhafte Gewerbsbetrieb ermattete, die Spekulationen unterblieben, und dadurch fiel die Regsamkeit in Abspannung. Ohne Bild, man trug Bedenken, etwas zu unternehmen, wovon man nicht augenblicklichen Gewinn sah, mit einem Worte, man gewöhnte sich, nur das zu thun, was man nicht umgehen konnte. Wer noch einigen Muth hatte, wähnte, sich selbst mit in Gefahr zu seyn. Anfänglich hoffte man viel, allein diese Hoffnung schwand mit jedem neuen Stoße von Außen, und man fing an, von einer noch traurigern Zukunft zu sprechen, was vollends kleinlaut machte. Es gehört nicht in unsern Plan, darüber weite Untersuchungen anzustellen, sondern wir bescheiden uns, ganz in den Gränzen des landwirthschaftlichen Gewerbes zu verbleiben.

Daraus entsprang die auffallende Erscheinung, daß jetzt eben so Viele bemüht waren, sich aus dem landwirthschaftlichen Gewerbe zu ziehen, als man sich einige Jahre früher dazu drängte. Der feilen Güter wurden ohne Zahl, und weil sich wenig Käufer

fer fanden, die ein annehmliches Gebot darauf thaten, so kamen die Güter im Kaufpreise nieder.

Die Furcht vor einer bangen Zukunft vermehrte sich durch die Vermehrung von Kontributionen aller Art, und entzogen dem Landwirthe vielleicht mehr, als sein Betriebskapital betrug, und dieß war auch wirklich der Anfang von Kümmernissen, deren Ende bis jetzt noch nicht abzusehen ist. Den kleinern Wirth hat es am mehrsten beängstigt, weil seine Grundstücke in die Kathegorie des Gebens von jeher gehört haben.

Doch würden auch im Ganzen sich diese Defekte wieder gedeckt haben, wenn man zur Zeit des Bedarfs baares Geld hätte erhalten können und den früher gewohnten Kredit behalten hätte. Allein das Geld war über die Gränze und die frühern Zuflüsse dermaßen abgegraben, daß auf sie nicht gerechnet werden konnte.

Es ist drum kein Wunder, wenn auf einmal ein ganzes Heer von Mißverhältnissen hereinbrach, und selbst solche kamen, welche mit dem Kriege und den politischen Angelegenheiten gar nicht einmal zusammenhängen.

Es wird hier der Ort seyn, den Kredit näher zu erwägen, welcher dem landwirthschaftlichen Gewerbe von 1780 an bis 1806 zuwuchs. Die sehr niedrigen Procente, welche der Landwirth auf er-

lies

liehene Kapitale zahlte, wie die häufigen Ausgebote derselben auf Grundstücke, bestätigen die Wahrheit. Dieser Kredit, welcher bis dahin in Teutschland der Landwirthschaft nie zu Theil geworden war, ging bis auf den geringsten Bauer herab. Ja, wer sich nur als Landwirth ankündigen konnte, durfte des Kredits gewiß seyn. Welche Summen hat man nicht Pächtern vorgeschossen, deren Vermögen schon an und für sich seinem Verpächter verpfändet zu seyn pflegt! Selbst solchen, welche nicht einmal mit eigenem Vermögen gepachtet hatten, schoß man gar nicht selten ansehnliche Summen vor.

Es kann nicht geläugnet werden, daß daraus für die Landwirthschaft an und für sich viel Gutes entsprungen sey. Allein dieß darzuthun ist für dießmal nicht unsere Absicht. Wir müssen vielmehr den Punkt von einer andern Seite betrachten, um die Quellen auszumitteln, die Bezug auf die gegenwärtige Verhältnisse haben, welche für das Ganze so drückend sind.

Da der Landwirth wegen Kapitalien nicht leicht verlegen seyn durfte, so wagte er Unternehmungen, die alle auf gleiche oder noch bessere Umstände, als die herrschenden Verhältnisse gaben, berechnet waren. Wer muthig ist, glaubt überall auf festem

Boden zu stehen. Freilich geschah auch manches, besonders bei Ankäufen und Pachtungen, das, wie man zu sagen pflegt, ohne Kopf unternommen ward, gleich als müßte jedes Gute, sobald es Land gewinnt, auch gemißbraucht werden. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß sich der Mensch zu leicht verwöhnt oder wohl gar betrugsfrei wähnt, wenn ihm einmal was gelingt, wovon man anfangs das Gelingen nur wünschen aber nicht erwarten konnte. Und wenn man eine Menge gleichartiger Unternehmungen um sich gelingen sieht, wer kann dann ruhig zusehen, daß Andere dabei emporkommen, ohne selbst etwas zu wagen? Auch ist es gar nicht zu läugnen, daß auch wiederum manche unter tausend Kümmernissen ihr Wagestück eigentlich nicht bestanden, oder sich wohl gar bei den günstigsten Verhältnissen sich nie durcharbeiten, sondern ins Hintertreffen kamen. Tausende fielen auch wirklich als Opfer ihres zuvor schnellen Handelns, was manchem hätte die Augen öffnen können. Allein man tadelte nur ihre Mißgriffe, bedauerte oder bespöttelte ihr Unglück, und ließ sie drum nicht ohne Nachahmer.

Erst jetzt offenbaren sich die unglücklichen Folgen mit einem Male in Masse, und müssen um so empfindlicher drücken, als man in zu großer Sicherheit sie nicht befürchtete, nicht erwartete. Tau-

sende

sende stürzen, die ihren Standort sicher behauptet haben würden, wenn jene Folgen nicht plötzlich und auf ein Mal hervorgebrochen wären, sondern sich einzeln geltend gemacht hätten. Wären z. B. die hohen Preise aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse geblieben, und die Interessen nur allein, wie jetzt der Fall ist, um das Doppelte gestiegen, so würde dieses unverhoffte Begegniß zwar eine große Anzahl von Landeignern und Pächter gedrückt haben, aber der größere Theil davon würde doch immer noch Auswege gefunden haben, sich vor dem Konkurse seiner Gläubiger zu sichern.

Wer vor 10 Jahren ein Landgut nach dem damaligen Preise erkaufte, nnd wie gar oft der Fall gewesen, kaum die Hälfte, ich will nicht sagen nur $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{6}$, was nicht ohne viele Beispeile ist, von der Kaufsumme aus eigenen Mitteln bestritt, der würde dennoch sicher ohne Rettung verloren gewesen seyn, wenn nur eine einzige von den quästionirten Folgen schnell eingetreten wäre, z. B. verdoppelte Interessen, Herabsinken der Preise unter die Hälfte. Die schmeichelhaftesten Hoffnungen, die süßesten von den gewagten Wünschen mußten in ihr Nichts zurückfallen. So zerstört ein Hauch das leichte Kartenhaus! Man wollte kaufmännisch spekulativ handeln und mit fremden Gütern Reichthümer erwerben. Es kann aber nur Kurzsichtigkeit

keit anzeigen, Landgüter wie Kaufmannsgüter behandeln zu wollen. Der Güterschacher hat mehr dem Gewerbe geschadet, als mancher glaubt, denn er machte Preise geltend, welche bei dermaler Bewirthschaftung nicht in den Revenüeu gedeckt wurden.

So beim Grundeigenthümer, vorzüglich dem Besitzer großer Güter, der für sein wenig belegtes, nicht besteuertes Grundstück doch selten über die Hälfte erkaufte, als für welchen das angränzende schwer belastete Feld erkauft wurde — was würde unter der Steuer daraus geworden seyn? Wirft man nur einen flüchtigen Blick auf das Ganze, so erstaunt man über die Kontraste, von denen man jetzt die Folgen deutlicher sehen könnte, als man sie mit verwöhnten Augen sieht. —

Es wird nicht nöthig seyn, auch das Widernatürliche eines großen Theils des Pachtungswesens insbesondere zu erwägen, in so fern es durch den Kredit diese Richtung nahm und in solcher die empfindlichen Folgen herbeiführte.

2) Ich finde ferner eine sehr wichtige Veranlassung zum gegenwärtigen Drucke in dem bisherigen Betriebe des landwirthschaftlichen Gewerbes, wie in dem Benehmen des Landwirthes in jener frühern Periode.

Fast jeder Landwirth fand in seiner Manier, Landwirthschaft zu treiben, und nicht selten auch in

seinem Benehmen überhaupt das höchste Beispiel. Es kann nicht mein Wille seyn, Jemanden Leid zu thun, oder ihm wohl gar persönlichen Werth abzusprechen. Allein so gut, wie jeder seinen Maßstab nahm, darf ich auch den wählen, welcher mir der passendste zu seyn scheint. Dieser ist für dieß Mal meine eigene Ansicht, welche sich, wie ich glaube, auf sichere Erfahrung gründet. Nach dieser scheint es mir, als hätte es nie so viele treffliche Wirthschaften gegeben, als es vermeintliche große Landwirthe gab, ich meine dem angenommenen Tone nach. Ich befürchte nicht zu irren, wenn ich die sicher errungene Größe nur bei denen zu finden glaube, welche in ihrer und Anderer Beurtheilung die bescheidensten waren. Und wer wird sich nicht mit mir herzlich freuen, bemerkt zu haben, daß just diese auch jetzt auf festen Füßen stehen.

Es schuf sich ein eigener Ton unter denjenigen, welche sich unter die Oekonomen zählten, der längst und ziemlich hart gerügt worden ist. Man affektirte gewissermaßen eine Rauheit, wenn solche nicht schon ohnehin als eine natürliche und vermehrte Mitgift aufs Land kam, und dennoch wollte man auf der andern Seite gern glaubend machen, als wäre nur hier unermeßliche Geschicklichkeit und Lebensweisheit zu finden. Es ist drum nicht auffallend, wenn bei diesem point d'honneur ein

innerer und äußerer Aufwand, ich möchte sagen Verschwendung, eingeführt wurde, wo bis dahin Frugalität und Zurückhaltung das Bürgerrecht geübt hatten. Auch hier bewährt sich das Sprüchwort: Tempora mutuntur et nos in illis.

Es hängt sehr natürlich zusammen, wenn der angehende, der unerfahrne Landwirth an seinem Nachbar ein Muster, nicht nur im Betriebe des Gewerbes, sondern auch im Aeußern, nahm. Das letztere mußte ihm einladend scheinen, und für das erstere glaubte er sich nur berufen eine Norm zu nehmen. Wie leicht ist denn nicht die Form nachgeahmt. Und ist es nicht von jeher bei der Landwirthschaft Mode gewesen, mehr auf die Form als auf das Wesen zu halten? Soll ich davon Beispiele geben? Erst neuerlich hat man mit einigem Glücke angefangen zu beweisen, daß die Landwirthschaft studirt werden müsse. Man sprach sonst viel von Erfahrung, und wie selten war diese wohl mehr, als die nach und nach erlernte Reihenfolge der jährlichen Geschäfte. Wer sich damit brüsten konnte, der machte gar nicht selten Miene, ein gründliches Wissen niederzudonnern und als elenden Tand zu verschreien. Der Angehende mußte es behaglicher und in Ermangelung noch eigener Kenntnisse auch sicherer finden, im gefahren Gleise fortzufahren. Da nun nichts leichter ist, als die

eingeführte Form anzunehmen und sich geläufig zu machen, so mußte er sich unter sonst günstigen Umständen auch berechtigt fühlen, in den Ton seiner gewählten Meister einzustimmen. Entdeckte er nun vollends durch ein bischen Erfahrung an seinem Meister etwas Fehlerhaftes, dann wuchs der Muth, und mit diesem der Sinn, sein eigenes besser gemeintes Thun überall zu erheben. —

Man ließ sich zu dem Glauben verleiten, das, was die günstigen Umstände Vortheilhaftes auswarfen, für Gewinn des eigenen Verdienstes zu halten. Man glaubte drum, daß es nie fehlen könnte. Man stieg auf Stufen, die man früher nicht zu betreten wagte. Es ist drum kein Wunder, wenn man auf der einen Seite Zutrauen in sich setzte, und auf der andern es so behaglich war, bedeutenden Aufwand zu machen. Viele, sehr viele wurden durch vorspiegelnde Beispiele verleitet von dem frühern Benehmen in einem vermeintlichen höhern, und durch die Mehrheit auch gleichsam nothwendig gewordenen Standpunkt zu treten, und sich mehr Ausgaben vorzuzeichnen, als ihre Kräfte selbst bei bessern Umständen verstatteten. Oft fing wohl der Anfänger damit an sich Würde zu verschaffen.

Ziehen wir eine Schlußfolge daraus, so müßten wir es für ein Wunder halten, wenn jetzt, da

alle

alle Mißverhältnisse oder vielmehr ihre natürlichen Folgen eingetreten sind, auch jedes Beutel zu den vermehrten Zahlungen ausreichen sollte! Das landwirthschaftliche Gewerbe ist warlich noch nicht so ergiebig, daß man dabei, ohne daß zufällige Umstände glücklicher Weise dazu treten, in kurzer Zeit Reichthümer erwerben könnte. Nur der Unkundige kann dem gemeinen Glauben huldigen.

3) Noch ferner gab das Drängen zu Vieler zum landwirthschaftlichen Gewerbe eine sehr wichtige Veranlassung zu den gegenwärtigen drückenden Mißverhältnissen.

Ueber diesen meines Erachtens sehr wichtigen Punkt ist schon so manches Treffende zur Sprache gebracht worden. Allerdings läßt sich auch diese Sache von einer vortheilhaften Seite beurtheilen, und am wenigsten ist es zu läugnen, daß in einer oder der andern individuellen Hinsicht manches Gute sich davon herschreibt. Allein dieß erkannte Gute hat mehr auf die Verbreitung besserer Kenntnisse, die sich nur eine beschränkte Klasse eigen machte, als auf das Aeußere, von dem hier zunächst die Rede ist, wohlthätigen Einfluß gehabt. Es ist gar nicht einmal zu läugnen, daß die größten Beförderer der bessern Einsichten nicht einmal vom Anfange her methodice Eingeweihte des landwirthschaftlichen Gewerbes waren. Thaer war Arzt,

Fel-

Fellenberg Staatsbeamter, Meyer Feldmesser, Brieger Prediger, Riem Apotheker u. s. w. *).

Dagegen ist die Mehrzahl hinter diesen Vortrefflichen mehr oder minder weit zurückgeblieben. Gemeiniglich kamen sie mit einem hübschen Sümmchen Geld in ihre neue Karriere. Oft ist schon die Art und Weise, wie sie zur Landwirthschaft kamen, eben so lustig, als ihr erstes Beginnen selbst. Man mahle sich die Gruppe nach Belieben.

Die Beweise, daß grade durch diese eine Menge Mißverhältnisse herbeigeführt wurden, brauchen eben so wenig weit hergeholt zu werden, als daß sie einer weitern Erklärung bedürften.

Auch kann es bei unserer Untersuchung gleichgültig bleiben, aus welchen Beweggründen, ob durch das Äußere verblendet, oder durch Beispiele ihrer Bekannten, oder durch andere Reizmittel, so viele

zu

*) Es liegt in der Natur der Sache, daß grade solche Männer am weitesten vordrangen und festern Fuß faßten, als die handwerksmäßig Angelernten, die von jeher des Glaubens gelebt haben, daß die Routine auch bei der Landwirthschaft nur der Stein der Weisen seyn könne. Jene Männer aber kamen ohne Vorurtheil zum Betriebe des Gewerbes, waren an scharfes Denken und Prüfen gewöhnt, und erkannten alsbald die nie genugthuende Empirie als gänzlich unzureichend. P.

zu einem Gewerbe übergingen, von dem sie keine Kenntniß hatten, oft nicht einmal Lust in sich verspürten, im eigentlichen Sinne des Worts Landwirth zu werden. Nur Unkunde in diesem so viele Einsicht fordernden Gewerbe kann es verrathen, wenn mancher, der doch bloß das Reichwerden vor Augen hatte, sein ergiebigeres und geübtes gegen das landwirthschaftliche zu vertauschen sich entschloß. Genug, man erkaufte Landgüter, ohne sie beurtheilen zu können, oder wurde durch verschmitzte Mittelspersonen zum Kaufen bewogen, deren Bekanntwerden nicht selten ein lautes Gelächter veranlaßte.

Es konnte nicht anders kommen, als daß auf diesem Wege die Preise der Landgüter so weit hinaufgetrieben wurden, daß der einsichtsvollere Landwirth, der doch eines Gutes benöthigt war, entweder in Hoffnung einer bessern Zukunft gegen seine Einsicht kaufte oder die Umstände erwägend davon zurückblieb. Durch die erzeugten hohen Preise der Grundstücke verkaufte mancher sein Gut, das Jahrhunderte hindurch seiner Familie zum Wohnsitze gedient hatte, um ein anderes zu erkaufen. Die Güter wurden wie Kaufmannswaare ein Gegenstand des vortheilhaften Ein- und Verkaufs. Die Erbtheiler und Andere maßen natürlicher Weise mit demselben Maßstabe.

Allein

Allein nicht nur bei Eignern der Landgüter war es so, sondern auch in dem Pachtungswesen wurden Schritte gethan, die gegenwärtig eben so oft bereut werden dürften, als sie von jeher vom Sachkenner getadelt worden sind. Die Sucht, bei der Landwirthschaft sein Glück zu finden, d. i. reich zu werden, verbreitete sich von Jahr zu Jahr, und veranlaßte unter denen, welche der Himmel mit einigen zeitlichen Gütern gesegnet, aber nicht so viel gespendet hatte, als zu dem Ankaufe eines Landgutes, als dem steten Gegenstand des Wunsches nöthig war, eine eigene Rivalität. Die Verpachtungen aufs höchste Gebot wurden gleichsam auf diesem Wege erzwungen. Die Zahl der Pächter wurde nicht nur nicht vermehrt, sondern es drängten sich auch immer mehr Unkundige mit ein. Diese boten nun auf den in Zeitungen wiederholt bekannt gemachten Pacht-Terminen wacker in den Tag hinein, ohne sich umzusehen, um bemerken zu können, daß die Gewerbsverständigen schon längst zurückgetreten waren und jetzt aus guten Gründen ihr Bedauern bezeugten. Doch dieser Auswuchs ist schon oft genug härter gerügt worden, als ich es zu thun geneigt seyn kann.

So lange die Preise aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse jährlich stiegen und dem Landwirthe der oben näher erwogene beispiellose Kredit entgegenlächelte, gelangen auch die mehrsten dieser Bocks-

ſprünge. Der Zufall, oder wie es Andere nennen, das Glück, glich die muthwilligen Mißverhältniſſe aus. Tauſende, denen man den gänzlichen Untergang, den Verluſt des kleinern oder größern Vermögens, wie des ehrlichen Namens, verkündigt hatte, wurden vermögende Männer, und ſpöttelten am Ende über die furchtſamen Warner. — Konnte es anders kommen, als daß dieſe gelungenen Wageſtücke nicht noch mehrere unwiderſtehlich nachzogen *)?

*) Der Verfaſſer hat hier manches hart gerügt, von dem ich befürchte, daß es Manche übel deuten werden. Indeß darf ich hoffen, daß ſie das Folgende nach und nach wieder ausſöhnen werde.

Pohl.

(Fortſetzung folgt.)

Oeko-

Oekonomische Zeitung.

1. Generale vom 26. Mai 1810, die den Pachtern, wegen der von ihnen geleisteten Kriegsprästationen oder erlittenen Kriegsschäden, von ihren Verpachtern zu gewährende Entschädigung betreffend.

Da bisher mancherlei Irrungen zwischen den Pachtern und Verpachtern wegen der Uebernahme der Kriegslasten und der Verbindlichkeit der Verpachter, die erlittenen Kriegsschäden den Abpachtern zu vergüten, eingetreten sind, dieses aber eine genaue Bestimmung der Frage: Ob und nach welchem Verhältnisse der Verpachter und Pachter zu dem erpachteten Grunnd-stücke auferlegten Kriegsprästationen und erwachsenen Kriegsschäden beizutragen verbunden sind? nothwendig macht, so haben Se. königl. Majestät zu Sachsen für gut befunden in den gesammten königl. Sächs. Landen folgendes zu verordnen:

1) Der Verpachter trägt alle Kontributionen und Brandschatzungen, wenn sie nicht ausdrücklich auf die Personen geschlagen werden, und vergütet

2) die während eines Kriegs geforderten Naturallieferungen nach den Anschlagspreisen, oder nach dem damaligen Marktpreise, welcher jedoch die Summe von 5 Thlr. beim Weitzen, 3 Thlr. 12 Gr. beim Korne, 2 Thlr. 12 Gr. bei der Gerste und 1 Thlr. 12 Gr. beim Hafer nicht übersteigen darf, das gelieferte Vieh aber nach einem Mittelpreise der Inventarientaxe; auch entschädiget er demselben wegen des Uebermaaßes der gelieferten Gutserzeugnisse nach dem Einkaufspreise, so wie wegen anderer geforderten Gegenstände. Der Pachter hingegen verrichtet

3) eintägige Kriegsfuhren mit dem Gespann des gepachteten Gutes, erhält jedoch für jeden Tag darüber auf das Pferd 12 Gr.. Es versteht sich aber, daß aller Entschädigungsanspruch wegfällt, wenn die Bezahlung der Fuhren vom Lande geschieht. Werden die Kriegsfuhren in einem Kreise oder Distrikte auf gemeinschaftliche Kosten bedungen, so fallen die Geldbeiträge lediglich dem Verpachter zu.

4) Das Gutsinventarium geht zwar eigentlich dem Verpachter verloren, in so fern es bei der Verpachtung nicht in das Eigenthum des Pachters übergegangen ist, oder der sich daran ereignete Kriegsschas-

schaden ohne die Schuld des letztern erfolgt, und es hat hierbei in Ansehung der vor der öffentlichen Bekanntmachung gegenwärtiger landwirthschaftlicher Verfügung vorgekommenen Fälle sein Bewenden. In künftigen sich ereignenden Fällen aber vergütet der Pachter den Inventarien-Verlust mit $\frac{1}{4}$ der Taxe, so wie den des Werthes von dem Mittelpreise; wobei jedoch die kontraktmäßige Bestimmung in Absicht des Viehstandes analog angewendet wird. Eigenthümlich ihm zugehörige Superinventarienstücke werden zuerst auf das Superinventarium gerechnet, mehrerer Verlust hierin aber wird nach der vollen Inventarientaxe ersetzt; eben so trägt er

5) den Verlust an seinem Mobiliarvermögen, so wie der Verpachter jede durch Verwüstungen und Plünderungen ihm verursachte Einbuße an dem Gute, dessen Zubehör und an seinen Effekten: auch soll letzterer, wenn wegen der Unglücksfälle nichts bedungen ist, bei einem Verluste über die Hälfte des jährlichen Pachtgeldes den Schaden zur Hälfte tragen, ohne Rücksicht auf die vergangenen oder rückständigen Jahre zu nehmen.

Es ist daher aus einer vollständigen Wirthschaftsrechnung auf das unglückliche Pachtjahr, ohne darin seine und der Seinigen Mühe und Arbeit anzurechnen, aber auch ohne den Werth der Gutserzeugnisse zu seinem und seiner Familie Unterhalte

in

in Einnahme zu bringen, zu beurtheilen, ob und wie ferne der Verpachter einen Remiß sich gefallen lassen müsse. Das in einem solchen Jahre ausgesäete Getreide wird nebst allen in diesem Jahre gewonnen, aber durch den Krieg verloren gegangenen Gutserzeugnissen als Naturalausgabe berechnet. Bei einem Remißgesuche wegen erlittener Kriegsschäden muß der Pachter außer dieser Rechnung noch eine besondere Liquidation und Berechnung deshalb vorlegen. Doch kann der Pachter

6) den für die im Kriege entbehrten Natural-Frohndienste gehabten Aufwand, wenn er deshalb um Remiß bittet, als Wirthschaftsausgabe berechnen.

Hingegen hat dieser

7) die einquartirten Truppen unterzubringen und zu verpflegen, auch ein Drittel der Verpflegungskosten zu tragen, bei deren Berechnung die über die etappenmäßige Verpflegung der Truppen vorhandenen Regulative zum Grunde dienen; dann aber, im Fall einer vom Lande ihm dafür geleisteten geringern Vergütung den Verpachter deswegen nicht in Anspruch zu nehmen.

8) Exekutionsgebühren wegen Kriegsleistungen trägt derjenige, der sie veranlaßt.

9) Alle obige Bestimmungen kommen bei Streitigkeiten wegen Kriegs-Prästationen und Schäden dann in Anwendung, wenn im Pachtkon-

trakte

träkte nichts darüber enthalten ist. Allgemeine Entsagung des Pachters auf Remiß bei Unglücksfällen wird auf Kriegsschäden, außer, wenn sie benannt sind, nicht bezogen. Eben so fordert der Pachter für ausdrücklich übernommene Kriegsschäden keinen Remiß; allein diese Verpachtleistung erstreckt sich nicht auf Kontributionen, Naturallieferungen, Kriegsfuhren, Inventarienverlust, Einquartirungsaufwand und Exekutionsgebühren. Hat er die Kriegslasten übernommen, dann fordert er nur Entschädigung beim Inventarienverlust nach der obigen Vorschrift 4).

10) Obige Grundsätze sind auch anwendbar, wenn in einem zur Zeit des Kriegs kontrahirten Pachte wegen Kriegsschäden und Lasten nichts bedungen ist.

11) Bei den aus dem Kriegsungemach herrührenden Pachtdifferenzen sollen die Unterobrigkeiten, nach summarischer Bescheinigung und Gegenbescheinigung der Ansprüche, oder ihnen entgegengesetzten Einwendungen, und wenn kein Vergleich zu Stande kommt, zu den Regierungen Bericht erstatten, worauf von diesen nach einem gleichen Verfahren durch Decisiv-Rescripte oder nach der Eidesleistung dieses oder jenen Theils der Streit zu entscheiden ist.

12) Der Pachter kann den Kontrakt wegen eines entstehenden Kriegs nicht aufkündigen, oder

das

das Gut verlassen, außer bei einer ausdrücklichen Verabredung; vielmehr soll er den vom Gute abwesenden Verpachter wegen der Krieglasten, mit Ausnahme der Geldkontributionen, vertreten, und die nöthigen Vorschüsse leisten.

13) Obige Vorschriften sind mit Ausschluß der in §. 4. angeordneten Theilung der des Gutsinventariums betreffenden Kriegsschäden, schon auf alle seit dem 1. Oktbr. 1806, entstandenen Pachtdifferenzien anzuwenden; jedoch bleibt jede bereits erfolgte Erledigung der von Pachtern gemachten Ansprüche, auch wenn über einen ertheilten Remiß ein besonderer Vergleich oder eine ausdrückliche Verzichtleistung nicht erfolgt ist, gültig.

2. Landwirthschaftlicher Bericht aus England.

Das Klima von London zeichnet sich durch seine Feuchtigkeit und große Veränderlichkeit aus. In der Regel werden 65 Schnee- oder Regentage, 140 heitere und 209 vermischte oder trockene gezählt. Unter den letztern sind 50 bis 60, wo die Sonne gar nicht, und 120 bis 130, wo sie nur auf kurze Zeit zum Vorschein kommt. Die Winde wechseln, besonders in den Herbst- und Wintermonaten, wohl zwanzig Mal des Tages ab, die herrschendsten scheinen indessen der Nordwest und der Südwest zu seyn. Die Winter sind gewöhnlich ziemlich mild, die Felder,

der; die Wiesen z. B. bleiben fast immer grün, und die kleinen Flüsse frieren sehr selten zu. Der Frühling zeigt sich meistens schon im Februar, die Temperatur ist dann sehr angenehm. Die Sommer sind verhältnißmäßig heiß, doch wird die Luft oft nur zu merklich abgekühlt. Der Herbst ist in der ersten Hälfte, sobald die Aequinoktialstürme vorüber sind; fast immer von großer Lieblichkeit.

Was die ökonomischen Verhältnisse von London angelangt, so finde ich, daß die Lebensmittel zwar im Ganzen vortrefflich, aber auch äußerst theuer sind. In diesem Augenblicke z. B. kostet das Pfund Rindfleisch 30 Xr. Rheinisch, Kalbfleisch 42 Xr., Schöpsenfleisch 24 Xr., Schweinefleisch 27 Xr., eine Kanne Milch 24 Xr., 1 Pfd. Butter 54 Xr., 1 Pfd. Käse 36 Xr., 1 Pfd. Lichter eben so viel, eine Gans 5 Fl., ein Truthan 6 bis 12 Fl., ein Huhn 1½ bis 6 Fl., ein Dutzend Eier 36 bis 50 Xr. Der theuerste Artikel ist das Geflügel, der wohlfeilste dürfte das Gemüse, das heißt, die Kartoffeln, die süßen Pataten und der Braunkohl seyn. — Das Brot ist gut, kommt aber dem Fremden Anfangs etwas bitter vor, was von den Hefen herrühren soll. Die Butter ist frisch, vortrefflich, nimmt aber nach 3 bis 4 Tagen einen ranzigen Geschmack an. Das Hauptgericht in guten Mittelhäusern ist immer ein herrliches Stück Rindfleisch mit Kartoffeln, süßer Pataten

und

und dergl., wozu als Nachgericht noch eine Art Aepfeltorte und Käse kommt. In großen Häusern, oder bei feierlichen Gastmahlen werden aber auch Fische, Wildpret, Geflügel u. s. w. aufgesetzt.

3. Der seinen Rauch verzehrende Ofen — Poël fumierre.

Der Erfinder dieses Sparofens soll ein Franzose, Namens Dalesme, gewesen seyn, wie aus den Memoires der Französ. Akademie im J. 1686, S. 116, erhellet. Ein Engländer übergab davon der königl. Societät in London eine Beschreibung. Hermann Boerhave erwähnt in seinen Elementis Chemiae, T. 1. S. 303, bei Gelegenheit des Vortrags der Theorie des Feuers, dieses Ofens. Auch stellte er seinen Zuhörern einen Ofen in der Wirklichkeit vor, von dem er sagt, daß in demselben Holz, Torf, Fett, und alles Brennbare mit Flamme und Hitze ohne Rauch brenne, weil die Luft von oben eindringe.

Seit dieser Zeit ist diese Erfindung mehrmals zur Sprache gekommen und hat selbst in neuern Zeiten Beförderer gefunden. Allein man kann dessen ungeachtet behaupten, daß seine Einrichtung, und überhaupt alles, was sein Wesentliches betrifft, noch nicht zur gnüglichn Bekanntschaft gekommen sey. Eine von Sachkennern übernommene strenge wissenschaftliche Revision dieses Ofens würde von

wahr-

wahrhaftem Nutzen seyn. Was bisher zur öffentlichen Notiz gekommen ist, geht mehr dahin, die Empfehlung des Ofens zu bewirken. Da dergleichen spekulative Unternehmungen aber sich über alles verbreiten, so ist eine Art von Gleichgültigkeit, ich will nicht sagen Mißtrauen, entstanden, die dem wissenschaftlichen Fortschreiten überhaupt und der Benutzung als Zweck insbesondere gewaltigen Abbruch thun.

5. Güterverkauf.

Es sind mir mehrere Güter zu verkaufen übertragen worden. Die Preise sind bei jedem billig gestellt.

Besonders darf ich auf ein sehr großes und mit vielen nutzbaren Zubehören versehenes sogenanntes Freigut, aufmerksam machen. Dieß Gut muß unverzüglich verkauft werden, und um dieses zu bewirken, ist der Preis so gestellt, daß ich es Jedem anrathen kann, wenn er nur etliche tausend Thaler zum Disponiren frei hat. Selbst auf Spekulation würde ich noch zum Kaufe rathen. Es hat viele und gute Aecker, viel Holz, Schäferei, Brauerei, Brennerei, Ziegelei u. s. w. Selbst die Lage (unfern einer großen Stadt in Sachsen) gibt dem Gute einen Werth. — Der Anschlag steht zu Diensten.

Ein bedeutendes Rittergut mit Jagd u. s. w. wird in der Gegend von Chemnitz, Altenburg,

Penig, Leisnig und Mitweida zu kaufen gesucht. Man wendet sich deshalb an den Hrn. Accis-Inspektor Schüffner in Mitweyda, bei Chemnitz.

Sollte Jemand Lust haben, mit einem Gutsbesitzer auf den Besitz des Gutes in Kompagnie zu treten, so kann ich ihm eine gewiß sehr günstige Gelegenheit nachweisen. Zehn bis 12,000 Thlr. baar oder in sichern Nachweise sind nöthig. Ob oder nicht Oekonom, Anwesenheit oder nicht, ist gleichgültig.

5. Verpachtung.

Eine Ziegelei ist zu verpachten, welche wegen eingetretener glücklicher Verhältnisse ein sehr ergiebiges Werk ist, und unter der Direktion eines geschickten und wohlhabenden Zieglers noch mehr werden könnte. Der Verkauf ist in der größten Menge, die nur geliefert werden kann, sicher. Doch ist, wie gesagt, das Werk nur für einen vermögenden Ziegler. Ich kann darüber das Nähere erläutern.

6. Dienstgesuch.

Ein bewährter Oekonom, welcher sonst viele Jahre mit Ruhm administrirt hat und 6 Jahre Pachter eines Ritterguts in Sachsen gewesen ist, im Monat Mai aber abgeht, wünscht alsdann als Administrator eines Gutes in Dienste zu treten,

kann

kann erforderlichen Falls auch eine ansehnliche Kaution stellen.

Leipzig, am Rosenthale, Nr. 1072.

Friedrich Pohl.

7. Verkauf des Tilsitter Leinsamens.

Der Hr. Kaufmann, Karl Petzold, auf der großen Brüdergasse Nr. 276 in Dresden, hat bekannt gemacht, daß er den schon als nützlich erkannten Tilsiter Leinsamen unmittelbar von daher kommen lasse, und ihn für billige Preise an die Landwirthe abliefere.

8. Preise der landwirthschaftlichen Produkte.

Da überall die Ausfuhr fehlt, und im Durchschnitte die letzte Getreideernte gesegnet war, so offenbart sich immer mehr, daß Teutschland mehr Getreide erbaue, als es zu seiner Konsumtion bedarf. Die kleinen Märkte pflegen daher überfahren zu werden. Da nun wegen dem allgemein herrschenden Geldmangel der kleine Wirth wie immer sein verkäufliches Quantum jetzt zu Markte bringt, und der größere aus gleichem Antriebe im Einzelnen verkauft, so sind die Märkte überfahren und die Preise auf eine natürliche Weise um einige Groschen im Scheffel gesunken. Leipzig z. B. ist jetzt sehr überfahren, zumal man aus Gegenden herbeischafft,

schafft, wohin sonst starker Zufluß Statt fand. Unsere Preise sind daher Ende Januar:

Weitzen 3 Thlr. 4 bis 12 Gr.
Roggen 2 Thlr. 8 bis 12 Gr.
Gerste 1 Thlr. 16 bis 18 Gr.
Hafer 1 Thlr. 8 Gr.

Heu und Stroh steht aber in hohem Preise. Von ersterm verkauft man den Cntr. mit 1 Thlr. 8 Gr. Stroh à Schock 4 bis 5 Thlr.

Eine Kanne à 2 Pfund Butter 13 bis 14 Gr.

Das Vieh aller Art ist im Ganzen wohlfeil. Pferde wurden in der Neujahrsmesse wenig verkauft.

9. Ehrenbezeigungen und Belohnungen.

Herr Koppe, seit vielen Jahren Administrator der Oekonomie auf dem von Thümschen Rittergute Gräfendorf bei Jüterbog, geht zu Johanni d. J. als Lehrer in das Thäersche ökonomische Institut zu Mögelin.

Diese Erscheinung ist im Gebiete der Landwirthschaft in mehrerer Hinsicht erfreulich und merkwürdig. Einmal hat Herr Koppe denen, welche meinen, daß zum Betriebe des landwirthschaftlichen Gewerbes eine wissenschaftliche Bildung eben nicht nothwendig sey, durch seine trefflich geführte Wirthschaft ein belehrendes Faktum entgegengestellt, dann aber auch ferner bewiesen, daß es angehe, sich während

der

der geführten Administration zweckmäßig auszubilden, was bisher doch so Viele nicht für möglich hatten. Ein Mann, der bei aller Anstrengung seine Kenntnisse als Praktiker zu erwerben wußte, muß nun in dem Posten eines Lehrers angehender Landwirthe wohlthätig wirksam seyn können. — Wie manchen wahrhaft ausgebildeten Praktiker gibt es zum Segen der Landwirthschaft in unsern Tagen, und wie wenig scheint man noch bei Besetzung der Aemter, wo gerade solche Männer hin gehören, Rücksicht zu nehmen!

10. Anzeige neuer Schriften.

Handbuch der Naturgeschichte für Landwirthe, von G. E. W. Crome, Professor und Lehrer der Naturwissenschaften am ökonomischen Institute zu Mögelin und mehrerer Gesellschaften Mitglied. Mit einer Vorrede vom Hrn. Staatsrath Thaer. Erster Theil, Einleitung in die gesammte Naturgeschichte. Allgemeine Pflanzenkunde. 606 S. gr. 8. Hannover, 1810. bei den Gebrüdern Hahn. Preis 2 Thlr.

Es war Bedürfniß, dem Landwirthe ein Handbuch dieser Art in die Hände zu geben, damit er sich bei vorkommenden Fällen darin Raths erholen und die ökonomische Pflanzenkunde, deren Studium der gebildete Landwirth nie vernachlässigen sollte, absichtlich betreiben könne. Wir dürfen uns

freuen,

freuen, daß dieß Unternehmen glücklicher Weise an den rechten Mann gekommen ist, dem es weder an den benöthigten Kenntnissen noch an Muth und Eifer dazu fehlt. Das Ganze wird in besondern Bänden alle Theile der Naturgeschichte, wie sie sich für den Landwirth eignet, enthalten. Dieser erste Band enthält das Allgemeinere des Pflanzenreichs, und gibt eine äußerst nützliche Anleitung, wie man sich gründliche Kenntniß in der Botanik verschaffen kann. Die folgenden Bände beschreiben die einzelnen Naturkörper.

Der ergänzte Baierische Ofellus Rustikus. Erster Theil: Gespräche einiger Landleute über ökonomische Gegenstände. München, bei Jos. Lindauer. 1810. 234 S. 8.

Diese Schrift scheint für den gemeinen Landmann in Baiern bestimmt zu seyn, und enthält auch manches Nützliche für denselben. Sie würde ungleich brauchbarer seyn, wenn der ungenannte Verf. es vermocht hätte die Wahrheit als Wahrheit zu geben, ohne durch Neckereien gegen den Prof. Medicus und andere verdienstliche Männer sich selbst zu gnügen und dem Leser lästig zu werden. Dieser erste Theil beschäftigt sich mit einigen Punkten der Feldwirthschaft und der Viehzucht.

Abhandlungen.

I.

Briefe.

An

einen Freund beim Antritt seiner landwirthschaftlichen Laufbahn.

(Beschluß.)

III. Brief.

Jetzt liegt mir noch die Erfüllung meines frühern Versprechens ob, Ihnen meine Getreide- und Futter-Verrechnung zu erläutern.

Ich bin zu offen, um ihr das Verdienst einer planmäßig entworfenen und ausgeführten Einrichtung beizumessen; nein, sie ist bloß das Resultat meiner anhaltenden praktischen Bemühung, den mir in meinem landwirthschaftlichen Wirken vorstehenden Zwecken mit möglichster Ordnung und Anstrengung zu entsprechen. Ich bin weit entfernt, sie als Vorbild aufzustellen, sie kann nichts mehr als ein praktisches Beispiel liefern, wie ich in meiner

Lage nach Ortsverhältnissen und persönlichen Rücksichten auf meine moralischen und physischen Kräfte meine ökonomischen Verpflichtungen abgebüßt habe. Damit Sie mich nicht mißverstehen, werde ich der Gedankenreihe und der Veranlassung folgen, die als Quelle ihrer Entstehungen anzusehen sind. Mein Selbstgespräch lautete ungefähr folgendergestalt:

Du willst so vielen baaren Ertrag als möglich aus deinem Getreidebau ziehen, in so weit es die zureichende Aushaltung deines Viehes und die hierzu erforderliche Futter-Erzeugung verstattet. Dieß wirst du nur erreichen, wenn du so ordentlich säest, erntest, drischst und dein Getreide verwahrst und verrechnest, daß du

1. Mit Leichtigkeit den Körnerertrag jedes einzelnen Ackerstücks ohne Selbstbetrug richtig schätzen und aus der Verschiedenheit seines Ertrags richtige Resultate über die zweckmäßige Zurichtung und Behandlung deines Ackers anstellen kannst.
2. Deinen gegenwärtigen und noch auszudreschenden Getreidevorrath jederzeit leicht, schnell und richtig übersiehst, um die vortheilhaftesten Konjunkturen des Absatzes zu benutzen.
3. Doch möglichst für Betrug, Unordnung und Entwendung deiner Leute dadurch deckst, daß die bei jeder Veruntreuung unvermeidliche

Dis-

Dissonanz dir leicht und schnell in die Augen fällt.

Was bedarf es aber, werden Sie mir entgegnen, strenger komplicirter Einrichtungen, um den Körnerertrag jedes Gewendes richtig zu schätzen, da jeder ordentliche Wirth die auf jedes Gewende gefallene Aussaat besonders aufschreibt und die davon geerntete Mandelzahl in seiner Einernte-Tabelle einträgt, schreibe ich ferner die abgedroschene Mandelzahl im Dreschregister richtig auf, so läßt sich der zu erwartende Ausdrusch nach der Fraktion und Regel Detri leicht ausmitteln, und wie kann und soll Betrug oder Unordnung in den Scheunen Statt finden, wenn die Drescher ihr Aufhebe- oder Drescherlohn nicht aus den Scheunen, sondern wie es in jeder ordentlichen Wirthschaft Statt findet, vom Schüttboden erhalten, der nicht selten von einem andern Officianten vertreten wird.

Allein, Freund! Ihre Fraktion, Ihre Regel Detri liefert größtentheils unrichtige Resultate. Das Getreide ist im Lohnen zu verschieden, und wer bei Entwerfung seines Getreide-Ueberschlages einen gleichen Durchschnitts-Ertrag von der Mandel annimmt, wird selten richtig rechnen. Noch irriger ist aber, mitten im Laufe des Ausdruschs die Berechnung, wie viel Mandeln Sie noch abzudreschen, wie viel Getreide Sie noch vom Ausdrusch zu erwarten haben. Die Drescher wissen

selten, wie viel Mandeln sie auflegen, und geben bloß nach Gutdünken an. Auch selbst bei meiner gegenwärtigen strengen Kontrolle frage ich nicht darnach, sondern nur wie viel Stroh sie abgedroschen haben und nach Maßgabe der Größe des Scheunen-Flurs schätze ich die Garbenzahl der Auflege.

Der Ausdrusch selbst aber kann nicht gleichartig bleiben, und muß nothwendig in der 2. Hälfte sinken, denn nehmen Sie und nicht jeder gute Wirth das reinste und beste Getreide zur Saat und dreschen es zuerst, wie kann das Schlechtere dem gleich kommen? Was end ich den Scheunenbetrug anbetrifft, so werden Sie, wenn ich Ihnen meine Scheunen-Einrichtung erläutert habe, zugeben müssen, daß meine Uebersicht und Aufsicht genauer und bestimmter als die gewöhnliche ist. Dennoch, mein Freund! bin ich nur zu weit davon entfernt, mich für Betrug gesichert zu halten, wenn nicht die persönliche Kenntniß meiner Officianten, ihr Charakter und Ehrgefühl mir Zutrauen einflößen. Allein, diese Rücksichten betreffen bloß den höhern oder niedern Geldertrag des Getreides im laufenden Jahre. Der wichtigste Vortheil meiner strengen Scheunen-Berechnung aber ist, daß ich meinen Strohvorrath weit genauer als gewöhnlich zu bestimmen weiß, und also für das größte Unglück eines Oekono-

nomen (für Futtermangel) durch eine richtige Schätzung meiner Vorräthe gesichert bin.

Doch zur Sache! — Um die vielen Be- und Umschreibungen zu ersparen, will ich von jeder Tabelle ein Formular beifügen, und es nach dem Ertrage eines meiner Güter in einem Mißwachsjahr ausfüllen (da in solchen traurigen Verhältnissen die strengste Ordnung und Sparsamkeit den Besitzer allein aus großer Noth ziehen kann.

Die Tabelle A. ist eine gewöhnliche Saat- und Ernte-Tabelle, und unterscheidet sich in nichts von der aller Orten gebräuchlichen.

Die Tabelle B., als das Scheunen Register, ist aber als das specielle Detaille dieser General-Tabelle anzusehen, denn aus ihr ersehen Sie nur, wo das Getreide von jedem Gewende hingekommen und wie viel Mandeln in jedem Tast liegen.

Viele Menschen halten diese Berechnung in der Ernte, wo jeder Mensch schon so beschäftigt ist, für schwierig, allein wird jeden Abend mit Bleistift in der Tabelle eingetragen, bis der Tast voll ist und dann mit Dinte die Zahl überzogen, führt diese Berechnung der Ackerschreiber, und kontrollirt sie der Amtmann oder Herr jeden Abend durch Eintragung in sein Exemplar mit Aufmerksamkeit und Rücksicht auf die Zahl der Wagen, die gefahren, und auf die gewöhnliche Mandel-Zahl, die sie laden: so kann man fast nicht fehlen. In den

Scheu-

Scheunen und Tassen kann auch keine Konfusion entstehe, denn wer nicht großen Ueberfluß an Scheunen hat, muß doch in jeder Scheune einen verlaßbaren Mann halten, der über das Altern die Aufsicht führt. Wie leicht ist es, daß dieser Mensch einen Kerbstock führt, auf dem er die Mandeln jedes Tastes anschneidet. Werden diese Kerbstöcke fleißig mit den Angaben zusammengehalten, so kann kein Irrthum Statt finden, und ich kann wenigstens gewissenhaft versichern, daß ich mehrere Jahre, durch die diese Einrichtung bereits bei mir besteht, nicht die geringste Veranlassung gehabt habe, Irrthum oder Verwechselung zu befürchten. Ist nun die Ernte vollendet, so geht einer meiner Leute in allen Scheunen und Vorwerken herum, und hängt mit Rücksicht auf das Scheunen-Register die Scheunen-Tafeln C. auf, aus denen ersichtlich ist:

1. Wie viel Mandeln in den Tast und von welcher Getreideart angefahren worden?
2. Auf welchem Ackerstück das Getreide geerntet worden, und
3. Auf denen fortwährend die abgedroschene Mandelzahl und der Ausdrusch aufgeschrieben und monatlich zusammengerechnet wird.

So wie dieß in allen Scheunen und Tasten berichtigt ist, werden vor allem die Scheunenfluren abgedroschen, und nachdem dieß geschehen, organi-

sirt

sirt der Amtmann Behufs der Anfertigung des Getreideüberschlags den Probedrusch.

Dieß Geschäft ist das schwierigste; denn soll bei diesem Ueberschlage nicht bedeutend gefehlt werden, so muß das Getreide in Klassen nach seiner Körnerhaltigkeit geschlagen, und so von mancher Getreideart oft 3 bis 4 Probedreschen veranstaltet werden. Ferner kann der Ausdrusch auch nicht so angenommen werden, wie er sich anfangs ergibt. Das Getreide trocknet ein oder manches geht späterhin besser heraus, der Verstand, die Aufmerksamkeit müssen hier arbitriren, und Erfahrung und Uebung des Officianten erwerben sich bald eine solche Fertigkeit, daß ich Ihnen durch Beispiele mehrere Jahre beweisen kann, daß diese Ueberschläge eine bewunderungswürdige Zuversicht erlangen können.

Das Schema D. zeigt das Detail dieser Berechnung, und liefert dann vor allen das Hauptresultat, wie viel und was für Getreide zu verkaufen ist und was gekauft werden muß. Ankauf und Verkauf hängen von der Konjunktur ab. Dieß ist ist die eigentliche merkantilische Branche der Landwirthschaft, diese kann, in so fern es auf Entwerfung des Plans ankömmt, nur immer der Herr vertreten, da sie ohne alle zuverlässige Fundamente ist, und man oft trotz der der sorgfältigsten Beachtung der in die Augen springenden Wahrscheinlichkeit

keit viel dabei wagt und nicht selten falsch kalkulirt.

Nachdem nun dieser Plan ausfällt und die Natural-Bedürfnisse an Saat, Wirthschaftskorn u. s. w. es erheischen, wird die Folge und Ordnung bestimmt, in der das Getreide ausgedroschen werden soll, und in so lange darnach verfahren, als nicht unvorherzusehende merkantilische Konjunkturen eine Veränderung erheischen. Wollte man sich nun aber bei diesem Kalkul begnügen und ihn bis zum Schluß des Ausdrusches für infallibel halten, so wäre man in keiner Art für Ausfälle sicher, denn der beste Getreideüberschlag kann doch durch später hinzutretende außerordentliche Umstände, als Mäusefraß u. s. w. fehlen.

Um mich dafür zu sichern, lasse ich alle 2 oder 3 Monate nach Beilage E. eine Balance verfertigen, was der Ausdrusch im speciellen Plus oder Minus gegen den Getreideüberschlag gibt.

Der erste Ueberschlag gibt nach den früher gerügten Ursachen fast allemal Plus, späterhin gleicht es sich aber größtentheils aus.

Sehe ich durch diese Balance erst genau, wie ich gegen den Getreideüberschlag stehe, so habe ich doch durch die Scheunentafeln das ganze Jahr hindurch eine augenblickliche kurrente Uebersicht bei Eintritt in jede Scheune, wie sich der Ausdrusch gegen den Ueberschlag verhält, ob die Körnerhal-

tigkeit des Getreides zu- oder abnimmt, und was ich zu fürchten oder zu hoffen habe.

Außer dieser Körner-Balance lasse ich von Zeit zu Zeit nach den Tafeln die Strohbestände nachsehen und balanciren. Dieses geschieht nun bei meiner Einrichtung mit weit mehrerer Zuversicht, als in gewöhnlichen Wirthschaften, diese können sich nur begnügen aus den Rechnungen zu extrahiren, wie viel Mandeln noch auszudreschen seyn sollen. Dieser Kalkul fehlt aber nur zu oft beträchtlich und wird dieß nicht selten nur zu spät bemerkt. Mein Kalkul kann nur um Kleinigkeiten fehlen, da die noch unangbrochene Taste mit mathematischer Gewißheit für voll gerechnet werden, und bei den Angebrochenen hat der Amtmann immer durch die Tafeln Gelegenheit, nach dem Augenmaß zu prüfen, ob der Mandeln-Vorrath der Wahrscheinlichkeit nach mit der Berechnung stimmt. Die Hauptsache aber ist, daß bei meiner Berechnung der Drescher selbst mehr die Zahl der Mandeln, die er abdrischt, beachtet, da der gemeine Mann, wenn nicht Achtung, doch wenigstens Furcht für alles hat, was aufgeschrieben wird. Er weiß, daß er gelobt wird, wenn der Kalkul am Ende stimmt; er weiß, daß er Vorwürfe und Verdruß davon zu erwarten, wenn der entgegeugesetzte Fall eintritt.

Die

Die Winterfütterung, mein Freund! hat außer den Pferden fünferlei Requisita:

1. Das Stroh,
2. Kraut, Rüben und Erdgewächse,
3. Getreideabgang an Kaff und Aehren,
4. Heu, und
5. Schlempe und Treber.

Meine Strohverrechnung habe ich Ihnen vorstehend erläutert. Kraut und Rüben erhalten bei mir nur die Kühmelkereien, der Einschnitt wird jedesmal nach Abzug der Saat und Menschen-Konsumtion nach der Kopfzahl jeder Mälkerei vertheilt, und der Wirthschafter theilt das was er erhält in 210 Portionen, als so viel Tage wir dem Kalkul unserer Winterfutterung einverleiben. Die Aehren erhalten die Pferde bei ihrem kärglichen Futter von 2 Metzen Hafer als Zusatz, der Kaff ist aber Scheunenweise dem in dem Vorwerke stehenden Vieh zugetheilt, so daß keine Gattung derselben zu kurz kommt, noch die andern verkürzen kann. Das Heu aber fordert in seiner Gewinnung, Vertheilung, Aufbewahrung die meiste Bemühung, da es bei einem Einschnitt von vielen hundert Fuhren nicht leicht ist, trotz aller oft ungünstigen Witterung, gedeihliches, kraftvolles und gesundes Futter zu gewinnen, unter so mannigfaltigen Wiesen und Futterschlägen jeder Viehart das ihr anpassendste auszuwählen, so bedeutenden Quantitä-

titäten nicht bloß den nöthigen Bodenraum zu verschaffen, sondern möglichst dahin Bedacht zu nehmen, daß jeder Klasse der Futterung von den andern abgesondert und die Vorräthe so aufgefahren werden, daß sie die Winterfutterung erleichtern und keine Winteranfuhre von Heu aus Miethen und von andern Vorwerken (nur zu oft bei nasser Witterung) nothwendig wird.

Jeder muß nach Ortsverhältniß, nach Größe des Viehstandes und der Heugewinnung seinen Vertheilungsplan machen. Der meinige ist im speciellen folgender: da eine gleichtrügliche Zutheilung des Heues nicht sicherer als durch Abwiegung erreicht werden kann, so habe ich schon seit 10 Jahren die Futterung des Heues nach Gewicht eingeführt. Jedem Stall Vieh, außer den Schafen, wird täglich in Gebunden von 20 Pfund, sowohl das was ihnen in Häckfel geschnitten wird, als das was sie lose vorgelegt bekommen, herausgegeben. Dieses Binden und Abwiegen stellt man sich gewöhnlich viel zu umständlich und mühsam vor, selten gebe ich aber hierzu besondere Arbeiter, größtentheils wird es von den Fütterern und andern Arbeitern in kurzen Ausfüllungs-Prioden ihrer Arbeitszeit verrichtet. Fast auf jedem Hofe wird ein Mensch zu unbestimmter Arbeit unter den Namen von Stalljungen, Nachtwächter u. s. w. gehalten. Hat Niemand anders Zeit, so muß dieser

aus-

aushelfen, auch darf keineswegs jedes Bund gewogen werden, bald erwerben sich die Binder eine solche Fertigkeit, daß sie selten um $\frac{1}{4}$ Pfund fehlen, allein die Schnellwage muß immer zur Hand seyn, und der Aufseher, der das Heu herausgibt, und auch manchmal der Herr selbst, müssen von Zeit zu Zeit einzelne Bunde zur Erhaltung der nöthigen Aufmerksamkeit nachwiegen. Ueberhaupt aber kann Heu nicht wie Krämerwaare gewogen werden, beim Tragen, Herunterwerfen, selbst Futtern findet Abgang Statt. Dieß verliert das Vieh, wenn man nicht beim Abwiegen selbst darauf Rücksicht nimmt. Allein der schwierigste Punkt war die Bestimmung des Gewichts der Fuhren. Eine Fuhre, wie sie von den Wiesen hereinkömmt, war leicht gewogen, sie wog über 20 Ctnr., und ich brachte daher mein Heu mit 15 Ctnr. pro Fuhre in Einnahme, und glaubte, wie gut ich auslangen würde; allein gleich das erste Jahr lief der Ausfall in die Tausende von Centnern. Die Fütterung dauert vom Novbr. bis Mai. Mit ihrem Vorrücken vergrößert sich mit der Zeit der Abgang des Eintrocknens immer mehr. Durch Berechnung läßt sich der Rückschlag nicht wohl ausmitteln, der sicherste Weg ist daher die Erfahrung. Die meinige sagt nun, mein Abwiegen langt aus, wenn ich auf Schwendung, Abgang und unvermeidliche reichlichere Aushebung im Detail so vieler tausend Bunde

das

das Gewicht der Fuhren, so wie sie von der Wiese hereinkommen, halbire, und da solches bei mir circa 20 Ctnr. beträgt, die Fuhre Heu mit 10 Ctnr. in Einnahme stelle.

Meine Heueintheilungs- und Futtersätze sind nun folgene:

pro Kuh eine Fuhre à 10 Ctnr. oder 1100 Pfd.
— Zugochse 1½ Fuhren à 15 Ctnr. od. 1650 Pfd.
— Pferd 2 Fuhren à 20 Ctnr. oder 2200 Pfd.

Da die Kühe und Zugochsen gegen 7 Monat, also circa 210 Tage im Stalle stehen, so kömmt auf erstere über 5 Pfund und auf letztere gegen 8 Pfund täglich. Diese werden nun bei den Kühen so eingetheilt, daß ihnen täglich 4 Pfd. Häckiel gegen geschnitten wird, das Plus des 5. Pfundes aber, und das, was man dadurch gewinnt, daß die Kühe in der Regel längere Zeit im Stalle stehen, wird den Kühen, die gekalbt haben, gegen Ende der Winterfütterungszeit vorgelegt. Bleibt dann noch etwas übrig, so wird es ihnen des Mittags in der ersten Weidezeit vorgelegt. Ist aber dieser Vorrath erschöpft, so erhalten sie die ganze Weidezeit hindurch des Mittags und Abends Stroh vorgelegt, so wie auch bei nasser Witterung des Morgens vor dem Austreiben, da dieß trockene Futter bei der Saftigkeit und Geilheit unserer Weide für ihre Gesundheit äußerst nothwendig ist und zum Bewundern gierig gefressen wird.

Den

Den Ochsen wird 6 Pfd. gegen geschnitten, und erhalten sie den Ueberschuß in der Frühjahrsbestellung vorgelegt. Bei den Kühen besteht das Heu aus $\frac{3}{4}$ Nachmast und $\frac{1}{4}$ Vormast, bei den Ochsen aber aus $\frac{1}{3}$ Nachmast und $\frac{2}{3}$ Vormast, da sie arbeiten und ihnen mehr als den Kühen vorgelegt wird. Alles Rindvieh wird in dem Anfange des Winters 5 Mal und wenn die Tage länger werden 6 Mal gefüttert. Das Jung Vieh vom 2. und 3. Jahre wird in der Mitte zwischen Kühen und Ochsen ausgehalten, nur die erst abgesetzten Kälber werden, wenn die Heuvorräthe es irgends erlauben, das ganze erste Jahr gar nicht auf die Weide getrieben und sehr reichlich mit dem besten Heu und mit Kaff und Gerstenschrot aufgezogen, gegen Ablauf des ersten Jahres aber allmälich an Häcksel und dieser sparsamen Futterung gewöhnt. Die Mastochsen endlich verursachen den größten Verbrauch des Heues, da sie bei Schlempe 10 Pfund Heu täglich in Häcksel und 10 Pfd. vorgelegt erhalten. Die Heu-Mastochsen, die gar keinen Häcksel fressen, fordern aber weit mehr, und soll selbst bei Schlempe die Mast beschleunigt werden, so steige ich oft nach Witterung und Freßlust bis zu 20 Pfd. zum Vorlegen. Die Länge der Futterzeit richtet sich nach dem Zustande, in dem sie aufgestellt werden, und nach merkantilischen Konjunkturen des Absatzes. Ein genauer Kalkul ist hier

nicht

nicht anders anwendbar, als wenn man Ochsen auf bestimmte Zeit in Fütterung nimmt.

Gewöhnlich rechne ich für den Schlemp Ochsen im Durchschnitt 3 Fuhren à 10 Ctnr. ausgewogen, und für die, so bloß mit Heu und Wasser gemästet werden, 4 Fuhren, und im Fall ich nicht damit auslangen sollte, welches jedoch nur bei ganz ungünstigem Absatz der Ochsen Statt finden kann, so fällt dieß dem Vorrath zur Last, den ich alljährlich auf unvorhergesehene Zufälle mir in Reserve behalte. Mit der Heufütterung der Schafe bin ich noch am wenigsten in Ordnung, da die Heuböden noch nicht in dem Stande sind, daß das Futter verschlossen werden kann, auch hat die Eintheilung des Futters bei der bekannten Widersetzlichkeit der Schäfer, sich in neue Einrichtungen zu fügen, viel Schwierigkeiten, so lange daher meine Schäfer mir Veranlassung geben, mit ihrem Haushalt und ihrer Sparsamkeit zufrieden zu seyn, werde ich mich schwerlich zu einer Aenderung entschließen, ich begnüge mich dahr bloß, ihre Vorräthe nachzusehen, und mit Ernst darauf zu halten, daß sie oft und wenig einfüttern, damit nicht so viel Futter unnöthiger Weise unter die Füße getreten wird.

Vergleichen Sie vorstehende Fütterungssätze der Kühe und Ochsen mit den neuern ökonomischen Schriften, so werden Sie sie äußerst niedrig finden, ja selbst so gering, daß ich mich nicht wundern

würs

würde, wenn einer der neuen Wechselwirthe behaupten sollte, daß sein Vieh bei solchen Sätzen verhungern müßte, allein

1. Wiederhole ich Ihnen nochmals, was ich Ihnen in meinem ersten Briefe gesagt habe, daß

das Verhalten und die Pflege der Thiere bei ihrem Gedeihen eben so entscheidend ist, als die Quantität des Futters.

2. Beabsichtige ich keineswegs mit der Korpulenz meiner Zugochsen und mit der Höhe des Geldertrags jeder einzelnen Kuh zum Vorbilde zu dienen.

Mein Zweck ist in Hinsicht der Zugochsen, sie bloß so zu verhalten, daß sie daß ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter, kraftvoll im Zuge gehen können, und dieß bewirken sie bei meinen Futtersätzen. Fettigkeit gebührt nur den Mastochsen, und ist bei Zugochsen und Arbeitspferden Geldverschwendung.

Die Kühe ferner sehe ich nur als Mittel an, mein Futter so theuer als möglich zu versilbern, und von diesem Futter die möglichst größte Quantität Mist zu erhalten. Das bekannte ökonomische Sprüchwort sagt, die Kuh melkt durch den Hals, allein hat dieser achtungswerthe Grundsatz nicht seine Grenzen? Steigt die Produktion der Milch mit Rücksicht auf ihren Buttergehalt fortwährend nach der Quantität des Futters in immer

gleis

gleichen Verhältniß, oder hat der Proceß der Verwandlung des Futters in Milch, nach den Gesetzen der thierischen Natur, nicht seine Grenzen, wo diese Verwandlung, wenn sie gleich nicht aufhört, doch nicht mehr so rentirt, daß der Oekonom, wahrscheinlich, weil er der Verdauungskraft des Thieres zu viel auflegt, nicht mehr seinen Vortheil dabei findet?

Ist es selbst nicht wahrscheinlich, daß dieß über die Maßen gegebene Futter mehr auf das Fett als auf die Milch wirkt? — Dieses Fett aber bei den Kühen ist zwecklose Prachtverwendung, denn ein eben so achtungswerthes ökonomisches Sprichwort sagt, fette Kühe — schlechte Kühe! Meine Kühe geben im Durchschnitt das Stück gegen 1000 Quart Milch des Jahres, von denen ich circa 80 Pfd. Butter und 2 bis 3 Schock Käse gewinne. Diese Produkte verschaffen mir mit dem Kalbe über 30 Thlr. baare Einnahme von der Kuh. Gewähren mir dieß 5 Pfd. Heu täglich, da meine Rübenfütterung ganz unbeträchtlich ist, so habe ich ein Recht, die neuern Wechselwirthe, die 20 und mehr Pfund verlangen, zu fragen, ob sie sich einer Einnahme von wenigstens 100 Thlr. pro Kuh erfreuen? Ist dieß nicht, so sehe ich keine Veranlassung, meine Grundsätze zu ändern!

Die Frage ist hiernach, wenn Ihnen 1000 Ctnr. Heu bei dem erforderlichen Strohgewinn und

der nöthigen Sommerweide zuwachsen, wie viel Kühe sollen Sie durch den Winter aushalten, um Ihr Heu am vortheilhaftesten zu versilbern und den meisten Dünger zu machen? — Ich stelle 100 Kühe auf, und gebe ihnen täglich 5 Pfd. Heu, und im übrigen müssen sie sich mit Stroh begnügen. Die neuern ökonomischen Schriftsteller geben aber 20 Pfd., und können daher nur 25 Stück halten. Freilich verzehren die 100 Kühe vier- und mehrmal so viel Stroh, als die 25 Stück, allein ist es nicht vortheilhafter, das Stroh durch den Magen der Thiere gehen zu lassen, und so zu Mist zu machen, als es gleich einzustreuen. Ist nicht die Einstreu durch so vielfältige Surrogate von Moos, Schilf, Buschstreu, Seegras, Erdarten u. s. w. zu ersetzen? gewiß, ich zweifle nicht, daß ich jederzeit im Stande seyn werde, bei dieser Fütterung durch Ausmittelung guter Streu-Surrogate mehr Mist zu machen nach Qualität und Quantität, als die 25 Stück bei dem reichsten Futter liefern können, und daß auch der Melkereiertrag der 100 Kühe im Ganzen bei weitem den der 25 Stück übersteigen wird. Freilich muß von diesem Totalertrag der 100 Kühe der Werth der mehreren Weide für 75 Stück oder Sommer-Stallfütterung und die Kosten der Einsammlung der Streu-Surrogate in Abzug kommen, allein wie viel Güter gibt es nicht, wo jeder so viel Vieh austreiben kann, als er durch-

zuwin-

zuwintern im Stande ist, oder wo die eigentliche Verlegenheit, das Standvieh auszuhalten, nur den Winter, nicht den Sommer trifft, da wenig Heu gewonnen wird und auch in der Nähe keins zu bekommen ist, die Gemeinschaft der Aecker aber wenig Futterbau zuläßt. Für diese wäre daher die Sache wenigstens wichtig und anwendbar!

Glauben Sie jedoch ja nicht, mein Freund! daß ich einem übertriebenen Viehstand das Wort reden will, noch daß mein Vieh hungern soll — nein, ich beabsichtige durch diese Erörterung bloß, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß man mit Ueberlegung füttern muß, und daß es nicht entschieden das Vortheilhafteste ist — Standvieh und Nutzvieh wie Mastvieh zu verhalten! Wir kennen bis jetzt noch nicht die Grundsätze der rentirensten Fütterung des Milchviehes nach Qualität und Quantität der Milch, allein es wäre wahrlich der Mühe werth, durch komparative Versuche der Wahrheit näher zu treten. Ich habe schon einmal den Versuch zur Hand genommen, Kühe besonders gezogen, sie 2 selbst 4 Mal so stark mit Heu, Schlempe ꝛc. gefüttert — ich habe viel mehr aber dünnere Milch gehabt. Doch diese Versuche sind noch nicht zu der Reife gekommen, daß ich über die rentirenste Fütterung des Milchviehes ein richtiges Resultat fällen kann. Die Versuche, wenn sie zuverlässig seyn sollen, werden dadurch schwierig, weil es selbst bei

einem großen Viehstand nicht leicht ist, gleiche Kühe sowohl nach dem Milchertrag als nach der Zeit ihres Kalbens zu finden. So viel scheint mir aber ausgemacht, daß, wer die Milch ohne Butter zu machen verkaufen kann, mit Vortheil Schlempe und andere lauwarme Getränke anwenden wird, für den Buttergehalt reneiren; gegentheils Heu und Treber mehr. Im Allgemeinen aber glaube ich, daß man bei meiner geringen Winterfütterung sein Milchvieh in einem sehr achtungswerthen Zustand erhalten kann, und bin dieß jederzeit zu erweisen im Stande; gegentheils zweifle ich nicht, daß man dieser Futterung 50 selbst 100 Procent an Heu mit Vortheil zusehen kann, nur behaupte ich, daß unsere neuern ökonomischen Schriftsteller die Saiten zu hoch spannen, und daß man auch hierin dem Guten zu viel thun kann! Medium tenuere beati!

Was endlich Ihre Rechnungsführung anbetrifft, so sehe ich vorher, daß Sie äußerst gespannt seyn werden, zu wissen, ob ich Ihnen nach dem November-Stück der Thaerschen Ackerbau-Annalen zu der hier empfohlnen doppelten Buchhaltung rathe; allein wenn ich gleich überzeugt bin, daß diese Rechnungsart für die Mögeliner Wirthschaft, so lange sie sich des Geistes und der Führung des Herrn Staatsrath Thaer zu erfreuen hat und so lange ihr der gegenwärtige Lehrzweck vor-

vorsteht, die beste ist, so zweifle ich doch, daß diese Rechnungsart für das große Publikum unserer gegenwärtigen Oekonomen geeignet ist. Diese Forderung ist ein zu gigantischer Sprung von unserm gegenwärtigen Standpunkt. Es gibt noch zu viel praktisch sehr achtungswerthe Oekonomen, die keine andere Rechnung als ihren mit Papier durchschossenen Kalender kennen, indem sie täglich natural und Geldeinnahme und Ausgabe aufzeichnen. Diesen Menschen nun auf einmal den Muth einflößen zu wollen, eine so komplicirte Berechnung zu unternehmen, wobei so viel zu arbitriren und zu berücksichtigen, ist zu viel unternommen. Bis jetzt haben die sorgsamsten ökonomischen Rechnungsführer sich begnügt, ihrer Geldrechnung nur das einzuverleiben, wofür sie wirklich Geld baar eingenommen oder bezahlt haben; ist ihnen über den Ertrag, über die Kosten dieser oder jener Branche ihrer Verwaltung ein Zweifel aufgestoßen, so haben sie den Betrag ihrer Natural-Verwendung und Nutzung ausgezogen, ihn nach Geld abgeschätzt, und hiernach das Resultat ihrer Untersuchung gezogen.

Diese Fälle aber waren nur Ausnahmen. Jetzt sollen sie als Regel aufgestellt werden. Dieß fordert viel Zeit, ein schneidendes Judicium und eine sehr gespannte Aufmerksamkeit, die nicht jeder das ganze Jahr hindurch der Rechnungsführung

widmen kann. Die Abschätzung des Mistes und Strohwerthes, der Arbeit ꝛc., ist für viele Menschen nicht bloß äußerst schwierig, sondern auch bei dem sorgfältigsten Kalkul und vielleicht selbst bei dem des Hrn. Staatsrath Thaer nur bedingt unter gewissen Voraussetzungen richtig!

Wenn Sie Landwirth werden, so ist Ihr nächster Zweck nicht, als Vorbild zu wirken, Sie werden geraume Zeit nach andern mit Vernunft und Ueberlegung nachzubilden haben. Sie müssen Ihre ganzen Kräfte mehr darauf verwenden, daß das, was nach Ihrer Vorschrift geschehen soll, pünktlich und zweckmäßig ausgeführt, als daß, was gewirkt und gethan, schriftlich der Nachwelt aufbewahrt wird.

Dem Rechnungswesen können so nur die Abendstunden gewidmet seyn, die Tagesstunden gehören der Aufsicht und Arbeit, allein und mit den bloßen Abendstunden des Sommers in der dringenden Arbeitszeit kommen Sie bei der doppelten Buchhaltung nicht aus. Einen besondern Officianten aber darauf zu halten, dürfte es Ihnen schwerlich lohnen, und wo selbst einen solchen Menschen hernehmen, der Ihnen diese Rechnungen befriedigend führt, ohne daß Konfusion daraus erwächst, die Hauptansicht des Erfolgs Ihres Wirkens mehr verdunkeln als erhellen wird, und Sie nicht Gefahr laufen, eine Menge falscher Papiere

und

und Rechnungsschlüsse aus falschen Vordersätzen als Ersatz für die Unterhaltung eines gewiß mehrere hundert Thaler kostenden Officianten zu erhalten. Statt also, Ihre Rechnung mit so vielen Anrechnungen zu belästigen, führen Sie dieselbe einfach und pünktlich in Manualen, Journalen, Dienst-, Dresch-Register und Kassen-Buch. Verzeichnen Sie in Ihrem Dienst-Register täglich nach Rubriken genau, wozu jede Arbeit verwendet worden, so werden Sie stets im Stande seyn, wenn Sie sonst die Ihnen erläuterte Körner- und Strohverrechnung befolgen, sich über den Ertrag jeder Branche Ihrer Landwirthschaft befriedigende Rechenschaft zu geben.

Ein großes Hülfsmittel der Uebersicht haben mir immer die Monatsschlüsse geschienen, wo man alle Ausgabe und Einnahme in zwei Rubriken führt, wo die erste die Einnahme und Ausgabe des laufenden Monats und die nachstehende den summarischen Nachtrag der vergangenen Monate enthält.

Erstlich gibt Ihnen dieß den letzten Monat des ökonomischen Jahrs von selbst ohne alle weitere Bemühung eine Jahresrechnung; zweitens aber dürfen Sie nicht das Ende des Jahres abwarten, um zu berechnen, ob in diesem Jahre, in dieser oder jener Branche Unordnungen eingeschlichen, ohne Veranlassung mehr verausgabt und verbraucht,

als sonst. Sie dürfen mitten im Laufe des Jahres nur die nämlichen Monatsschlüsse der vergangenen Jahre aufschlagen, so sehen Sie gleich im generellen und speciellen, ob die Administrations-Kosten in Geld und Naturalien gestiegen oder gefallen, ob mehr Tagelohn, mehr Handwerkskosten ausgegeben, ob die Haushaltungskosten und die Konsumtion des Getreides mit den frühern Jahren übereinstimmen. Jede Unwirthschaft, jede Verschwendung fälle Ihnen leicht in die Augen, und Sie haben durch das ganze Jahr hindurch Gelegenheit, sie augenblicklich zu bemerken, statt daß Sie bei der gewöhnlichen Rechnungsführung erst den Jahresschluß abwarten müssen, die Heu-, Getreideernte und Saatbestellung nicht selten bis zum Winter verweisen.

Der Hr. St. R. Thaer würde meines Erachtens dem ökonomischen Publikum einen wirksamern Dienst erwiesen haben, wenn er die zeither gewöhnliche ökonomische Rechnungsführung durch zweckmäßige Schemas von Journalen und Manualien mit allen ihren Titeln von Dresch- und Dienst-Registern, Aussaat- und Einernte-Tabellen und Monatsschlüssen vervollkommnet hätte, sie hätten seinem Zweck, den reinen Ertrag jeder Administrations-Branche richtig auszumitteln, dennoch entsprechen können. Statt daß er durch die doppelte Buchhaltung diese Berechnung stets in allen Thei-

len

len der Verwaltung macht, dürfte die Rechnungsführung nur vollkommene Materialien dazu enthalten. Wem es frommte, und der des Geistes wäre, sich dessen zu bedienen, erfreute sich dieser schätzbaren Resultate, so wie er Zeit und Muße hätte die Berechnungen vorzunehmen. Wer aber hierzu weder Zeit noch Einsicht, hätte wenigstens richtige und vollkommene Data geliefert, die jeder Andere noch nach Jahren benutzen könnte, da es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn kann, daß das große ökonomische Publikum leichter zur Annahme vervollkommter Rechnugs-Schemas nach den zeither gewöhnlichen Benennungen als zur Einführung der doppelten Buchhaltung zu bestimmen seyn wird!

Getrei-

Getreideaussaat- und Einernte-Tabelle beim Gute N. Pro 1806/7. Tabelle A.

Monat.	Tag.	Benennung der Felder.	Furche.	Drauf.	Aussaat. Wisp.	Schff.	Metz	Einernte. Spec Mdl.	Summar. Mdl.
		Winterroggen.							
Sept	14—17	Im Mühlenfelde	3	1	2	9	—	166	
—	20 23	Auf die 38 Morgen . . .	2	1	2	6	—	176	
Oktbr	26 Sp. 2	Auf das 5. Gewende am Busch	3	1	2	9	—	374	
—	25— 2	In E. im Haferfelde . . .	2	2	3	12	—	332	
—	3—10	Auf das 4. Gewende . . .	3	1	5	12	—	553	
—	10—15	" " 3. ditto	3	2	3	18	—	514	
—	15—21	" " 2. ditto	3	1	3	2	—	244	
—	22	" " 1. ditto	3	1	—	20	—	33	
—	23	Im Mühlenfelde am See . .	3	1	—	22	—	54	
—	24—25	Auf die Rehenden im 4. Gewende	3	2	1	10	—	222	
Nov	11	An der 6. Schonung . . .	2	2	—	18	—	47	
		Summa Winterroggen .	—	—	26	18	—	—	2715

218

		Sommerroggen.								
März.	18—19	Im Mühlenfelde	1	2	—	22	—	100		
—	20—24	Jenseit des Mühlenweges . .	—	—	1	23	—	185		
—	24	Auf das 4. Gewende im Mittelfelde	—	—	—	14	—	60		
—	26	Auf das 3. Gewende jenseit der Brücke	—	—	1	1	1	118		
—	—	Auf das 2. u. 3. jenseit der Brücke	—	—	—	17	—	80		
—	29	Am Graben	—	—	—	13	—	67		
—	28	Auf das 2. Gewende jenseit der Brücke	—	—	—	15	8	40		
		Summa Sommerroggen .	—	—	6	10	—	—		650
		Große Gerste.								
April.	15—18	In E. im Tabakslande . . .	2	2	2	15	—	315		
—	19—26	Im Vorwerk B.	2	2	5	11	—	844		
		Summa große Gerste .	—	—	8	2	—	—		1159

Monat	Tag.	Benennung der Felder.	Furche.	Traut.	Aussaat. Wisp.	Schff	Metz.	Einernte Spec. Mdl.	Summar. Mdl.
		Kleine Gerste.							
Juni.	2 — 3	Im Mühlenfelde	3	2	1	14	—	183	
	3	Auf das 4. Gewende im Mittelfeld	3	2	1	9	—	165	
	4	Auf das 3. ditto diesseit der Brücke	3	2	1	3	—	183	
	5	Auf das 3. ditto jenseit der Brücke	3	2	—	15	—	88	
	8	Auf das 2. ditto diess. des Graben	3	2	1	12	—	255	
	9	Auf das 2. ditto jens. des Graben	3	2	1	10	—	195	
	12—13	Auf das 1. ditto	3	2	1	1	—	183	
	13	Am Graben	3	2	—	7	—	33	
		Snmma kleine Gerste:	—	—	8	23	—	—	1285
		Hafer.							
April.	17—21	Im E. Reißlande	1	3	4	14	—	314	
	21—24	Auf der B. Kavel	1	3	3	18	—	267	
	29	An der C. Schonung . . .	1	2	1	15	—	72	

Mai.	1 — 6	Im B. ins Reißland . . .	1	3	8	16	—	438		
	7	Im ditto am Busch . . .	—	3	—	20	—	63		
		Summa Hafer:	—	—	19	11	—	—	1154	
		Erbsen.								
April	1 — 3	Bei C. hinterm Garten . .	1	1	1	2	—	175		
	5 — 10	ditto auf die Stammenden .	1	1	2	—	—			
		Summa Erbsen:	—	—	3	2	—	—	175	
		Rekapitulation.								
	1.	Winterroggen	—	—	26	13	—	2715		
	2.	Sommerroggen	—	—	6	10	—	650	3365	
	3	Große Gerste	—	—	8	2	—	1159		
	4	Kleine Gerste	—	—	8	23	—	1285	2444	
	5.	Hafer	—	—	19	11	—	1154	1154	
	6.	Erbsen	—	—	3	2	—	175	175	
		Summa totalis:	—	—	72	18	—	—	7138	

Vorwerk D. Tabelle C.

Winterroggen. Scheune Nr. 1.

Taß 1.

Eingefahren vom 5. Gewende à 38 Morgen am Mühlenfelde — 412 Mandeln.

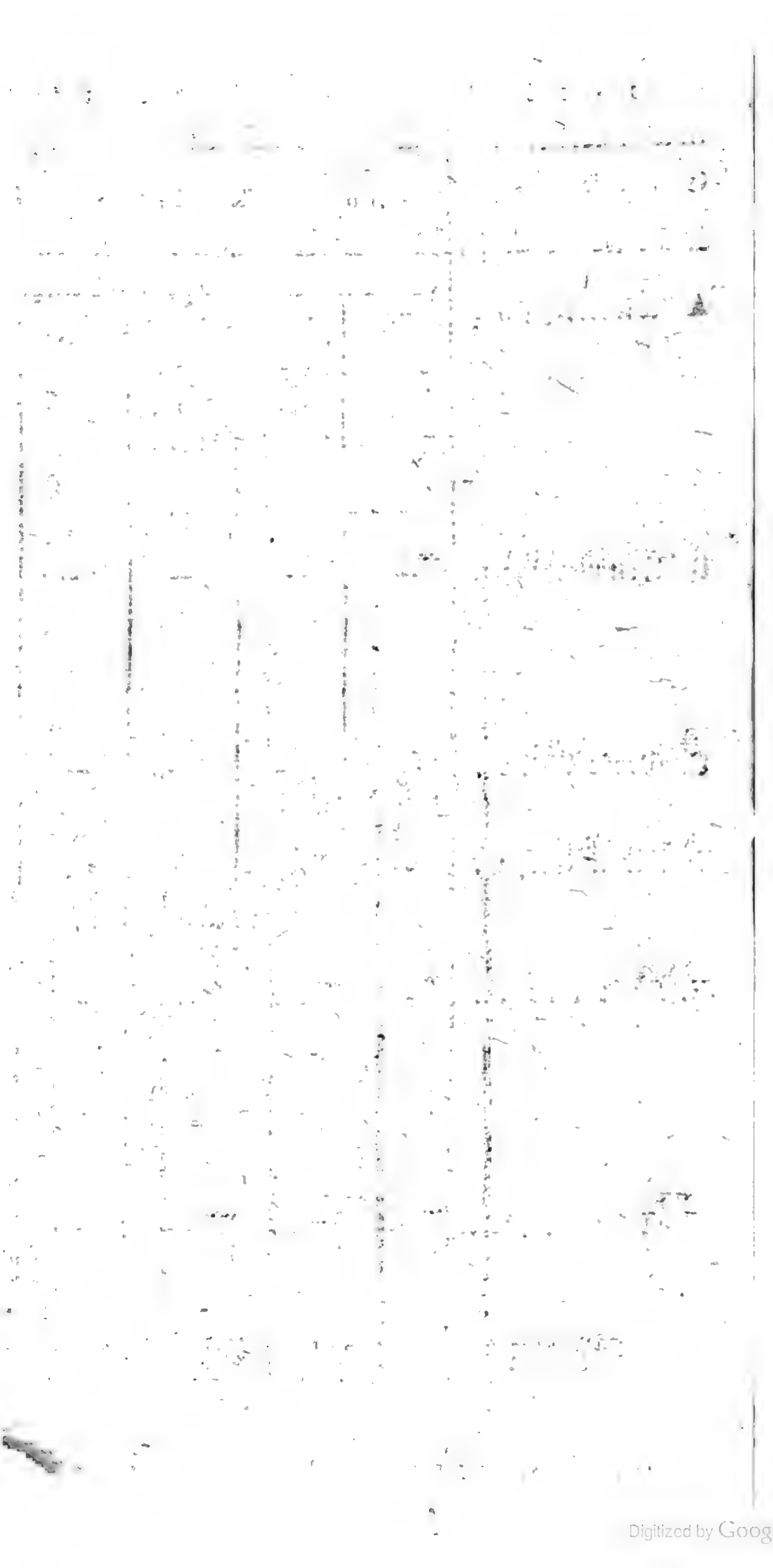
Davon abgedroschen.

Bei der letzten Aufhebe		In allem für den Monat.			Bei der letzten Aufhebe.	In allem für den Monat
Wispel.	Scheffel.	Wispel.	Scheffel.		Mandeln.	Mandeln.
1	3	7	18	Monat August von .	23	163
1	2	2	10	" September .	24	51
1	8	5	4	" Oktober . . .	22	110
1	3	4	—	" November .	28	89
				" December .		
				" Januar . .		
				" Februar . .		
				" März . .		
				" April . .		
				" Mai . . .		
Sum.		19	8	Summa .	—	413
				Plus .	—	1
				Minus .	—	—

Gute N.

		V	werk E.				
Ge	ne 3 t	Scheu No. Ta	Scheune No 2. Tast		Scheune No. 3. Tast		Summa der
	2.	1.		2	1.	2.	[illegible]
A.	—	—	—	165 von E im Reiß lande.	—	185 von E. im Reiß lande u C. Scho nung.	2715
B.	69 vom Graben 2. Ge wende	—	—	—	—	—	650
C.	— werk	—	—	53 E. im Ta bakslande.	—	—	1159
D.	—	272 2. u. 4 Gewen de.	3.	—	—	—	1285
E.	—	—	3 der Ka und im iß de.	—	290 von der C. Scho nung u. E. im Reiß lande.	50 von E. im Reiß lande.	1154
F.	—	—	—	—	—	—	175
	69	272	3	218	290	235	7138

wischen Tabelle C. und D. einzulegen.



Digitized by Google

Getreide-Ueberschlag beim Gute N. Pro 1806/7. Tabelle D.

No.	Benennung des Feldes.	Einzeerntet sind			Die Mandel ist taxirt zu			wurden erdroschen: Speciel			wurden erdroschen: In allem		
		Mdl.	Schff.	Mtz.	Wisp.	Schff.	Mtz.	Wisp.	Schff.	Mtz.	Wisp.	Schff.	Mtz.
I.	Winterroggen												
	Von 23 Morgen 176 Mdln. Mühlenfeld 166 M. 6. Gew. 215 M.	557	1	2	26	2	10						
	Vom 5 Gewende 159 — 4. Gew. 153 M. 3. Gew. 348 M. .	1060	1	—	44	4	—						
	Vom 3. Gewende 166 M. E. Haferfelde 332 — 2. Gew 244 M. 1. Gewende 33 M. Mühlenfeld am See 54 M. u. C. Schonung 25 Mandeln	854	—	12	26	16	8						
	Von C. Schonung 22 M. Reh: Enden 4. Gew. 222 Mdln. . .	144	—	8	5	2	—						
		2715	—		—	—	—				102	1	2

No.	Benennung des Feldes.	Eingeerntet sind	Die Mandel ist taxirt zu		würden erdroschen. Speciel			In allem		
		Mdl.	Schff	Metz.	Wisp	Schff.	Metz.	Wisp	Schff.	Metz.
II.	Sommerroggen	650	—	12	—	—	—	20	7	2
III.	Große Gerste.									
	Von E. Tabakslande 315 M. Vorwer B. 40 Mdln	355	1	—	14	19	—			
	Vom Vorwerk B. 804 Mdln. .	804	—	14	29	3	8			
IV.	Kleine Gerste.	1159	—	—	—	—	—	43	22	8
	Vom Mühlenfelde 183 M. vom 4. Gew. 2 Mdln.	185	1	4	9	15	4			
	Vom 4. Gew. 163 M. 3. Gew diesseit der Brücke 183 Mdln. 3. Gew. jenseit der Brücke 88 M. 1. Gew. 183 M. Am Graben 33 M. 2. Gew. diesseit am Graben 250 M.	900	1	—	37	12	—			

	Vom 2. Gewende diesseit dem Graben 5 Mandeln; vom 2. Gew. jenseit dem Graben 195 M. .	200	—	12	6	6	—			
		1285	—	—	—	—	—	53	9	4
V.	**Hafer.**									
	Im Vorwerk B. am Reißlande .	43[illegible]	2	—	36	12	—			
	" " E. Reißland 314 M. C. Schonung 24 M. . . .	338	1	8	21	3	—			
	Von der C. Schonung 48 Mdln. B. Kaml. 267 Mdln. vom B. am Busch 63 Mandeln . . .	37[illegible]	1	—	15	18	—			
		1154	—	—	—	—	—	73	9	—
VI.	**Erbsen.**									
	In C. hinterm Garten u. Stamm-Enden	175[illegible]	—	8	—	—	—	3	15	8

Getreide-Ueberschlag beim Gute N. Pro 1806/7. Tabelle D.

	Einnahme.	Winterroggen			Sommerroggen			Große Gerste.			Kleine Gerste.			Hafer			Erbsen.		
		W.	S.	M.	W.	S.	M.	W.	S.	M.	W.	S.	M.	W.	S.	M.	W.	S.	M.
	Bestand ult. Juni 1805						—							5	15	5¾	1	1	3¾
1	Erdrischen worden	102	1	2	20	7	2	43	12	8	53	9	4	73	9	—	3	15	8
2	Zins u. Mühlengetreide	7	—	—				—	—	—						—		—	—
3	Summa Einnahme	111	1	2	20	7	2	43	22	8	53	9	4	79		15¾	4	17	6¾
	Ausgabe.																		
1	Zur Saat	24		8	8		—			—	6			20		—	3	—	—
2	Auf Drescherlohn	5	3	12¾		6	0¾		17	3½	3		3¼	4	15	10	—	5	7½
3	Zur Wirthschaft	19	3			—		2	10		2					—			—
4	Auf Deputat	8	21		3	—	—				1	12				—		2	—
5	Den Kossäthen Deput.			—						—	2	12						12	—
6	Futter für Ackerpferde	—			—	—	—	—		—	15	1	6		—	8			—
7	ditto für die Off.-Pferde	—	—			—	—			—				13		6			—
8	Saat- und Reisefutter	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	6	—	—	—	—

9	Schafe und Spänes Kälber	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	8	—	—	—	—	—	—	—
10	Federvieh	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	16	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11	Den Hausfrauen . .	—	—	—	1	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
12	Den Hausarmen . .	—	18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Summa Ausgabe:	58	18	4¾	0	3	10¾	13	3	13½	50	19	9¼	63	17	8	6	13	7½				
	bleibt Plus:	52	6	13¼	—	3	7¼	30	1	0½	2	13	10¾	15	7	7¾	—	—	—				
	bleibt Minus:	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	20	1¼				

Balance des Getreide-Ausdruſches beim Gute N. gegen den Getreide-Ueberſchlag. 1806/7. Tabelle E.

Pro ult. Novbr. 1807.	Mdl.	W	S.	M.	Mdl.	W.	S.	M	Mdl.	W.	S.	M.	Mdl.	W.	S.	M.
I. Winterroggen	557	—	1	2	1060	—	1	—	854			1	244			8
Abgedroſchen ſind bis ult Novbr.	557	26	2	10	601	25	19	12	20		16	—	—	—	—	—
matt pro Mandel	—	—	1	2	—		1	½	—	—		2 4/5	—	—	—	—
Nach dem Ueberſchlage iſt die Mandel taxirt zu	—	—	1	2		—					—	12	—			—
Plus:	—	—	—	—				½	—			4/5	—	—	—	—
Beträgt im Ganzen von	—	—	—	—	1060	† 1	9	2	854	†	18	11 1/5	—	—	—	—

† 1 9 2
† 1 18 11 1/5
3 3 13 1/5

228

II. Sommerroggen	—	—	—	—	—	—	—	—	650	—	—	12	—	—	—	—
Ausgedroschen sind . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	65	2	9	—	—	—	—	—
macht pro Mandel .	—		—	—	—	—	—		—	—	—	14	—	—	—	—
Die Taxe nach dem Ueberschlag ist	—		—	—	—				—	—		12	—	—	—	—
Plus:	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—
Beträgt im Ganzen von .	—	—	—	—	—	—	—	—	650	†3	9	4	—	—	—	—
† — 3 — 9 — 4																
III. Große Gerste . .	—	—	—	—	355	—	1	—	804	—	—	14	—	—	—	—
Abgedroschen sind . . .	—		—	—	311	3	5	8	165	6	10	8	—	—	—	—
macht pro Mandel .	—		—	—	—	—	1	⅓	—		—	15	—	—	—	—
Die Taxe ist	—		—		—		1		—	—	—	14	—	—	—	—
Plus:	—	—	—	—	—	—	—	⅓	—	—	—	1	—	—	—	—
Beträgt im Ganzen von .	—	—	—	—	355	†	7	6	804	†2	2	4	—	—	—	—
† — 1 — 7 — 6																
† — 1 — 2 — 4																
— 2 — 9 — 10																

Kontinuation. Tabelle E.

Pro ult. Novbr. 1807.	Veranlagt sind															
	Mdl.	W.	S.	M.	Mdl.	W.	S.	M.	Mdl.	W.	S.	M.	Mdl.	W.	S.	M.
IV. Kleine Gerste . .	185	—	1	4	900	—	1	—	200	—	—	12	—	—	—	—
Abgedroschen sind . . .	185	10	4	—	53	2	7	—	171	5	20	—	—	—	—	—
macht pro Mandel .	—		1	5	—		1	½	—	—	—	13 1/10	—	—	—	—
Die Taxe ist	—	—	1	4	—		1	—	—	—		12	—		—	—
Plus:	—	—	—	1	—		—	½	—	—	—	1 1/10	—	—	—	—
Beträgt im Ganzen von .	85	†	11	9	900	†1	4	2	200	†	13	12	—	—	—	—
† — 5 — 11 — 9																
† — 1 — 4 — 2																
† — — — 13 — 12																
2 — 5 — 7																
V. Hafer	438	—	2	—	338	—	1	8	378	—	1	—	—	—	—	—
Abgedroschen sind . . .	—	—		—	80	5	1	—	360	15	4	—	—	—	—	—

macht pro Mandel .	—	—	—	—	—	—	1	$\frac{1}{5}$	—	—	1		$\frac{1}{5}$	—					
Die Taxe ist				—	—		1	8	—		1	—							
Plus:			—	—	—	—	—	$\frac{1}{5}$		—			$\frac{1}{5}$						
Beträgt im Ganzen von .	—	—	—	—	338	†	4	$3\frac{3}{5}$	37	†	4	11	$3\frac{3}{5}$	—	—	—	—		

† — 4 — $3\frac{3}{5}$
† — 4 — $1\frac{3}{5}$

8 — $15\frac{1}{5}$

Summa des Plus.

Winterroggen . .	—	3	3	$13\frac{1}{5}$
Sommerroggen .	—	3	9	4
Große Gerste . .	—	2	9	0
Kleine Gerste . .	—	2	5	8
Hafer	—	—	8	$15\frac{1}{5}$
=		1	13	$1\frac{2}{5}$

II.

Die

Hordenfütterung der Schafe.

Beiträge zur Geschichte der Schafzucht neuerer Zeit.

Im Januar-Hefte, S. 88, hat ein sehr schätzbarer Landwirth um Belehrung über die Hordenfütterung der Schafe. Dieß hat mehrere Landwirthe veranlaßt, uns für das Archiv ihre in diesem Punkte gemachte Erfahrung mitzutheilen. Uns gereicht es zum Vergnügen, mit diesen Beiträgen die Geschichte der Hordenfütterung zu bereichern. Wir laden dazu jeden, der hierüber Erfahrung gemacht hat, ein; denn nur durch ein gemeinschaftliches Vereinkommen wir in einer noch nicht entschiedenen Sache sicher und auch am schnellsten zur reinen Wahrheit. Auch die unglücklichen Versuche können und müssen uns belehrend seyn, denn durch das Fehlen gelangte man gar nicht selten zur gesuchten Wahrheit. Da es erwiesen ist, daß die Hordenfütterung unter gewissen Umständen möglich und nützlich ist, wer wird dann nicht vom patriotischen Eifer ergriffen werden, um willig seine Hand zu ihrer Beförderung darzureichen. Unsere Bitte wird daher hoffentlich auf kein unfruchtbares Land fallen. Es wäre dieß ja dem gegenwärtigen Zeitgeiste zuwider:

Die

Die nächst folgende Abhandlung über die Hordenfütterung verdanken wir dem verdienstlichen Herrn Oekonomie-Inspektor Werner, dem der forschende Landwirth schon so manche gründliche Darstellung verdankt. Sie ist zwar schon vor ein paar Jahren in dem beliebten Leipziger Intelligenz-Blatt abgedruckt, aber durch dieß wenig in das Ausland gekommen, — und wer wird sie nicht gern noch ein Mal lesen? Sie gibt uns eine treuere Ansicht über die Hordenfütterung, als wir wahrscheinlich noch nirgends öffentlich erhalten haben, und verdient unsers Erachtens an der Spitze der nachfolgenden historischen Entwickelungen zu stehen.

Pohl.

I.

Welchen Vorzug die Teutsche Landwirthschaft durch die Stallfütterung des Rindviehes erreicht hat, ist nunmehro allgemein anerkannt, so viel Einwendungen und Widersprüche auch anfänglich dagegen erhoben worden sind. So würde nun die Stallfütterung der Schafe von einem noch viel größern und bedeutendern Einfluß auf dieselbe seyn, wäre diese Stallfütterung der Schafe eben so leicht wie jene des Rindviehes ausführbar. Eine Menge Versuche sind deshalb unternommen worden, allein alle diese Versuche sind bis jetzt so ausgefallen, daß man an der Möglichkeit der Ausführung im Großen, Allgemeinen verzweifelt.

Ackerbau und Schäferei stehen mit einander im Widerspruche. Je mehr eine Gegend angebaut

und

und bevölkert wird, um so mehr werden die Schäfereien beeinträchtiget. So findet man in den angebautesten, fruchtbarsten Landesstrichen fast gar keine Schäfereien mehr, oder doch nur von sehr geringem Belang, z. B. in dem Fürstenthum Altenburg und andern dergleichen. Aber auch diese so sehr reducirten Schäfereien sind nach der fortschreitenden Acker-Kultur ein Stein des Anstoßes und eine Ursache unmerwährender Streitigkeiten und Proceße. Um diese zu vermeiden und den Ackerbau nicht zu beschränken, werden in dergleichen Gegenden die Schäfereien immer mehr und mehr abgeschafft, und fehlen in diesen schönen Landwirthschaften schon fast gänzlich. Was für ein ansehnlicher Zweig der Landwirthschaft aber eine Schäferei sey, ist in dem jetzigen Zeitpunkt wohl allgemein bekannt, und die Erfahrung hat hinlänglich bewiesen: daß das, an die Stelle der abgeschafften Schäferei gestellte Rindvieh bei weitem den Ertrag nicht gewähren kann; besonders seitdem die Schäfereien in der Veredlung so große Fortschritte gemacht haben.

In gleichem Widerspruche, wie mit dem Ackerbau, stehen die Schäfereien mit der Forst Kultur, von deren Nothwendigkeit man jetzt eben so sehr überzeugt ist. Wenn nun die Aecker und Waldungen den Schafen nicht ferner mehr Preis gegeben werden sollen, so bleibt in vielen Gegenden

für

für dieselben fast gar keine Weide mehr übrig. Denn wo noch Weideplätze vorhanden sind, so eignen sich dieselben zum Ackerbau, oder doch zu Holzanlagen. Soll nun die Schäferei der Acker- und Forst-Kultur, oder diese jener weichen?

In der Landwirthschaft hängt sehr vieles von der Lokalität ab. Was an dem einen Orte vortrefflich seyn kann, ist an dem andern zweckwidrig und schädlich. Es ist daher nichts widersinniger, als ein allgemeines System der Landwirthschaft aufstellen zu wollen, das für alle Gegenden passend und anwendbar ist. Nichts verräth mehr die geringen Einsichten des Verfassers. Die Natur der Dinge ist überall so mannichfaltig und verschieden, daß es hiernach eben so wohl die Einrichtung oder das Wirthschaftssystem seyn muß; es kann daher kein allgemeines geben. Ein warmes Klima und fruchtbarer Boden gegen eine kalte gebirgichte Gegend, welcher große Unterschied? Eine bevölkerte Gegend, wo kein Fuß breit Land unangebaut ist, und eine Menschenleere, wo ganze Quadratmeilen unbenutzt liegen, diese beiden nach einerlei System modeln zu wollen, kann nur einem Neuling in der Landwirthschaft einfallen. Zwischen diesen Extremen liegen denn so eine Menge Abstufungen in der Mitte, durch die sie sich einander nähern, daß keine Landwirthschaft der andern völlig gleich ist. Jede erfordert demnach ihre eigene Einrichtung, ihr eigenes

genes System. So gibt es noch viele Gegenden, wo es vortheilhafter ist, das Rindvieh auf die Weide zu treiben, trotz des allgemein anerkannten großen Nutzens der Stallfütterung. Und eben so wird dieses der Fall bei der Stallfütterung der Schafe seyn. Sie ist nur da wünschenswerth, wo die Schäferei mit dem Ackerbau und der Forst-Kultur in Widerspruch geräth, das ist, in denjenigen schönsten, ausgebautesten Landesstrichen, wo um deswillen die Schäfereien schon fast gänzlich fehlen und jenen haben weichen müssen. Diesen fruchtbaren Gegenden den so wichtigen Zweig der Landwirthschaft, die Schäfereien, wieder zu verschaffen, verlohnte sich wohl der Mühe, und es wäre zu bedauern, wenn die Erfahrung immer die nämliche bleiben sollte: Daß, je mehr eine Gegend kultivirt und angebaut wird, um so mehr das nützlichste Thier für den Menschen, das Schaf, daraus vertrieben und verbannt werden müsse! Wie vielmehr sollte das Gegentheil Statt finden: Daß, je angebauter und fruchtbarer das Land ist, um desto größer sollte die Anzahl der Schafe seyn! So sollte es seyn. Der natürlichste Weg, dahin zu gelangen, ist die Stallfütterung; die Stallfütterung für diese Gegenden. Dieses war hier im Voraus anzuführen nöthig, um nicht mißverstanden zu werden und Widersprüche zu erregen. Wo noch ganze große Striche unangebauten Landes vorhanden sind, mag

man

man dieselben fernerhin zu Schafweiden benutzen, wenn sonst kein höherer Ertrag von denselben zu erlangen ist. Hier mag man die Rechnung über den eingebildeten Werth mancher Schäfereien machen, sie sind nicht der Gegenstand dieser Abhandlung.

In Staatswirthschaftlicher Hinsicht ist es gar nicht die Frage: Ob die Schäfereien vortheilhaft sind oder nicht? Ob man das rohe Produkt für die Manufakturen selbst erzeugen, oder vom Auslande her einführen soll?

Alles, was bei der Stallfütterung des Rindviehes erwiesen und ausgeführt ist, gilt nun eben so wohl bei der Stallfütterung der Schafe. Es gibt keine elendere geringfügigere Benutzung der Oberfläche der Erde, als Weide! Dieses liegt in der Natur der Sache. Eine Pflanze, die täglich beschädiget, die täglich abgebissen und zertreten wird, kann nur zu einem elenden Wachsthum gelangen, und stirbt endlich ganz ab. Man sehe die Holzpflanzen, die täglich von den Schafen benagt und abgebissen werden, welches elende Wachsthum? Eben so die Graspflanzen auf der Weide, nur daß es hier nicht so in die Augen fällt wie bei den grössern Holzpflanzen, und einer genauern Beobachtung bedarf. Alle gute vorzügliche Futtergräser sterben daher auf der Weide gänzlich ab, und nur die schlechtesten Grasgattungen können sich in elen-

dem

dem Zustande erhalten. Es liegt also in der Natur: Daß ein geringer Theil dieser Weideplätze mehr Futter liefern würde, als das Ganze, würde er nicht behütet, sondern als Wiese benutzt, oder, hierzu nicht geeignet, mit den, dem Klima und Boden angemessenen Futterkräutern bebaut. Eben um deswillen erfordert eine Schäferei eine so ganz unverhältnißmäßige große Oberfläche zur Weide, wenn sie sich täglich darauf erhalten und nicht Hunger leiden soll, weil das Wachsthum der Graspflanzen auf derselben so behindert ist. Daher ist in den bevölkerten Gegenden der Ertrag dieser Oberfläche auf andere Weise viel höher zu bringen, so, daß sich bei einer nur ungefähren Uebersicht sehr leicht ergibt: Das eine Schäferei, in einem solchen Verhältnisse, durchaus Nichts! — eintrage. Ein Vorwurf, der so oft schon zum Nachtheile der Schäfereien gemacht worden ist.

Hieraus folgt weiter: daß eben so wohl, wie bei der Stallfütterung des Rindviehes, durch Abschaffung der Weide, die Anzahl der Schafe nicht vermindert, sondern vielmehr vermehrt werden könne.

Derselbe Fall, wie bei der Stallfütterung des Rindviehes, ist es auch bei der Schäferei, in Ansehung der Düngung. Wie bei beiden, durch die schlechte magere Weide nur sehr wenig Düngung erhalten werden kann, so geht noch obendrein der größte

Theil

Theil derselben verloren. Und so durchgängig in allen Stücken verhält sich die Stallfütterung der Schafe, wie die Stallfütterung des Rindviehes.

Alle diese Beobachtungen sind nicht neu, sondern sie sind schon vorlängst da gewesen. Daher sind eine Menge Versuche, die Stallfütterung der Schafe ins Werk zu setzen, schon längst gemacht worden. Ohne noch weiter zurück zu gehen, unternahmen sie der Geheimde Rath Schubart v. Kleefeld und der Amtmann Holzhausen in Grödzig. Der Erfolg von beiden ist bekannt. Nichts schadet den Fortschritten der Kultur mehr als mißrathene Versuche; sie sollten nie bekannt gemacht werden! Ohne nun weiter zu untersuchen: warum der Versuch nicht glückte, nicht glücken konnte, ist das allgemeine Urtheil schon gefällt, und der Stab darüber gebrochen: „Es geht nicht!“ Warum denn nicht? „An dem und dem Orte ist es versucht worden, und die Herren haben den größten Schaden davon gehabt.“ Mag man einwenden: daß in der Ausführung gefehlt worden ist, daß es der natürliche Gang aller, für die Menschheit wichtigen Entdeckungen gewesen ist, daß sie niemals sogleich in ihrer Vollkommenheit da gewesen sind, sondern erst durch vieljährige Mühe und ausdauernden Muth haben errungen werden müssen! — Alles vergebens. Auf viele Jahre hinaus sind nun alle Fortschritte gehemmt, das

Bei-

Beispiel schreckt alle ab, die Furcht gleichen Schaden zu erleiden bleibt lange Zeit unüberwindlich. So war dieser Versuch des Geheimen Raths Schubart von Kleefeld und des Amtmanns Holzhausen die Ursache: daß der Stallfütterung der Schafe, als einer ausführbaren Sache, lange Zeit nicht mehr gedacht wurde, so große Sensation sie auch zu damaliger Zeit erregte, und so sehr man wünschte, daß eine Ausführung gelingen möge, von deren großer Wichtigkeit man so sehr überzeugt war.

Zu derselben Zeit, als diese Versuche in Würchwitz und Gröpzig, mit etwas zu voreiligem Geschrei angestellt wurden, administrirte der Verfasser dieses die fürstlich Schönburgische Oekonomie zu Waldenburg, bei welcher sich eine vorzügliche Schäferei befindet, und erhielt nach seinem Wunsche den Befehl: auch hier die Stallfütterung der Schafe einzuführen, so wie dieses bereits bei der Rindviehzucht mit dem besten Erfolge geschehen war. Vor allen Dingen wurde demnach eine Reise nach Würchwitz unternommen, um sich an Ort und und Stelle zu unterrichten, und — aus der Quelle zu schöpfen. Hier aber sahe es schon sehr mißlich aus, das Erkranken der Schafe war sichtlich; die ganze Unternehmung schien ohne hinlängliche Vorbereitung gemacht zu seyn, um allen sich etwa ereignenden Unfällen begegnen zu können.

Um

Um deswillen wurden bei der Waldenburgischen Schäferei der Versuch nur mit hundert Stück ganz gutem gesundem Vieh unternommen. Diese hundert Stück Schafe wurden den ganzen Sommer mit dem besten grünen Futter, Klee, Wickfutter und Gras, in Horden, auf dem Felde gefüttert, bei nasser Witterung und großer Hitze aber sorgfältig für beides im Stalle geschützt, so, daß sie dadurch nicht erkranken konnten. Es wurde ein eigener Wächter dazu gehalten, und durchaus nichts gespart, damit der Versuch gelingen möge. Bei herannahendem Herbste, gegen Michaelis zeigte sich aber deutlich: daß diese Schafe zwar alle sehr beleibt und fett waren, aber auch alle einen Anlaß zu der Schafkrankheit, der Fäule hatten, so, daß wahrscheinlich voraus zu sehen war, daß kein einziges derselben das künftige Frühjahr überleben werde. Sie wurden daher sämmtlich an Fleischer verkauft, und ob sie wohl theuerer, so theuer als gemästete Schafe bezahlt wurden, so war doch dieses nicht der Zweck; es war nicht der Zweck eine Mastschäferei anzulegen, sondern Stallfütterung der Schafe einzuführen, und dieser Zweck war also das erstemal gänzlich verfehlt. Zu gleicher Zeit gingen die Nachrichten von dem Erfolge in Würchwitz und Gröpzig ein. Dieses zusammen bewirkte, daß es bei diesem ersten Versuche sein Bewenden hatte. Es hing nicht von Unterzeichnetem ab, die folgen-

den Jahre den Versuch fortzusetzen. Durch andere Verhältnisse aber, nach mehrern Jahren in den Stand gesetzt, auf eigene Gefahr den Versuch wieder vorzunehmen, wurden dazu zwanzig Stück ganz gutes gesundes Vieh ausgewählt, mit mehrern Stücken schien das Risiko zu groß. Der erste Versuch hatte gezeigt: daß das Schaf durchaus kein altes, lang ausgewachsenes Gras oder Futterkräuter frißt, sondern lieber hungert, nur die Spizzen und zarten Blätter beißt es von denselben ab. Viel mehr als die Hälfte des Futters geht dabei verloren, und aus diesem einzigen Umstande schon wäre die Stallfütterung der Schafe mit grünem Futter im Großen gar nicht ausführbar, es würde eine viel zu unverhältnißmäßige große Menge Futter erforderlich seyn. Dieses ausgewachsene Gras und Futterkräuter aber, das sie grün verschmähen, fressen sie getrocknet, zu Heu gemacht, sehr gerne und rein auf; allein welche neue Arbeit und Beschwerlichkeit, eine so große Menge Futter gut trocken zu bringen? Dieses müßte wieder eben so wohl von der Stallfütterung der Schafe abschrekken! Bei beiden Fütterungsarten aber wäre noch immer nicht die Hauptschwierigkeit: das Erkranken der Schafe, gehoben, deren Ursache doch einzig in der Verschiedenheit des Futters im Stalle und auf der Weide zu suchen war; denn Bewegung, freie Luft und alles übrige können sie bei der Stallfüt-

fütterung so gut haben als bei der Weide. Die Vergleichung zwischen dem Futter im Stalle und auf der Weide gab denn: daß das Futter im Stalle viel zu nahrhaft ist. Auf der Weide erhalten die Schafe nur dürre, magere Gräser, können sich mehrentheils nicht satt, geschweige denn zu viel und überfressen; wenn aber einmal der Fall eintritt, daß bei nasser Witterung viel und fettes Gras auf der Weide wächst, dann tritt auch derselbe Fall mit der Krankheit ein, daß sich die sämmtlichen Schafe faul fressen, was jedem Schäfer bekannt ist, und wo sie selten vorsichtig genug mit dem Austreiben sind, daß daher in nassen Jahren ganze Schäfereien aussterben. Mehrentheils befehlen sie dann ihren Knechten an, alles Wasser und alle stehende Pfützen zu vermeiden, und suchen die Krankheitsursache darin: daß das Schaf zu viele Gelegenheit zum Saufen habe, was aber nicht weit her geholt ist, denn die Schafe krepiren dessen ungeachtet. Das Schaf säuft im Winter bei trokkenem Futter natürlich viel mehr als im Sommer bei der Grasweide, wo es wenig oder gar nicht säuft. Das saftreichere, nahrhaftere Gras aber, das, bei nasser Witterung, vorzüglich in tiefliegenden, ohnedieß feuchtern Gegenden und auf eeilen Aeckern wächst, ist die Ursache! Hier also, gleiche Ursache, gleiche Wirkung!

Nach dieser Ansicht der Dinge wurde diesen zwanzig Stück Schafen alles grüne Futter so klar wie Häcksel geschnitten, und zugleich mit einem Theil Stroh und Häcksel vermischt, zur Fütterung gegeben. Dieser einzige, so geringfügig scheinende, Umstand hob alle Schwierigkeiten mit einemmale gänzlich, so, daß weiter nichts zu wünschen übrig blieb. Man hat nunmehr die Gesundheit der Schafe gänzlich in seiner Gewalt, viel mehr und besser als bei der Weide, man kann denselben, durch mehrern Zusatz des Strohhäckfels, das Futter so mager und so trocken vorrichten lassen, als es ihrer Gesundheit nur immer zuträglich ist; die Schafe suchen zwar zuerst das grüne Futter heraus; mit diesem genießen sie aber schon einen Theil des Häckfels. Sind sie nun mit diesem fertig, und ihr Hunger ist noch nicht befriedigt, bekommen sie weiter nichts, so lassen sie sich endlich den Häcksel schmecken, ohne dabei in die Gefahr des Uebersättigens zu gerathen. Nicht nach dem Gewichte, denn das wird doch nie ein allgemeiner Maßstab werden, wäre er auch noch so richtig, sondern nach dem Umstande: ob die Schafe das Futter rein aufgefressen, oder noch einen großen Theil Häcksel übrig gelassen hatten, wurde ihnen nun Futter abgebrochen oder zugelegt. So lange als grünes Futter zu haben war, wurden sie auf diese Art gefüttert, alsdann ging es allmälich durch Zusatz von geschnit-

tenem

tenem Heu in das trockene Futter über. Der Uebergang vom grünen trocknen Futter im Herbste, und von dem trockenen zum grünen im Frühjahre ist hierdurch so allmählich auszuführen möglich, daß die Natur des Schafes hierbei nicht die geringste Veränderung erleidet, was doch jetzt bei der Weide der Fall mit allen Schäfereien ist. Bei dem Futter, auf diese Art vorgerichtet den Schafen gegeben, geht nicht das geringste dabei verloren; sie fressen alles, Strumf und Stiel rein auf, nur muß es klar genug geschnitten seyn, und so tritt nunmehr der Fall bei der Stallfütterung der Schafe ein, daß nur ein sehr geringer Theil des ehemaligen Weideplatzes erforderlich ist, um die ganze Schäferei mit Futter zu versorgen; oder gleichviel: Daß bei der Stallfütterung viel mehr Schafe gehalten werden können, als bei dem Weidegange.

Diese 20 Stück Schafe wurden 3 Jahre hindurch so gefüttert, und in dieser Zeit starben zwei, aber nicht an der Fäule, sondern an andern Schafkrankheiten. Daß sie bei der Schur mehr Wolle geben, ist eine Erfahrung, die schon alle Andere gemacht haben, die die Stallfütterung der Schafe versuchten. In Ansehung der Begattung wurden sie ihrem Naturtriebe überlassen, wo sie denn, wenn auch nicht zwei Lämmer in einem Jahre, doch in viel kürzerer Zeit wie jetzt, wieder stärken und

lamm-

lamnuten, so, daß dieser Versuch auf allen Seiten die größten Vortheile gewährte.

Ohne das geringste Bedenken würde ich nun das Werk vollendet, die Stallfütterung bei der ganzen Schäferei von 600 Stück eingeführt, und so die Möglichkeit der Ausführung im Großen aufgestellt haben, was zur völligen Ueberzeugung der Zweifler unumgänglich nöthig ist, und mehr als alle Gründe und Demonstrationen wirke. Allein, meine Pachtung war zu Ende, ich verschob daher die Ausführung bis zu einer sich wieder ereignenden Gelegenheit. Es war mein Entschluß, die Ausführung gleich im Großen zu zeigen. Da sich aber diese Gelegenheit seitdem nicht wieder gefunden hat, so bin ich durch die Wichtigkeit der Sache, die mir so einleuchtend ist, bewogen worden, ohne diese Gelegenheit erst lange zu erwarten: Diesen ersten gelungenen Versuch der Stallfütterung der Schafe zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Unbekümmert über die Urtheile und Kritiken, die darüber gefällt werden mögen. Es steht Jedem frei, den Versuch zu wiederholen oder zu unterlassen, wie er es für sich am zuträglichsten findet.

Versuche machen ist eine eigene Kunst, und eine größere, als man gemeiniglich glaubt. Tausend nützliche Dinge würden vielleicht mehr da seyn, wären die ersten Versuche zu ihrer Ausführung nicht in unrechte Händ gerathen. Es scheint nichts

leich-

leichter zu seyn, als über dieses oder jenes Problem einen Versuch anzustellen. In welchem Verhältnisse, unter welcher Verkettung von Ursachen und Wirkungen aber dieser Versuch gemacht würde, ob ein wesentliches Hinderniß da ist, oder nur zufällige Ursachen dabei im Spiele waren, wird gemeiniglich übersehen. Das Wesentliche wird so oft mit dem Zufälligen verwechselt, da es auch in der That sehr öfters schwer von einander zu unterscheiden ist. Sobald sich ein wesentliches Hinderniß findet, kann man den Versuch für beendigt ansehen. Mehrentheils aber ist die erste zufällige widrige Ursache schon hinreichend, den Versuch aufzugeben, und man glaubt sich nun völlig überzeugt zu haben, daß die Sache nicht ausführbar sey. Könnte das Schaf nie anders als auf der Weide leben und sich gesund erhalten, so wären alle Versuche der Stallfütterung vergebens. So aber gibt es viele, die zum Vergnügen der Kinder als Lämmer im Hause aufgezogen worden sind, und als Haushämmel sich viele Jahre gesund und wohl befinden, ohne Weide zu verlangen, ja sogar, wenn sie mit der andern Heerde dahin getrieben werden sollen, ausreißen und wieder nach Hause kehren. Ein einziger dieser Haushämmel beweist: Daß kein wesentliches Hinderniß der Stallfütterung der Schafe vorhanden ist. Nun gibt man aber den eingesperrten Schafen Futter, wovon sie sich zu Tode fressen! —

Die-

Dieses beweist nichts gegen die Stallfütterung, sondern nur so viel: daß man ihnen das rechte Futter nicht gab, und anderes, ihrer Natur angemessenes, an dessen Stelle aufsuchen muß, wovon sie nicht sterben. Ferner muß man jeden Versuch selbst machen, wenn man nicht getäuscht seyn will. Es ist gar nicht zu erwähnen nöthig, sondern allgemein bekannt: welchen Widerspruch alles Neue findet. Bei dem besten Willen dessen, der es anbefiehlt, darf es doch nie gelingen. Dafür sorgen schon diejenigen, denen die Ausführung übertragen wird. Alle diese Versuche, von denen es heißt: Ich habe den Versuch machen lassen, sind so gut als nicht gemacht. Welche andere Menge zufälliger Umstände treten nicht bei jeder auch noch so geringfügigen Sache noch ein, die alle erst beseitigt werden müssen, wenn die Ausführung gelingen soll? Daher haben wir auch fast alles dem Zufalle zu verdanken, und ist die Ursache, daß jeder gute Keim nur sehr langsam, nur nach und nach zur Vollkommenheit heranwächst.

Eine Vergleichung, welche Gattung Vieh am einträglichsten in der Landwirthschaft ist, wäre ganz überflüssig. Wo die Schäfereien abgeschafft und Rindvieh an deren Stelle gehalten wird, hat die Erfahrung diese Frage schon längst beantwortet. Es gibt wohl wenige, die die Schäferei nicht wieder zurück wünschten. Allein die Triften sind nun

auf ewige Zeiten dahin. Hier wäre aber ein anderer Weg, ohne die, zu so vielen Bedrückungen und Streitigkeiten Anlaß gegebene, Trift wieder zu dem Besitz einer Schäferei zu gelangen, und auf diese Art kann jeder, der nie die Triftgerechtigkeit besessen, jeder Bauer eine verhältnißmäßige Schäferei haben. Hierbei wäre noch eines besondern Umstandes zu gedenken: Mit der Vermehrung der Schafe geht es äußerst langsam. Die Ursache liegt darin: daß die Schafe um der Wolle willen gehalten werden, daß man daher viel lieber Hammel als Mutterschafe hält, weil jene mehr Wolle geben. Wenn daher eine Schäferei zum Theil oder ganz ausstirbt, hält es äußerst schwer, eine neue anzulegen, gutes gesundes Zuchtvieh zu kaufen zu bekommen, und es wird jetzt mit einem enormen Preise bezahlt, da die wenigsten Schäfereien vollzählig sind, und Zuchtvieh verkaufen können. Dieses sollte Anlaß geben, so lange das Zuchtvieh in so hohem Preise bleibt, daß derselbe den Preis der mehrern Wolle um vieles übersteigt, den Stamm der Mutterschafe zu vermehren, und dagegen die Hammel zu vermindern. Außerdem wird es mehrere Jahre schwer halten, gutes gesundes Zuchtvieh zu erlangen. Finge man nun die Stallfütterung mit altem, krankem, ausgemärztem Vieh an, so träte wieder so ein zufälliger Umstand ein, daß sie nicht gelingen könnte, ohne daß

die

die Stallfütterung im geringsten Schuld daran wäre.

Endlich noch einer Einwendung zu begegnen, die der Stallfütterung des Rindviehes ebenfalls sehr oft gemacht worden ist: „Die vermehrte Arbeit!“ Es ist allerdings richtig, daß die Vorrichtung des Futters Arbeit verursacht; wenn man aber bedenkt, daß zu jeden 150 oder 200 Stück Schafen, die auf die Weide getrieben werden, auch ein Knecht erforderlich ist, der nebenher spazieren geht, daß dieser in derselben Zeit für eben so vieles Vieh das Futter vorrichten kann, so wird es der nämliche Fall, wie bei der Stallfütterung des Rindviehes. Die vermehrte Arbeit besteht in der Zufuhre des Futters, daß hier nunmehro eben so wie dort, ein Ochsengeschirr nebst einem Knecht, mehr erforderlich ist, um das Futter täglich anzufahren; diese vermehrte Arbeit steht aber mit dem höhern Ertrage in gar keinem Verhältnisse. Daß das Futter jederzeit reinlich, frisch und unverdorben seyn müsse, daher nicht über Nachts in Haufen gelegen, erhitzt und dumpfig geworden seyn darf, leuchtet jedem Landwirth von selbst ein. Das Schaf liebt die Reinlichkeit mehr als alle andere Hausthiere.

C. F. Werner.

III.

Ueber die Ausmittelung des reinen Ertrags der Grundstücke. Von Herrn A. H. von Steindel.

Im April-Stück 1810, S. 363 ff. steht eine Abhandlung: Ausgemittelter reiner Ertrag eines Ackers Wiese in der Aue bei Merseburg, von Herrn Straßen-Inspektor Krause. Darin befindet sich aber nach meiner Ansicht in sofern ein Irrthum, daß ihr schätzbarer Herr Verf. die Zinsen mit den übrigen Abgaben vom Werthe des gewonnenen Futters abgezogen hat *).

Der

*) Für diejenigen sehr schätzbaren Leser, welche den vorjährigen Jahrgang nicht haben, ist zu bemerken, daß der Hr. Verf. der hier angezogenen Abhandlung einen Stiftsacker (= 253 Acker Sächs.) den jetzt üblichen Preis zu 300 Thlr. annimmt und davon die Interessen mit in Ansatz bringt. Seine Rechnung steht nun so;

12 Thlr. jährl. Interesse zu 4 pCt.
1 Thlr. 8 Gr. jährl. Abgaben.
2 Thlr. 16 Gr. für das Heu abzumähen, zu trocknen und in Hausen zu setzen.
2 Thlr. 8 Gr. do. für das Grummet.

18 Thlr. 8 Gr. Aufwand.

Ertrag

Der Ertrag eines Grundstücks kann unmöglich etwas anders seyn, als dasjenige, was selbiges über die darauf haftenden Abgaben und Gewinnungskosten der erzeugten Produkte ausliefern. Grade wie eine Geldsumme als Ertrag die Zinsen davon verschafft, gibt ein dafür erkauftes Grundstück die auf selbigem erzeugten Gewächse. Uebersteigt der Werth dieser gewonnenen Erzeugnisse den Betrag jener alljährlich zu nehmenden Zinsen, so ist es dieser Ueberschuß für sich nicht allein, welcher als Ertrag angesehen werden muß, sondern es müssen auch die Zinsen von demjenigen Kapitale, was wir zum Ankaufe des Grundstücks verwendet haben, dazu geschlagen werden. Wir können dann sagen: dieses Grundstück ist so und so viel mehr werth, als dafür bezahlt worden, oder so viel, wie eine Geldsumme betragen würde, von welcher die Zinsen den Betrag des Werths ausmachten, welchen der Ueberschuß von Zinsen in den gewonnenen Produkten hergegeben hat.

Für

Ertrag.

35 Ctnr. Heu auf der Stelle à 16 Gr.
= 23 Thlr. 8 Gr.

11 — Grummet à 12 Gr. 5 Thlr. 20 Gr.

Summa: 29 Thlr. 4 Gr.

Davon obiger KostenAufwand 18 Thlr. 8 Gr.

Bleibt Ertrag: 10 Thlr. 20 Gr.

Dann Ausfall, als Wasserschäden u. s. w.

d. Herausg.

Für 10,000 Thlr. z. B. erkaufen wir ein Landgut zu der Zeit, wenn der gewöhnliche Zinsfuß 5 vom Hundert ist, also den Betrag von alljährlichen Zinsen für diese 10,000 Thlr. 500 Thlr. ausmacht. Nun dieses Kapital nicht, wie vor diesem Ankaufe der Fall war, von mir und für mich auf Zinsen ausgeliehen, sondern zum Gebrauch und Eigenthum dem Verkäufer dieses Landgutes übergeben worden, nun ist dafür der Ertrag des erkauften Gutes mein Eigenthum geworden. Wirft dieses Gut alljährlich 500 Thlr. reinen Ertrag ab, so sind meine dafür bezahlten 10,000 Thlr. ohne Verlust angelegt, gibt aber dasselbe mit seinen Erzeugnissen 600 Thlr. alljährlichen Ertrag, so habe ich offenbar 2000 Thlr. an Vermögen mit dem Ankaufe dieses Gutes gewonnen. Da nun jene 500 Thlr. oder diese 600 Thlr. nicht mehr Zinsen für die weggegebenen 10,000 Thlr. seyn und heißen können, warum wollte sie denn der Gutseigenthümer nicht zu dem Ertrag seines Guts hinzufügen, oder vielmehr als den Ertrag selbst ansehen *)?

Die-

*) Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht von diesem sehr wichtigen Punkte in dem Gebiete der praktischen Landwirthschaft kann ich dem Hrn. Verf. nicht beipflichten. Indeß wünsche ich des allgemeinen Besten wegen, daß es einem Dritten gefallen möchte, die Sache durchzuführen. Um drum nicht vorzugreifen, unterlasse ichs hier, meine Meinung durchzuführen. Pohl.

Dieser vom Hrn. Straßen-Inspektor Krause gelieferte Ansatz beweist indeß so viel, daß in der Gegend von Merseburg die Wiesengrundstücke bei alle dem anscheinend sehr hohen Einkaufspreise, worauf sie zur Zeit stehen, dennoch immer einen noch wahren höhern Werth haben, und daß sie sonst, wie man recht gerne auf Grundstücke Geld gegen $2\frac{1}{2}$ bis 3 Procent allenthalben bekam, diese Wiesen beinahe um die Hälfte zu niedrig im Preise gestanden.

Dem allgemeinen Mißtrauen zu begegnen, welches zur Zeit viele Grundbesitzer niederzudrücken und zu vernichten droht, möchten mehr dergleichen vorgelegten Ertragsberechnungen ein ganz heilsames Unternehmen seyn. Von allen Uebeln, welche durch die so sonderbaren und mißlichen Zeitläufte bewirkt worden, ist keines, das dem Landwirth insbesondere mehr, wie sein gefallener Kredit, nachtheilig wäre. Ein Gegenstand, der unaufhörlich berührt und bewegt seyn will, wenn nicht alsbald das Ganze stocken und sich gleichsam in ein Nichts verwandeln soll; der Mann, der beständig Hülfsmittel und Kräfte gebraucht, sein Werk im Umtriebe zu erhalten und selbigen zu vermehren, der ohne menschliche Beihülfe mannigfaltiger Art unmöglich bestehen kann; der Landwirth ohne Kredit, ohne Geldvorrath ist und bleibt ein armseliges, unglückliches Wesen. In unserm sogenannten aufgeklär-

ten

ten Zeitalter gibts noch so gar viele Unwissende, die sich einbilden, ein Landgut sey ein Ding wie eine Kuh, die Milch gibt, ohne Futter zu bedürfen, sie glauben, da brauche man weiter nichts zu thun, als es übernehmen, und dann die Gelder, welche die vorhandenen Wirthschaftszweige, wie der Geldmacher, producirен, in Empfang nehmen. Daß die Beschaffenheit der Geldeinnahme bei einem Landgute mehr auf dem dabei gemachten Geldaufwand, Anwendung menschlichen Geistes und Leibeskräfte beruht, läßt sich so Mancher nicht träumen, ja, meine Behauptung, wer Geld und Genie genug besitzt, und sonst alle erforderlichen Eigenschaften eines wahren Landwirths besitzt und anwendet, kann den Ertrag seines Landgutes so zu sagen ins Unendliche hinauf vermehren, wird vielleicht manchen schulgerechten Erwerbsgenossen zum Kopfschütteln bringen.

Der Landgutsbesitzer in London sieht sich nothgedrungen genöthigt, seinem Pachter für die Zukunft 1000 Guineen alljährlich mehr wie bisher abzuverlangen, und der Pachter thut weiter nichts, als daß er überdenkt, wo und wie am ersten und sichersten 10 — 20,000 Guineen mehr, wie bisher, Kapital anzulegen. und zahlt ohne Bedenken die Summe der mehr geforderten Guineen.

Zur Unterlage haben wir hier in S. eine Erdart, aus der ich Ziegel machen und brennen lasse,

die

die aber von solcher Beschaffenheit ist, daß sie eben so gut und noch besser Steingut und Porzellan liefern würde. Was könnte mich hindern, auch Steingut und Porzellan zu machen, das allenweil so eifrig gesucht wird, da Englische Waaren auch dieser Art dem Kontinent nicht zu Theil werden, gleichwohl nun jeder Bauer an den Gebrauch dieser Gefäße einmal gewöhnt ist? Antwort: Weiter nichts, wie der Mangel an einem mäßigen Geldkapitale zur Anlage dazu. Und so gibts ohne Zweifel kein Landgut auf dem Erdboden, das nicht mehr oder weniger Eigenschaften und Anlagen enthalten sollte, welche der Mann von Kopf und Vermögen, an Geld und Naturkräften, nicht auf die mannigfaltigste Weise entwickeln und benutzen könnte. Eben so wird aber auch das vortrefflichste am besten rentirende Landgut unter den Händen eines unwissenden, unthätigen, unvermögenden Landwirths so weit herabsinken können, daß es gar nichts, weniger wie Nichts, die gewöhnlichen Abgaben und Ausgaben nicht mehr hergibt *).

*) Daß es dergleichen Güter viele gibt, offenbarte sich in unsern Tagen mehr, als es je der Fall war. So lange hohe Preise den Fleiß und die landwirthliche Geschicklichkeit vertraten, war es wohl keine Kunst, gemächlich auszukommen. — Es wird eine neue Periode anfangen, und das wird die einsichtliche, die Kenntniß fordernde seyn. P.

IV.

IV.

Anbau und Behandlung des Flachses in Kurland.

Von

Wilhelm Kade,

Probst zu Hofzumberge in Kurland.

Es ist mir bekannt, daß der mit Recht berühmte Rigaische Flachs in meinem Vaterlande in hohem Ansehen steht und einen starken Handelsartikel ausmacht. Allein der starke Absatz des sogenannten Rigaischen Flachses und Leines giebt Veranlassung, zu glauben, daß nicht alles in der hiesigen Gegend gewonnen werden könne. So ist es dann auch wirklich, ja ich muß noch mehr sagen, nämlich daß es unsern Gegenden nicht einmal zukomme, sich die Ehre davon zuzueignen, wenn wir nicht darauf einen Werth setzen, daß wir ihn als Handelsartikel befördern. Eigentlich kommt er aus Litthauen *), und

*) Wenn wir daher, wie im vorigen Hefte S. 189 angezeigt worden, aus Tilsit den benöthigten Samen ziehen, so bekommen wir denselben grade aus der besten Pflege. P.

und dann besonders aus dem Gouvernement Witebsk, oder der Gegend von Polozk Indeß wird auch in Kurland weit mehr Flachs erbaut, als der eigene Verbrauch erfordert und bedeutende Quantitäten nach den Seestädten verkauft, besonders nach Riga. Hier ist der mittlere Preis für 1 Ctnr. geschwungenen Flachs, welcher dem kritischen Auge und Gefühle des Flachsbrakers Gnüge leisten kann, 6 Gulden oder 2 Thlr Sächs.

Der wichtigste Umstand, wodurch sich unsere ganze hiesige Landwirthschaft von der ausländischen unterscheidet, sind wohl unsere stark geheizten Getreidedarren, hier Hitzriesen genannt. Es ist mir jetzt fast unbegreiflich, wie man in Sachsen ohne sie das Getreide rein aus dem Stroh bekommen *), Flachs rein bracken oder brechen kann **).

Die

*) Bloß das Klima macht den Unterschied. Unser Sommer ist bedeutend länger, als in dasiger Gegend, und wir haben viel später noch heiße Witterung als die Kurländer, unser Getreide trocknet völlig aus, und geht auch dann in der Scheune nicht an, sondern trocknet darin vielmehr, weil die Atmosphäre trocken ist. Der Kurländer muß hingegen mit der Ernte möglichst eilen, weil ihn sonst der viel nässere Herbst, als der unsrige in der Regel ist, übereilen würde. In nassen Jahren, wie z. B. 1805 standen wir von der Ernte an mit den Kurlän-

Die Saatzeit des Leins fällt bei uns vom 1. bis zu Ende Mai alten Styls. Bald hat die frühere, bald die spätere Saat den Vorzug. Die Reife fällt mit der der Gerste. Der Flachs wird gerauft und in kleine Bündel gebunden.

Nachdem verfährt man nach zweierlei Methoden, um ihn weiter zu behandeln. Nach der einen werden die an den Gebunden befindlichen Samenköpfchen (Knoten) noch an demselben Tage an einer, etwa in einem Pfahl horizontal befestigten alten Sense, so kurz als möglich abgehauen und auf mancherlei gestalteten Stangengerüsten so dünne aufgeschüttet, daß eine dünne grüne Wand entsteht, durch welche Luft und Sonne möglichst freien Durchzug haben und den Samen zur völligen Reife bringen können. Die Bündchen müssen aber noch an demselben Tage in Teich- oder nicht zu stark

 fließen-

ländern in gleichem Verhältnisse, und wie schwer war daher nicht das Dreschen? Der Erzgebirger und andere Teutsche Gebirgsbewohner haben öfters nasse Herbste, und sind genöthigt ihr Getreide mühsamer als die Kurländer zu trocknen. P.

**) Bei uns wird kein Flachs gebrochen, wenn er nicht vorher möglichst gedörrt wird. Es geschieht dieß in Backöfen, und viel besser aber nicht wohlfeiler in besondern Flachsdörren, wovon mir die im Erzgebirge am zweckmäßigsten geschienen haben.

P.

fließendes Flußwasser gelegt, und mit Holz, auf welches man noch Steine und Rasen bringt, beschwert werden *). Hier weicht der Flachs, je nachdem das Wasser mehr oder weniger warm oder weich ist 7, 8 bis 9 Tage. Dann nimmt man ihn aus dem Wasser, löst die Bündchen auf und breitet den Flachs dünne auf Stoppeln oder Rasenplätze aus. Wenn er nun hier etwa ein paar Wochen getrocknet hat und ganz trocken befunden wird, so wird er aufgenommen, wieder in kleine Bündchen gebunden, entweder sogleich in die Hitzriejen gebracht oder einstweilen im Trockenen zu einer andern Zeit aufbewahrt. In der Hitzrieje wird er Mannshoch vom Boden, auf beweglichen, etwa 4 Zoll starken Balken aufgestapelt, durch einen hohen Grad von Hitze so ausgetrocknet, daß man die Schäben mit der Hand ausreiben kann. Noch ganz warm

*) Chemisch betrachtet, muß es für die Güte des Flachses von gar großem Nutzen seyn, wenn die Stängel sogleich nach dem Raufen, ehe sich noch das harzige und schleimige Wesen verdichtet, ins Wasser kommen, wo sie sogleich aufgelöst werden, oder das erlangt wird, was wir durch das Rösten, es sey nun im Wasser oder auf dem Rasen, jedesmal beabsichtigen. — Es scheint daher, daß wir einen Fehler machen, wenn wir erst die Stängel austrocknen lassen, ehe wir sie ins Wasser bringen. Ich empfehle daher den Flachsbauenden, darüber komparative Versuche anzustellen. P.

warm wird der Flachs aus der Hitzrieje auf die daranstoßende Dreschtennne gebracht und auf hölzerne Bracken (Brechen) gebrochen oder gebrackt. Dann wird er, am besten sogleich geschwungen, durch welche Operation die Schäben fast ganz aus dem Flachse geklopft werden und derselbe auch weicher wird. Der geschwungene Flachs wird hernach entweder zu eigenem Gebrauche gehechelt, oder ungehechelt nach Riga verkauft. — Die Saat (Same), nachdem sie hinlänglich auf den leichten Stangengerüsten, wie oben angegeben, getrocknet worden ist, wird unmittelbar auf die Dreschtenne gebracht und ausgedroschen, oder man dörrt sie vorher noch in der Rieje. Doch wollen die feinsten Kenner behaupten, daß die in der Rieje gedörrte Saat etwas dunkler ausfalle und weniger schlüpfrig anzufühlen sey, und geben der ungedörrten für den Handel den Vorzug. Doch ist jener Unterschied so geringe, daß ich ihn noch nie habe bemerken können. Um aber den Lein für die Zukunft für die Saat aufzuheben, hat die gedörrte unläugbar Vorzüge vor der ungedörrten.

Nach der zweiten Methode werden die Samenknoten nicht gleich nach dem Raufen abgehauen; wird nicht geweicht, aber zwei Mal in die Rieje gebracht. Nachdem nämlich der Flachs vollkommen reif, ausgerauft und in Bündchen gebunden worden ist, so stellt man die letztern auf dem Felde

in

in kleine Häufchen zusammen, und bringt sie dann nach Bequemlichkeit, aber trocken, gleich vom Felde in die Rieje. Wenn sie nun hier bei starker Hitze völlig ausgetrocknet sind, so klopft man sie auf der Dreschtenne aus. Ein Arbeiter faßt ein Bündchen mit beiden Händen und schlägt die Samenköpfchen aus allen Kräften 2 oder 3 Mal an einen Klotz, oder sonst etwas kantiges. Dadurch zerspringen oder zerplatzen alle Köpfchen. Zuletzt wird der ganze Haufen Saat noch mit den Dreschflegeln tüchtig durchgearbeitet. Die von Saat ganz reinen Bündchen werden auf Stoppeln oder einen Rasenplatz gebracht, aufgelöst und ausgebreitet. Nachdem der Flachs hier 5 bis 6 Wochen gelegen hat, so ist er hier durch Sonne, Regen und Thau so gut präparirt worden, als wenn er im Wasser geweicht worden wäre *). Er bekommt freilich nie eine so blendend weiße Farbe, als der im Wasser geweichte im günstigen Fall bekommen kann. Aber wenn der ungeweichte seine Vollkommenheit erreicht hat, so sieht er silbergrau, ist weicher und fester als der geweichte, auch etwas länger, weil er nicht durch das Abhauen der Samenköpfchen verstutzt wird. Dann hat diese Methode das Angeneh-

*) Diese bei uns, besonders in der Lausitz, im Erzgebirge, in Schlesien u. s. w. sehr übliche Manier, wird die Rasenröste des Flachses genannt und weicht von der Kurischen in nichts ab. P.

nehme, daß die Saat leicht ausgedroschen ist und von ihr fast gar nichts verloren geht. Sobald der Flachs lange genug ausgebreitet gelegen hat, welches man daran erkennt, daß eine kleine Handvoll sich leicht brechen und ausreiben läßt *), so wird er bei trockenem Wetter aufgenommen und in Bündchen gebunden. Dann wird er wieder in der Rieje gedörrt und wie bei der ersten Methode gebrochen.

Nach dieser zweiten Methode soll auch der Flachs in Weißrußland behandelt werden, welcher unter dem Namen Nackitscher Flachs berühmt ist, wie mich Kenner aus jener Gegend versichert haben. Indeß obwaltet doch der kleine Unterschied, daß nämlich daselbst der Flachs nicht zwei Mal in die Hitzrieje kommt, sondern nachdem er ausgerauft worden, die Samenköpfchen vermittelst eines hölzernen Kammes abgestreift werden **). Alsdann

*) Schon daran erkennt man die vollendete Röste, oder besser, Masceration, daß die obern, die Samenenden des Strängels, gleichsam wollig werden.

P.

*) Dieß geschieht auch in Teutschland, aber so viel ich weiß, nirgends in hölzernen Kämmen, sondern eisernen, welche die Riffel oder das Riffeleisen genannt wird. Vermöge dieser Arbeit, welche man

Flachs-

dann wird auf Rasenplätzen oder Stoppeln der Flachs dünne ausgebreitet. Ich bin fest entschlossen, künftiges Jahr eine Probe im Kleinen mit dieser dritten Methode zu machen, wiewohl es voraus zu sehen ist, daß es schwierig seyn wird, die Saat herauszubringen *). Indeß ist ein kleiner Verlust an Samen nicht zu achten, wenn der Flachs selbst an Güte gewinnt. Denn der Flachs nach der zweiten Methode behandelt, läßt immer noch etwas in Absicht der Farbe zu wünschen übrig, weil sie nie das helle silbergrau des Rackitscher Flachses erreicht und dann die Blei-

Flachsriffeln nennt, werden die Samenknoten rein abgestreift und der Flachs bleibt dessen ungeachtet in seiner ordnungsmäßigen gleichen Lage. Die abgezogenen Knoten werden auf luftigen Boden dünne ausgebreitet und anfänglich fleißig umgerührt, damit sie sich nicht erwärmen, späterhin ist dieß nicht mehr nöthig, sie können ganz trocken zusammengeschaufelt aufbewahrt werden. Die beste Zeit sie zu dreschen ist, wenn im Winter ein anhaltender Frost Statt findet. P.

*) Aus eigener Erfahrung muß ich dieser Methode widersprechen. Denn zieht man den Flachs handvoll durch die Riffel, so springen die Knoten leichtlich ab und das Dreschen derselben bleibt wie bei der beschriebenen Methode. P.

Bleiche etwas mühsamer wird *). Doch haben wir Tafelzeug aus selbst erbautem Flachse, nach der 2. Methode behandelt, welches nach der zweiten Wäsche an blendendem Weiße und Glanze dem Flämmischen Leinenzeuge nichts nachgibt.

*) Der Fehler liegt zuverlässig bei der angeführten 2. Methode darin, daß der Flachs, um die Knoten leichter abzubringen, erst in die Rieje gebracht wird. Der Kleber und die Harztheile verdicken sich und werden schwer auflöslich. Daher auch das schwere Bleichen. Bei diesen machen Manche noch den großen Fehler, daß sie die rohe Leinewand, oder wohl schon gar das Garn, einbrühen, da man solche doch nur in weiches Wasser bei warmer Witterung 2, bei kalter 3 bis 4 Tage einweichen und wohl zugedeckt stehen lassen muß, wo man alsdann die Leinewand oder das Garn so lange spült, bis sich das Wasser nicht mehr färbt. Ist dieß Spühlen geschehen, dann erst ist das Einbrühen oder Kochen nützlich — Daß sich die Leinewand vom Kurischen Flachs ungleich schwieriger bleicht, als vom Teutschen, davon hat meine Frau vor etlichen Jahren selbst die deutlichste Erfahrung gemacht. P.

V.

V.

Viel Stroh und wenig Körner.

Die Zeit ist noch zu kurz und der Arbeiter sind zu wenig, als daß die widersprechenden Erfahrungen, welche bei der Landwirthschaft im Umlaufe sind, gehörig revidirt und erklärt seyn sollten. Von sehr vielen mag man der wahren Ursache noch nicht auf die Spur gekommen seyn. Eine der wichtigsten Behinderungen scheint mir die zu seyn, daß, wenn man eine Erklärung durch neue Erfahrungen oder vielmehr Bestätigungen der angenommenen Meinung dahin ausdehnt, die ganze Reihe von Wirkungen, die sich berühren, darnach zu erklären. Die Natur, oder vielmehr die Lokalitätsverhältnisse, sind zu mannichfaltig, als daß man schon a priori auf gleiche Ursachen schließen könnte. Dieß zu meiner Entschuldigung, wenn ich im Folgenden bekannte Sachen berühre und zu erläutern wage.

Man hört sehr oft den Ausdruck, daß man viel Stroh und wenig Körner erbaue. Der Fall muß drum ziemlich gemein seyn, und so ist es denn auch in der Erfahrung, wenn man darunter nichts anders versteht, als daß man von einer gewissen Quantität Garben beim Dreschen weniger

Kör-

Körner erhält, als man von einem vollkommenen Wuchse zu erhalten gewohnt ist, oder erhalten könnte. Ein Vergleich wird meines Erachtens stets vorausgesetzt.

Dieser Fall kann bei allen Getreidearten natürlicher Weise Statt finden, und findet auch wirklich Statt sie mögen nun entweder zur Winterung oder Sömmerung gehören. Selbst von den Erbsen, Wicken u. s. w. pflegt man zu sagen, daß sie mehr ins Stroh als Körner gewachsen seyn. Um aber den Gesichtspunkt zu beschränken und schärfer zu fassen, wollen wir ausschließend bei dem Roggen stehen bleiben, wir können dieß um so schicklicher thun, als das, was auf andere Pflanzenarten paßt, sich von selbst auswirft.

Daß bei dem Roggen, wenn er mehr im Stroh als Körnern erbaut wird, mehrere Ursachen vorhanden sind, welche man der Wirkung beilegt, ergibt sich schon daraus, daß die Landwirthe mehrere anführen. Man nennt ganze Jahrgänge, wo diese Erscheinung als allgemein vorgekommen, ein andermal beschränkt sie sich auf gewisse Bezirke, auf gewisse Bodenarten, auf die Saatzeit, auf die Bestellungsart, auf die angewandte Düngung, auf die Reihefolge der erbauten Früchte. Wer wird es wagen wollen, jede dieser Thatsachen aus einer und derselben Veranlassung, Ursache, zu erklären?

Es

Es wird drum nöthig, gewisse Gesichtspunkte festzusetzen und das Material theilweise näher zu betrachten.

Zu geiles, zu fett gedüngtes Feld, sagt man, bringt mehr im Stroh als in Körnern. Dazu gibt uns die Erfahrung offenbare Beweise, und es würde schwer halten, dieser Erfahrung im Allgemeinen etwas entgegen zu stellen. Man hat uns ganze Distrikte genannt, wo das Feld von Natur eine solche Geilung in sich hat, daß man erst erschöpfende Pflanzen bauen muß, ehe man Roggen einsäen und Körner ernten kann. Es bedarf wohl keines besondern Beweises, daß solche doch wohl glücklich zu nennende Landstriche einst entweder ein Seegrund waren, wo Jahrtausende hindurch sich ein fetter thierischer und vegetabilischer Niederschlag anhäufte, oder Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch Pflanzen ungestört wuchsen, verfaulten und aus sich selbst eine humusreiche Erdlage ausmachten. Zu den erstern geben die angebauten Seegründe, wie in Friesland die bekannten Polder, in der Mark der Oderbruch, in Sachsen der Spreewald belegende Beispiele, zu dem zweiten die Rodungen solcher Wälder, die so zu sagen ewig in ungestörter Ruhe verblieben. Einst werden auch diese Fundgruben ausgebaut seyn, wenn ihnen der Landwirth nicht zur rechten Zeit mit dem Düngerwagen zu Hülfe kommt. Schon gemeiner sind die Landesstri-

ſtriche, welche noch viel Mitgift von der Natur zurückbehalten haben, ſie zeichnen ſich in der Regel durch eine ſchwarzbraune Farbe aus, wenn ihnen anders nicht ein Mineral beigemiſcht iſt, z. B. Eiſen, welches das Erdreich färbt. Hier iſt gut Landwirthſchaft zu treiben, man kann alle Pflanzen bauen, welche man nur will, darf nur die Erde verwunden, um den Samen einzubringen und das Unkraut tödten, ſo erntet man doppelt gegen den, der im Bewußtſeyn, daß er ohne ſorgfältiges Pflügen gar nichts ernten würde, bis zur Aengſtlichkeit allen Fleiß anwendet. Wie doch der Ruhm auf viel gewonnene Schocke ſo verſchieden iſt! — Wenn aber ein Acker von Natur viel Kraft hat und ihm durch Düngung von Zeit zu Zeit das wieder gegeben worden, was ihm durch den Pflanzenbau entzogen ward, ſo kann es wohl nun Fälle geben, wo ein nachhaltender üppiger Trieb viel Stroh aber in dieſem wenig Körner producirt wird, z. B. wenn man mit dem Dünger etwas zu ſtark gekommen iſt. Die Felder um Artern (ſogenannte goldene Aue), verſicherte mich vor einigen Jahren ein daſiger Landwirth, müßten, wenn ſie Brache gelegen hätten, vorerſt mit Sommerrübſen beſäet und dadurch gemildert werden, ehe man ſie mit Roggen beſtellen könnte.

Die Erklärung hierzu iſt nicht ſchwer. Ein Erdreich, das entweder von Natur geiler iſt, als

der

der Roggen zu seinem bessern Gedeihen verlangt, oder durch einen zureichlichen Düngerschlag mit einem Male aus dem richtigen Verhältnisse gebracht worden ist, wirkt gleichsam mit einer übermächtigen Macht auf die Pflanzen, die in seinem Schoße keimen und alle Perioden des Wachsens darauf beginnen. Die Konstruktur dieser getriebenen Pflanzen wird nicht nur schon beim Keimen eingeleitet, sondern auch in der Folge möglichst unterhalten. Schon mit bloßem Auge nehmen wir wahr, daß alle Theile der Pflanze viel größer und die Gefäße derselben viel weiter sind, als wo jener mächtige Trieb fehlte. Alles ist gröber oder roher, d. i. von der Natur weniger verarbeitet. Es ist Ueberfüllung, es ist Mastung, und was die Mastung auf den gesunden Zustand überhaupt vermag, ist bekannt. Allein die vollkommene Ausbildung des Kerns setzt jedesmal den vollkommensten gesunden Zustand der Pflanze voraus. —

Eine genaue Erfahrung hat mich auch hierinnen zur Gewißheit gebracht. Ich will nur eine einzige Thatsache anführen. Ein Müller, der auf seine Brennerei eine starke Viehmastung hielt, gewann vielen und fetten Dünger. Diesen brachte er auf seine wenigen Felder, die ihm auch anfänglich von Jahr zu Jahr ergiebigere Ernten an Körnern und Stroh gewährten. Sie hatten einen trefflichen Aue-Boden, und waren daher von der

Be-

Beschaffenheit, welche sich überhaupt zur nachhaltenden Geilung eignen. Endlich brachten seine in die höchste Kraft gebrachte Aecker zwar viel Stroh, aber wenig Körner. Die Halme waren ungemein lang und stark, und trieben sehr lange Aehren mit ungefähr 70 Körneransätzen, da auf den benachbarten Aeckern nur 60 bis 64 waren. Allein ein grosser Theil der Körneransätze blieb leer, oder blühte nicht einmal. — Es ist hier derselbe Fall, wie bei üppig wachsenden Bäumen, welche erst dann blühen und vollkommene Früchte bringen, wenn sich die Uebermenge des Saftes mindert.

Dieser Erfahrung entgegen stellt man Beispiele auf, wo magere Aecker viel Stroh und wenig Körner brachten. Auch diese Erfahrung ist leicht zu erklären, aber aus ganz andern Gründen, als beim vorigen Falle. Die wirkenden Ursachen sind einander entgegengesetzt. Dort war es die Uebermenge der Geilung, hier der Mangel der benöthigten, was die Wirkung verursachte. Es ist kaum zu verkennen, daß, wenn ein Acker nicht bis zur Reife des Roggens nachhaltende Kraft hat, der letztere kurz vor der letzten Vegetations-Periode, in der Entwickelung und Ausbildung des Kerns leide, und sonach wenigstens die Körner zusamme schrumpfen. Die Blichfelder geben uns hierzu die Belege. Gelangt aber der Same nicht

zu

zu seiner Vollkommenheit, so wird er auch nie das Maß füllen.

Ferner wirft man den Kartoffelfeldern vor, daß sie viel Stroh und wenig Körner gäben. Daß sich hier der Fall wirklich öfters ereignet, ist wieder nicht zu läugnen. Allein wenn man dem Satze allgemeine Gültigkeit beilegen will, so thut man sehr Unrecht, indem man ganze Landesstriche findet, wo man auf den Kartoffelfeldern wohl den schönsten Roggen erzielt, der sein vollstes Maß Körner schüttet, wie das dort wohl immmer der Fall seyn dürfte, wo das Erdreich ein strenges lehmiges Feld ist. Wir müssen daher die Beschuldigung nur auf einen sehr lockern Boden beschränken. Da nun derselbe durch die Behandlung der Kartoffeln zu locker wird, als daß er sich gehörig setzen kann, so verkümmern in demselben die Roggenpflanzen, meistens schon im Spätherbste. Erlangen sie aber das Frühjahr, so treiben die Stöcke viel Hälme, die auch zur Perfektion kommen, wenn die Witterung zusagt, d. i. nicht zu trocken ist. Fällt aber anhaltende Dürre ein, so trocknet das Erdreich alsbald aus, die Wurzeln finden in demselben zu wenig Unterstützung. Es ist natürliche Folge, daß viele Hälme, wenn sie noch im Schossen sind, zurückbleiben und der Stock die wenige Kraft den stärksten Hälmen zuführt, und weil diese auch höher in die Luft reichen, aus dieser sich zum Nachtheile

der

der tiefer stehenden die Nahrungstheile verschaffen. Sey es, daß diese nur begünstigten Hälme voll an Körner werden, so werden sie doch nie den Ausfall decken, welcher bei den zurückgebliebenen Statt findet.

Noch ferner werden die Kleeäcker des angezogenen Fehlers beschuldigt. Vielleicht wollte man das Maß von Beschuldigungen gegen die Kleeäcker voll machen, welche man seit beinahe einem halben Jahrhunderte mit und ohne Genie zur Sprache gebracht hat. Es wäre wohl zweckwidrig, wenn ich es hier übernehmen wollte, zu beweisen, daß diese Beschuldigung grundlos sey, zumal, da es jetzt Oekonomen genug gibt, welche kraftvoll dem Kleebau das gebührende Lob preisen.

Und endlich hat man noch die Säezeit als Ursache des geringen Körnerbaues anzugeben gesucht. Allein auch hier bedarf es keines besondern Beweises, daß weder das frühe noch späte Säen unbedingt wirkende Ursache seyn könne. Die Erfahrung hat an Ort und Stelle dem aufmerksamen Landwirthe dargethan, welche Säezeit in seiner Wirthschaft die beste sey. Allein nirgends wird man beweisen können, daß Abweichungen von der Ortsregel nicht vortreffliche Ernten veranlaßt hätten. Ich mußte 1806 noch am 3. Decbr., durch

unvorhergesehene Umstände bewegt, etliche Acker Kartoffelfeld mit Roggen besamen, dieß gab im folgenden Jahre gegen den früher (vom 8. Septbr. bis 2. Oktbr.) gesäeten den körnerreichsten Roggen auf dem ganzen Gute.

Allgemeiner, als die eben aufgestellten Beschuldigungen scheint mir das zu seichte Bestellen der Aecker zu seyn. Es kann hier zu keinem Zwecke dienen, bestimmen zu wollen, wie tief man einen Acker, den man mit Roggen besamen will, bestellen müsse. Beachtet man die Lokalität ernstlicher, als daß man dem hergebrachten Glauben huldigt, von dem man sich freilich nicht eher losreißen kann, als bis die angeerbten Meinungen einer sachverständigen Prüfung unterworfen worden, so wird man wohl so ziemlich allgemein die richtige Tiefe zu finden wissen. Beiläufig gesagt, aus Fellenbergs Schule wird hoffentlich in dieser Hinsicht eine revidirte Lehre hervorgehen und dieselbe vor dem bisherigen Schwanken sichern.

Die Ackerkrume, d. i. das Erdreich, welches durch die Ackerwerkzeuge von Zeit zu Zeit gelockert wird, macht, wenn auch seltener in der Mischung, im Vergleiche mit der unter derselben liegenden Erde, für sich eine eigene nie zu verkennende Beschaffenheit, mit andern Worten, es nimmt eine

aus-

andere Natur an, ist lockerer, fruchtbarer. Der Unterschied ist noch zu erkennen, wenn auch schon längst keine Auflockerung und Begeilung mehr geschehen, sondern das Feld zum Graswuchse u. s. w. ausgelegt worden ist. Man nennt sie daher auch Pflanzenerde, denn in ihr verbreiten sich nur die Wurzeln der Getreidearten. Kaum hat man Erfahrung, daß die Wurzeln derselben tiefer eingedrungen wären, als diese Erdkrume selbst geht. Wir betrachten den von jedem aufmerksamen Landwirthe anerkannten Unterschied, der zwischen der Erdkrume und der Unterlage Statt findet, nur in so fern, als sich die Verhältnisse für die Roggenpflanze darthun.

Ist die Schichte der Erdkrume dünne, so ist auch die dem Acker mitgetheilte Geilung nur auf diese beschränkt, denn die Unterlage ist wenigstens in der Regel zu fest, als daß sie die Geilung aufnehmen könnte. Regen, Wind Wärme und Frost durchgreifen die lockere und dünne Krume bei dem geringsten Andrange. Sie vermindern augenscheinlich die Geilung. Wasser und Luft nehmen sie auf und entführen sie dem Acker auf immer. Die sprossenden Pflanzen verzehren so viel sie bedürfen oder so viel als ihnen übrig bleibt. Gewöhnlich langen sie den Herbst damit aus, denn unter so gestalteten Umständen ist der Acker vor dem Winter

erschöpft. Der Winter gibt nun zwar dem Acker neue Kraft, allein diese reicht in der Regel wohl nicht viel weiter, als daß sie den Reiz zum Frühlingswachsthume der Saat vollendet. Nun aber tritt die Periode ein, wo die Pflanze nach Anordnung der Natur die mehrsten Kräfte bedarf, um Wurzeln, Blätter, Hälme und die inne liegende Aehre zu bilden, was jetzt die Natur mit großer Schnelligkeit und Andrang zu bewerkstelligen beabsichtigt. Nun kommt noch dazu daß jetzt die Ausdünstung stärker als vorher ist. Dieser Abgang will ersetzt seyn, und wird ersetzt, so lange der Acker selbst etwas herzugeben hat. Auch muß man in Anschlag bringen, daß die Pflanzen, sobald sie sich erhoben, mehr in der Luft als vorher sind. Der Trieb muß von der Wurzel aus stärker seyn, um den nöthigen Druck geben zu können, welcher nöthig ist, die entferntern sich bildenden Theile mit Flüssigkeit zu versehen. Ferner ist die Atmosphäre warm, und die Gefäße, deren Zahl an einem Halme in die Tausende geht, dehnen sich aus, öffnen sich, und erstarren, wenn die entferntere Unterstützung aufhört, und das geschieht, wenn der Boden ohne Kraft ist. Der Nachtheil auf die Ausbildung der edlern Theile, hier die Aehre, muß um so größer werden, wenn vorher die Anlage durch die Theilung des nunmehr ausgezehrten Ackers reicher gemacht und jetzt ärmlich

lich unterstützt wird. Ein veranlaßter Stillstand im Wachsthum ist jedesmal nachtheilig; und das um so mehr, wenn die Pflanze in der frühern Periode ohne Mangel heranwuchs. Ihr ganzer Gefäßbau richtet sich nach der ersten Anlage. Welcher Gärtner pflanzt auf geilem Boden erzeugte Pflänzchen in ein mageres Erdreich? — Und wer wollte bei gleichen Verhältnissen und Ursachen andere Wirkungen erwarten?

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß eine Düngung in der Regel am kräftigsten auf die Pflanzen wirkt, je neuer sie ist. Man gründet auch gewisse Regeln bei der Landwirthschaft darauf, indem man einen Unterschied macht, diese oder jene Pflanzenart in oder nicht in frischer Düngung zu bauen. Mit Recht beschuldigt man eine frische Düngung, daß sie mehr ins Stroh treibe, als den Körnerertrag vermehre.

Erwägen wir nun diese im Allgemeinen erwiesene Erfahrung, wie wir auch nicht anders können, so muß uns auch einleuchtend seyn, daß ein seicht bestellter Acker, wenn er frisch begeilt ist, die Erscheinung, welche wir unter dem Ausdrucke viel Stroh und wenig Körner begreifen, veranlassen müssen. Denn die Geilung bewirkt eine reichere Anlage der Pflanzen, diese wird aber für die Ausbildung nicht weiter unterstützt, weil es dem

Acker

Acker an nachhaltender Kraft fehlt, und das oben erläuterte Mißverhältniß tritt unvermeidlich ein, wo denn das Resultat kein anderes seyn kann, als daß die Pflanze am Ende nicht die erwünschte Vollkommenheit erlangte, mit andern Worten, es muß ein Deficit des Körnerertrags die Folge seyn. — Freilich wird hier mancher meiner Herrn Kollegen lächeln, ich bin aber gewiß, daß man mir unbedingt Beifall schenken würde, wenn ich ihnen meine mühsamen Untersuchungen darüber so klar und anschaulich vorlegen könnte, als sie mir deutlich sind. — Und ist es unsere Roggenpflanze nicht werth, daß wir sie schärfer ansehen, als es bisher geschehen zu seyn scheint! Kann es für den Landwirth ein ehrwürdigeres Studium geben, als die Natur in ihrer Wirkung erforschen?

Doch ich muß einlenken, um den angezogenen Gegenstand noch im Kontraste zu erwägen. Ich meine, daß wir die beziehende Beschaffenheit eines Ackers, welcher eine tiefe Krume hat, näher betrachten müssen.

Es ist wiederum eine bekannte Erfahrung, daß ein Acker mit tiefer Erdkrume weder von den Einwirkungen der Luft, der Wärme, Regen und Frost im Vergleich gegen einen seicht gepflügten leide, noch die Heilung so schnell entlasse. Es verräth

Man-

Mangel an genauer Beobachtung, wenn manche Schriftsteller behaupten, die Wurzeln des Getreides gingen nie tief, oder sie haben nur seichte und magere Aecker allein vor Augen gehabt. Findet der letzte Fall Statt, so bin ich Bürge dafür, daß eine Roggenpflanze weder die senkrechten Herbstwurzeln tief treiben noch die vertikalen Sommerwurzeln weit umher verbreiten werde. Man beobachte dagegen einen gleichartigen anliegenden aber tief gepflügten Acker. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich hier meine Wahrnehmungen aufstellen und erläutern wollte, ich setze gewiß nicht mit Unrecht einen großen Werth darauf, und werde vielleicht im nächsten Hefte unsers Archivs diesen Punkt ausheben und ins Licht stellen.

Die Wurzeln des Roggens verhalten sich in ihrer Stärke und Länge nach der Beschaffenheit des Erdreichs, welches ihnen zugetheilt ist. Ist z. B. eiu Acker tief an Krume, so dringen die Herbstwurzeln auch tief ein, und unterstützen, man erlaube mir diesen Ausdruck, die Pflanze in allen Gefahren der Witterung. So ist es denn auch wieder mit den Sommerwurzeln, die bei unserer Untersuchung hauptsächlich berücksichtigt werden müssen. Finden sie z. B. Krume genug, so werden sie nicht nur stärker und länger, sondern sie machen auch willkührliche Richtungen, damit

sie

sie denen der benachbarten Pflanze ausweichen. Da nun in einer tiefen Erdkrume sich die Seilung senkt, und sich so in einen ruhigen Zustand versetzt, so daß ihr die Wirkung der Witterung wenig oder nichts an hat, die Pflanzenwurzeln aber durch sie tiefer hinabgeführt werden, so ergibt sich ohne weitere Beweise der dadurch bewirkte vortheilhafte Erfolg von selbst.

Endlich wird ein schwerer Fetter Boden beschuldigt, daß er mehr Stroh als Körner producire. Man sagt, der Roggen lagere sich auf demselben mehr, als auf einem andern. Zur Vermeidung dieses Uebels hat man vorgeschlagen, ihn spät zu besäen. Ich habe darüber keine Erfahrung, und muß diese Beschuldigung unangetastet lassen.

Friedrich Pohl.

Oeko-

Oekonomische Zeitung.

1. Erfahrung und Anfrage, die Fischerei betreffend.

In dem Buche von K. Ferd. Gräfe über die Salinische Eisenquelle im Selken-Thale (auf dem Harze), Leipzig, bei Köhler 1809, wird die Bemerkung gemacht, daß wo die Quelle ihr mineralisches Wasser in die Selke hin ergießt, die Fische gänzlich mangelten, ob dieser Fluß nach oben zu den Strom aufwärts, gleich sehr fischreich sey. Diese Thatsache ist sehr wichtig. Es fragt sich nun, ob in den Gebirgen, wo Mineralquellen so gar selten nicht sind, gleiche oder ähnliche Erfahrungen gemacht worden sind? Hat man z. B. wahrgenommen, daß bei manchen solcher Quellen, entweder wie im Selken-Thale, gar keine Fische, oder nur gewisse Arten, wahrgenommen? Und fand man diese, wie war ihre Beschaffenheit in Ansehung des Wachsens, ihres Geschmackes? Anfragender glaubt, daß die Sache Werth genug habe, um darüber Untersuchungen anzustellen. Denn es können

nen mögliche Fälle eintreten, daß sich Mineralquellen in Teichen erheben oder ihr Wasser dahin ergießen.

2. Anfrage.

Welches sind die Fabrik-Pflanzen, außer dem Tabak, der Oelsaat und dem Flachse, welche man bei jetzigem niedrigen Preise der Getreide mit wahrhaftem Gewinn erbauen sollte, und welches ist ihre Kultur?

9. Gelehrte Gesellschaften und Preisvertheilung.

a. Die königl. Sächs. Thüringische landwirthschaftl. Gesellschaft in Langenfalza hat auf die im Jahr 1808 und 1809 aufgegebene Preisfrage:

„Wie sind die Meleration der liegenden „Gründe richtig zu bestimmen, und nach welcher Norm sind dieselben zu vergüten?“

sieben Abhandlungen erhalten. Nach vorgängiger sorgfältiger Prüfung der sämmtlichen eingegangenen Abhandlungen, wurde von der Gesellschaft der Abhandlung Nr. 7 mit dem Motto: „Gut Ding will Weile haben“ — als der vorzüglichsten der Preis zuerkannt, und nach Eröffnung des Devisen-Zettels wurde Clemens Karl Rudolph Käker, Oekonom in Diensten des Fürsten Karl Salm zu Blansko bei Brünn in Mähren, als

ge-

gekrönter Preiserwerber befunden, und demselben die darauf ausgebotene Prämie zu 30 Thlr nebst dem Ehren-Diplom zugesandt. Unter den übrigen 6 Abhandlungen haben sich nächst obiger, Nr. 1 mit dem Mutto: „Es ist leichter, Schwierigkeiten zu machen, als sie zu heben" und Nr. 3: Libens animus pro re; Nr. 4: Sic mihi persuasi, sic sento, noch ebenfalls vorzüglich ausgezeichnet. Die Herren Verf. derselben werden hiermit ersucht, wenn es ihnen gefällig ist, der Gesellschaft ihre Namen bekannt zu machen, um selbige, zum Beweise der Hochachtung von Seiten der Gesellschaft, zu Mitgliedern aufnehmen zu können.

b. In Baiern ist ein landwirthschaftlicher Verein zur Beförderung der praktischen Landwirthschaft und der damit in näherer Verbindung stehenden Gewerbe errichtet worden, nach einem Plane, der dazu von einigen Gutsbesitzern und andern Freunden der Landwirthschaft unter dem 24. Mai der Regierung überreicht und von dieser am 30. Decbr. 1809 genehmigt worden ist. Sie besteht aus ordentlichen, außerordentlichen und Ehrenmitgliedern. Die Bemerkungen und Erfahrungen dieses landwirthschaftlichen Vereins werden in einem besondern Wochenblatte niedergelegt. Jede Kreisstadt des Reichs ist der Vereinigungspunkt einer monatlichen Bezirksversammlung. In der

Haupt-

Hauptstadt ist die Hauptkommittee, die aus 90 ordentlichen Mitgliedern besteht.

4. Ehrenbezeigungen.

Herr Johann Büttner, Pfarrer zu Oeslingshausen im Coburgischen, ist von der allgemeinen kameralistisch-ökonomischen Societät zu Erlangen zum korrespondirenden Mitgliede aufgenommen worden.

Der bisherige königl. Baierische Forst-Inspektor, Herr von Seuter (Verfasser der trefflichen Schrift: Versuch einer Darstellung der höhern Landwirthschaftswissenschaft), ist zum königl. Würtembergischen Forstmeister ernannt worden.

Am 5. Juni vor. J. ertheilte die medicinische Fakultät zu Gießen dem Professor der Thierarzeneikunde zu Wien, Herrn Hieronymus Waldinger, zum Beweise der Anerkennung seiner Verdienste, die höchste Würde in der Medicin.

Am 16. Juli ertheilte die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Warschau dem Güterpachter bei Kalisch, Herrn Karl Klotz, eine goldene Medaille von 50 Dukaten am Werthe, als Belohnung auf die beste Beantwortung der Preisfrage: Welches sind die Ursachen der Viehseuche in Polen, und welches die Mit-

Mittel dagegen? Es waren überhaupt fünf Abhandlungen eingegangen.

5. Todesanzeige eines Verdienstvollen.

Am 10. Decbr. vor. J. vollendete zu Erlangen sein thätiges und ruhmvolles Leben der königl. Preuß. Hofrath, Her. Dr. Johann Christian Daniel von Schreber, erster Prof. der medicinischen Fakultät an der Universität, der er seit 1770 als Lehrer sehr genützt hat, und Präsident der Akademie der Naturforscher, für die er sehr thätig wirkte, in einem Alter von 72 Jahren. Die Landwirthschaft verdankt ihm so manche nützliche Entdeckung, und seine Beschreibung der Gräser ist ein klassisches Werk, nur schade, daß es von der Meisterhand nicht vollendet ward.

6. Verkauf oder Verpachtung.

Das Rittergut Storkau, 1 Stunde von Weißenfels und 2 Stunden von Naumburg gelegen, soll von jetzt an aus freier Hand verpachtet oder verkauft werden, im letztern Fall kann auch ein Theil der Kaufsumme stehen bleiben. Weitere Nachrichten geben der Herr Kammer-Kommissär Patzschke und Herr Advokat Reinstein in Naumburg.

7. Anerk

7. Anerbieten.

Ein junger Oekonom, der schon seit vier Jahren in einer rühmlichst geführten Wirthschaft gewesen und sich ein gutes Zeugniß seines Principals erworben hat, wünscht anderweit seine Anstellung zu finden. — Sein Principal hat mir über dieses Subjekt mündlich die empfehlendste Nachricht gegeben, woraus ich hier einiges näher anziehen will. M. N. ist von sehr guter Erziehung, hat seltene Schulkenntnisse, ist in den Federarbeiten sehr geübt und insbesondere ein fertiger Rechner, ist sehr fleißig und in seinen Geschäften pünktlich. Auch darf ich, was manchmal Werth hat, hinzusetzen, daß er ein ansehnliches Vermögen besitzt. Nachweisung gibt

Fr. Pohl.

8. Anzeige neuer Schriften.

Folgende beide Schriften zeigen wir mit wahrer Freude nur nach dem Inhalte an, indem sie unserer Empfehlung nicht bedürfen.

1. A. Thaer Grundsätze der rationellen Landwirthschaft. Dritter Band. gr. 4. Berlin, Realschulbuchhandlung. 1810.

Dieser Band enthält den mechanischen Theil des Landbaues: die Lehre von den Ackerwerkzeugen und ihrer zweckmäßigen Konstruktion, von der Arbeit der Beackerung selbst und den mannigfaltigen

Mo-

Modifikationen derselben zur Erreichung des jedesmaligen Zweckes. Dann von der Urbarmachung und der Behandlung des Umbruchs, und von den Einhägungen der Grundstücke. Darauf folgt die Lehre von den Abwässerungen und Trockenlegung der Felder, der Moore und Brücher, und Abfangung der Quellen, an welche sich die von der Bewässerung anschließt. Von letzterer geht der Vortrag auf die Abschwemmung der trockenen Anhöhen in sumpfige Niederungen und die dadurch hervorzubringenden geschwemmten Wässerungswiesen über; welches Alles durch Figuren auf 13 Kupfertafeln erläutert ist. Sodann folgt die Lehre von den Wiesen, ihren Arten, ihrer Anlage, ihrer Verbesserung, ihrer Benutzung; und endlich von den Weiden und Hütungen.

Die Herren Pränumeranten werden ersucht, bei Entgegennahme dieses Bandes die Pränumeration auf den vierten und letzten zu erlegen. Zugleich werden diejenigen aufgefordert, welche noch mit der Zahlung für den dritten Band oder gar für den zweiten noch im Rückstande sind, solche zu entrichten, indem theils zur Erhaltung der Ordnung, theils wegen möglicher Unsicherheit des Empfanges auf dem bisherigen Wege, die Absendung nicht früher Statt haben kann. Es wird wiederholt hierbei erinnert, daß die Zahlung sämmtlich an die Realschulbuchhandlung geleistet wird. Der Pränumeras

merationspreis für alle vier Bände ist nun 4 Holländ. Randdukaten, nnd bleibt noch bis zu Anfange des Januars 1811 offen. Späterhin tritt der Ladenpreis von 18 Thlr. 16 Gr. unabänderlich ein.

2. Emanuel Fellenberg, landwirtschaftl. Blätter von Hofwyl. Drittes Heft. Mit 12 Kupfertaf. Aarau, bei Sauerländer. 1811. 212. (1 Thlr. 12 Gr.)

Inhalt: Anmerkung des Hersausgebers; Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über das Institut zu Hofwyl; Rede des Vorstehers desselben an die Landwirthschaftsbeflissenen; über die Mittheilung der landwirthschaftl. Geräthschaften von Hofwyl; Beschreibung derselben; chemische Beleuchtungen einiger landwirthschaftl. Aufgaben; landwirthschaftl. Bericht v. J. 1809. Miscellen; Würdigung der landwirthschaftlichen Litteratur.

9. Litterarische Anzeige.

Die Gebrüder Gädicke in Berlin haben neulichst bekannt gemacht, daß von dem bekannten Dietrichschen Lexikon der Gärtnerei und Botanik der 10. Band erschienen und nun das Werk vollständig sey. Sie wollen dasselbe noch eine kurze Zeit für den Pränumerationspreis von 22 Thlr. 12 Gr. oder 40 Fl. 30 Kr. Rheinisch ablassen.

Abhandlungen.

I.

Beobachtungen und Versuche, die Oxidirung des Bodens, als eine Hauptursache seiner Fruchtbarkeit betreffend.

Von

Alexander von Humboldt.

Folgende äußerst gehaltreiche Abhandlung verdanken wir dem scharfsinnigsten Naturforscher unserer Zeit, und wurde uns von einem eben so fleißigen als gemeinnützigen Korrespondenten mitgetheilt. — Ich kann zwar voraus sehen, daß manche Leser dem rein wissenschaftlichen Vorträge entweder nicht oder nur mühsam werden folgen können, in dem er genau Bekanntschaft der neuern Chemie und Physik voraussetzt, die nicht jedes Landwirths Eigenthum sind; doch dieß sey! was anfänglich noch so abstrakt vorgetragen werden muß, wird nach und nach populair, und geht durch eingeleitere Anwendung doch endlich in die gemeinste Sphäre über, wird gemeinnützig, wenn es auch in einem Zeitraume von zwei oder drei Jahren nicht geschieht und geschehen kann. Wer bisher sich durch das Studium der Thaerschen Grundsätze des Ackerbaues und der wenigen Bücher, welche

wir außer diesem klassischen Werke, zur Zeit erst haben, an einen rein wissenschaftlichen Vortrag gewohnt hat, wirds sicherlich vermögen, nachstehende Abhandlung mit höchsten Nutzen zu studiren. Sie enthält sehr wichtige Beobachtungen und erklärte Versuche über die Anziehung, Ansaugung (Absorbtion), des Sauerstoffes der Pflanzenerden. Herr von Humboldt war meines Wissens auch der erste, welcher diese für den Ackerbau höchst wichtige Erscheinung nach Ingenhouß bemerkte und uns vorläufig darauf aufmerksam machte. Hier ist dieses wichtige Problem des Ackerbaues und der Pflanzenökonomie erklärt und gelößt worden. Wir werden überrascht auf diesem Wege einige zwar erkannte aber nie begriffene Erscheinungen, in helles Licht gesetzt zu sehen. Mit einem Worte, wir haben einen neuen Schritt im rationellen Ackerbau gethan und können uns gewiß nicht des Wunsches erwähren, daß auch andere Zweige mit gleich umsichtlichen Kenntnissen und männlich fester Hand möchten durchgeführt werden.

Pohl.

Es gibt große Erscheinungen die uns wichtig werden, und unsere ganze Aufmerksamkeit fesseln, sobald wir sie bemerken, die aber dennoch in der Masse unserer Naturkenntniß sich isolirt verhalten. Verschiedene Entdeckungen über die Elektricität, den Magnetismus, oder das galvanische Fluidum, und eine große Aufmerksamkeit derer, welche uns die chemische Zerlegung der mineralischen Substanzen zeigt, sind von dieser Art. Noch andere Erscheinungen, die

die an sich selbst wenig auffallendes haben, und lange unsern Blicken sich entziehn, flößen Interesse ein, weil sie sich leicht an eine große Reihe wichtiger Thatsachen anschließen. Zu dieser letztern Art gehören die Versuche, von welchen hier die Rede ist. So einfach und geringfügig sie auch scheinen; so schmeichle ich mir doch, daß sie dereinst über eines der wichtigsten Probleme des Ackerbaues, und der chemischen Pflanzen-Physiologie Licht verbreiten werden. — Unter allen Ideen, welche die Betrachtung der Natur in uns hervorbringt, sind keine unserer Aufmerksamkeit würdiger, als die, welche sich auf die Kultur des Bodens beziehen. — Das chemische System der Franzosen fängt allmälig an die Geheimnisse der Pflanzen-Oekonomie, zu enthüllen. — Wir kennen bereits einige wichtige Erscheinungen, welche das Keimen begleiten; wir wissen auch Mittel anzugeben, welche es entweder beschleunigen oder verzögern, wir ahnden die Hauptursachen, von welchen die Ernährung, Absonderung und Gasrespiration der Pflanzen abhängt; allein so glänzend auch die Entdeckungen unserer Zeitgenossen sind, so bleiben doch die größten Probleme des Ackerbaues noch in undurchdringliche Dunkelheit gehüllt.

Wie wenig kennen wir die Natur der thierischen Düngung, und hauptsächlich den auffallenden Einfluß des Kalks und des Gypses, auf

das Wachsthum der Pflanzen! — Der Länderei-Besitzer begnügt sich nicht blos damit, das Samenkorn dem Boden anzuvertrauen; er will die Fruchtbarkeit dieses Bodens vermehren, er glaubt ihm das wiederzugeben, was die Wurzeln angebauter Pflanzen ihm entzogen haben. Oft zu arm, um sein Feld düngen zu können, ist er genöthigt, zu dem wohlthätigen Einflusse der Atmosphäre seine Zuflucht zu nehmen. — Die gepflügte Erde bleibt mit der Luft in Berührung. — Wie wirkt nun diese bearbeitete Erde auf die untern Lagen der Atmosphäre? —

„Durch gegenwärtige Versuche glaube ich diese Frage beantworten zu können.“ —

Von Saussure der Jüngere fand, daß man, wenn Pflanzen mit der Luft in Berührung gebracht wird, bei der Temperatur von 12 — 15°. des 100 gradigen Thermometers sich Kohlenstoff bildete. —

Ingenhouß entdeckte, daß diese Bildung von einer ziemlich starken Absorbtion des Origens begleitet sey. Bei Wiederholung meiner Versuche, über das Keimen in oxidirter Salzsäure, fand er, daß die Vegetation des Roggens mit dieser fruchtbarmachenden Säure geschwängert, beschleunigt wurde; diese Beobachtungen bewogen diesen erfindsamen Naturforscher die Oxidirung des Bodens als eine Hauptursache seiner Fruchtbarkeit anzusehen; diese Behauptung, welche sich auf wenige Thatsachen stützte,

ver-

verdiente unfehlbar näher untersucht zu werden. — Blos auf dem experimentellen Wege darf man hoffen, die Pflanzen-Physiologie zu vervollkommen, und sie dem Probleme des Ackerbaues zu nähern.

Ich unternahm diese Arbeit, und entdeckte, daß nicht nur Pflanzenerde, sondern auch die thonigten Erden, welche man in einer großen Tiefe findet, und was noch auffallender ist, daß die einfachen Erden, als chemische Elemente betrachtet, die Fähigkeiten besitzt, Sauerstoff zu absorbiren, und ganz reinen Stickstoff (Azôte) zu bilden. — Diese Hauptsachen werden wir hier aufstellen, und zugleich, die Wirkungen der mit organischen Ueberresten vermischten Erden, auf die sie umgebende Luft, und die Bildung der Oxide untersuchen, welche bei der Ernärung der Pflanzen eine so wichtige Rolle spielen. —

Die Pflanzenerde ist eine Mischung von:

Kohle,
Erde,
Wasserstoff (Hydrogéne),
Stickstoff (Azôte),
Phosphor,
Eisen, und
Manganes-Oxid.

Sie ist die eigentliche Wohnung organisirter Wesen; so wie auch die fruchtbare Quelle, woraus sie ihre Narung erhalten. — Die Menge Insekten, und

unter-

unterirdische Pflanzen, welche ich mehrere 100 Meter tief im Innern der Erde entdeckt habe, verschwindet, wenn man sie mit der Menge Thiere und Pflanzen vergleicht, welche die obern Lagen bewohnen. — Ueberall wo der nackte Fels der Berührung atmosphärischer Luft sich darstellt, sieht man blos

Flechten,

Warzenkraut;

und einige Baumflechten, welche seine Oberfläche bedecken. — Hieraus folgt, daß alles, was auf diese Gewächserde Bezug hat, denen das größte Interesse einflößen muß, die sich mit den großen Erscheinungen der Natur beschäftigen.

Die Pflanzenerde variirt, von ½ bis zu 14. Decimetern Dicke, je nachdem eine Strecke Land lange von Gewächsen bewohnt worden ist, und Wasserströme Theile abgesetzt haben, die andern Gegenden entzogen wurden. — Bei Vergleichung dieser verschiedenen Lagen der Pflanzenerde bemerkt man, daß die untern nicht so fruchtbar sind, als die, welche unmittelbar mit der Atmosphäre in Berührung stehen. —

Nach dem Pflügen muß die neue Oberfläche einige Zeit dem wohlthätigen Einfluß der Luft ausgesetzt bleiben, ehe man das Samenkorn dem Boden anvertrauen kann. — Diese Berührung der Atmosphäre wirkt als eine Düngung; dies hat man seit einer tausendjährigen Bearbeitung des Bodens

dens bemerkt. — Worinn besteht aber diese Wirkung der atmosphärischen Luft auf dem Boden? — Welche Theile assimiliren sich? — Einige Naturforscher glaubten dies Problem dadurch aufzulößen, wenn sie annähmen, daß das Sonnenlicht, oder die atmosphärische Elektricität, mit der Pflanzenerde sich verbinde. — Ich zweifle nicht an der Möglichkeit dieser Verbindung, aber welche Analogien beweisen ihre Existenz? — „Ist nicht der ganze Erdball beständig mit elektrischer Flüssigkeit angefüllt?" — Die Verdampfung die auf seiner Oberfläche verursacht wird, vermindert sie nicht die Last der höhern Lagen die Pflanzenerde, indeß die niedern sie behalten? —

Andere Naturforscher schreiben die Wirkung der Atmosphäre dem Einflusse des Thaues, der Nebel und des Regenwassers zu, von welchen sie irriger Weiße glaubten, daß sie mit Kohlenstoffsäure angefüllt wären. — Allein sind nicht oft alle Lagen der Pflanzenerde, oder der bearbeiteten Thonerde durchgängig feucht, obgleich ihre Fruchtbarkeit verschieden ist? — Diese Einwürfe sind dem Scharfsinne, selbst der gemeinsten Landleute nicht entgangen. — Unbekannt mit den Bestandtheilen der Atmosphäre, nehmen sie ein darinn existirendes unbekanntes dem Salpeter analoges Salz an. — Wenn wir berechtiget wären, dies Salz für den Spiritus nitro aëreus Mayow's zu halten; so könnte man sagen,

daß

daß ein glücklicher Zufall dem Landwirthe das entdeckt habe, — was chemische Erfahrung in unsern Tagen bewiesen hat.

Die Pflanzenerde in Berührung mit der Atmosphäre zersetzt ihre untern Lagen, sie absorbirt den Sauerstoff, welcher seine Elasticität oder seinen gasartigen Zustand verliert, und sich als Oxid mit der Kalkerde, der Thonerde, dem Kohlenstoff, dem Wasserstoff, dem Phosphor, dem Stickstoff, und vielleicht selbst mit dem Eisen, und dem Manganes verbindet, welchen Bergmann, Rückert, Fourcroy und Hassenfratz in ihren Untersuchungen der Pflanzenerde gefunden haben. — Eine Menge Thatsachen beweisen uns, daß das Oxigene die wichtigste Rolle, in der thierischen- und der Pflanzen-Oeconomie spielt, und daß die Anhäufung desselben, ganz besonders die Entwickelung der organischen Theile beschleuniget. — Die Entwickelung der Schlüsselblume — Primula veris officinalis L. — kann in gewissen Fällen um $\frac{2}{10}$ beschleuniget werden. —

Da die Wirkung des Oxigens sich auch sehr lebhaft hierbei äußert, sind wir dann nicht genöthiget, mit Ingenhouß der Analogie gemäß anzunehmen, daß die Oxidation der Pflanzenerde, ohne ihre Eigenschaft zu absorbiren das Oxigen, hauptsächlich während der Bearbeitung des Bodens wirke? — Die oxidirbaren Grundstoffe, welche die Ueberreste

von

von Gewächsen und Insekten beständig mit dem Erdreiche vermischen, die Kalk- und Thonerde, die nicht weniger oxidirbar sind, bemächtigen sich vielleicht des Origens, es sey nun, daß diese Erden selbst oxidirbar sind, oder daß sie origenirtes Wasser bilden. — So wie sich die Säuren mit doppelter oder dreifacher Basis leichter, als die mit einfachen Grundstoffe zersetzen lassen, so werden auch die Pflanzenwurzeln leichter der Verbindungen, des Wasser- Sauer- und Kohlenstoffs (Carbones d'hydrogénes oxydés) als Wasser, oder Kohlenstoffsäure zu zersetzen fähig seyn. —

Das Wasseroxid, ist von dem Wasser in festen Zustande sehr verschieden. — Es ist eine Verbindung, worinn sich der Wasserstoff vielleicht noch in größerer Menge als der Sauerstoff verbindet. Der Kohlenstoff kann ebenfalls, als reiner Kohlenstoff, als Kohlenstofforid, als Kohlenstoffsäure, und vielleicht selbst als origenirte Kohlenstoffsäure existiren. — Ich glaube sogar, daß die große Verschiedenheit der Pflanzenkohle und des Diamanten nicht sowohl in der Mischung des Kohlenstoffs, mit den kalischen und erdigen Substanzen, als in seinem Zustande der Oxidation bestehe. — Die Pflanzenkohle enthält vielleicht blos Kohlenstofforide und oxidirten Kohlenwasserstoff (Carbones d'hydrogéne oxydé) indeß der Diamant blos der reine nicht oxidirte Kohlenstoff zu seyn scheint. Diese Einfachheit macht, daß er so

schwer

schwer zu behandeln ist, da jede etwas zusammengesetzte Substanz durch ein Spiel der doppelten Verwandschaft wirkt. —

Die Existenz der Kohlenstoff-Oxide ist nicht nur durch die in dieser Abhandlung aufgestellten Versuche; sondern auch die großen Erscheinungen der unteridischen Meteorologie bewiesen. Die Gänge in den Torfgruben enthalten sehr häufig vieles Stickgas (Azôte) und wenig Kohlenstoffsäure. — Das Oxigen der atmosphärischen Luft wird durch die Kohle absorbirt, und diese neue Mischung erhält sich im festen Zustande. — Das Kohlenstoffoxid mit mehr Oxigen verbunden, bildet die Kohlenstoffsäure, und diese Säure mit Sauerstoffgas gemischt, kann man in gewisser Hinsicht, für eine oxigenirte Kohlenstoffsäure ansehen. Die Affinität des Kohlenstoffs zum Oxigen ist so stark, daß diese Mischung sich schon dem Zustande einer chemischen Verbindung nähert. — In einem Gas, welches aus 0,75 Oxigen, und 0,25 Kohlenstoffsäure besteht, löschen die Lichter aus; einer Erscheinung die nicht statt finden könnte, wenn die 75 Theile Oxigen in einem freien Zustande darinn existirten.

Ich habe geglaubt, diese Idee über dem Wasser- und Kohlenstoff darstellen zu müssen, da die Oxide eine so wichtige Rolle in der Meteorologie und Oekonome organisirter Wesen spielen. — Drei thierische Substanzen können aus denselben Quantitäten

vom

vom Origen, Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff zusammengesetzt, und dennoch ihren chemischen Eigenschaften nach sehr verschieden seyn. — In der einen verbindet sich der Stickstoff mit dem Wasserstoff, und bildet eine dem Ammonium analoge Mischung, die mit dem Kohlenstofforid verbunden seyn wird. In der andern verbinden sich der Kohlenstoff und Wasserstoff im öligten Zustande, und der Kohlenwasserstoff (Carbone d'hydrogéne) ist oxidirt, wie der Stickstoff. Die dritte Substanz zeigt eine bloße Mischung der Kohlenstoff-, Stickstoff- und Wasserstofforide. — Verschiedene Erscheinungen zeigen uns diese sehr hervorstehenden Verschiedenheiten, und wir ahnden sie gleichsam, ohne daß die chemischen Zerlegungen, bis jetzt über den Zustand der Verbindungen, in welchen die Elemente sich vereinigen, hätte entscheiden können.

Mit den Pflanzenerden die so verschieden an Fruchtbarkeit sind, ist es derselbe Fall. Im Ganzen genommen, habe ich bemerkt, daß die schwärzesten, fettesten, und die, welche den stärksten Geruch haben, die atmosphärische Luft am schnellsten zersetzen. — Allein ich habe auch andere gefunden, die zwar dem Anscheine nach magerer, und weniger kohlenstoffhaltig waren, und dennoch nicht weniger Origen absorbirten. — Wenn eine Erde um desto fruchtbarer ist, jemehr sie Origen absorbiren kann; so hängt ihre Fruchtbarkeit nicht von der Quantität der

oxidir-

oxidirbaren Grundstoffe, nicht von der Quantität, Kalkerde, Thonerde, Kohlen- Wasser- und Stickstoff, die man darin bemerkt, sondern von dem Zustande der Verbindung ab, nach welchen diese Basen sich vereinigen, und der sie zur Zersetzung der Atmosphäre mehr oder weniger geschickt macht. — Diese Betrachtung zeigt uns, warum der Chemiker nur selten, die Wünsche des Landwirths befriedigen kann, und warum die genaueste Zerlegung zwei an Fruchtbarkeit äußerst verschiedenen Erden dieselben Elemente zueignet. — In der Naturlehre so wie überhaupt in jeder Wissenschaft hat man schon viel gewonnen, wenn man nicht allein die Grenzen kennt, über welche hinaus man sich nicht wagen darf; sondern auch, wenn man einsehen lernt, was uns hindert, sie zu überschreiten.

Der Bürger Candole aus Genf, den wir schätzbare Aufklärungen über die Ernärung der Baumflechten verdanken, hat die Versuche mit der Pflanzenerde in Berührung mit dem reinen Sauerstoffgas wiederholt. — Er versichert, daß er von Stunde zu Stunde die Absorbtion desselben durch die Pflanzenerde bemerkt habe. — Da er Samenkörner in die Erde säte, die durch Berührung dieses Gases oxidirt waren, und das Keimen derselben, mit dem, in dem Stickstoffgas verglich; so erstaunte er über die auffallende Wirkung des Oxigens. — Von dieser Wirkung wird er in einem

Werke

Werke über die Pflanzen-Physiologie, worin er mit vielem Fleiße arbeitet, Beweiße aufstellen.

Die bis jetzt angeführten Thatsachen dienen zur Erklärung anderer Erscheinungen in der vegetabilischen und thierischen Oekonomie. — Die Luft in den Zwischenräumen der Pflanzenerde ist ungemein stark azotirtes Gas. Die Würmer und Insekten, welche in dem Innern dieser Erdlagen leben, athmen demnach ein, mit 0,05 bis 0,07 Sauerstoffgas, geschwängertes Stickstoffgas ein. Da sie an diese unreine Atmosphäre gewöhnt sind, so bringt die Berührung des Sauerstoffgases, oder jeder der andern Luft, die dasselbe enthält, die Wirkung der stärksten Reinigungsmittel an ihnen hervor. — Die Regenwürmer — Les lombries — die Larven des Tenebrio molitor L. — und mehrere Arten der Malaë sterben eher unter der Glocke mit Oxigen, als in einem Wasserstoffgase, daß so unrein ist, daß der Phosphor darinne leuchtet. Mit den Pflanzen, deren Blätter und Stengel, in die atmosphärische Luft sich erheben, ist es derselbe Fall, indeß ihre Wurzeln von einem Stickstoffhaltigen Gas umgeben sind.

Die Landleute haben schon längst bemerkt, daß für die Pflanzen nichts nachtheiliger ist, als die Wurzeln von Erde entblößt, der freien Luft auszusetzen. — Diese Gefahr rührt nicht von der Trokkenheit

kenheit der Luft her; denn das Wasser, womit man die Wurzeln befeuchtet, schützt sie nicht vor der Gefahr die ihnen droht. — Sollte man nicht vielmehr diese der Wirkung des Oxigens auf die Theile, die seit ihrer erstern Entwickelung an einem so starken Reitz nicht gewöhnt, und mit Stickstoff umgeben sind, zuschreiben? — Es ist eine wahre Verbrennung, die von den Lichtstrahlen begünstiget wird *). — Dieselben Betrachtungen verbreiten auch Licht über einige Erscheinungen, welche die Erden und die Beete darbieten. Je niedriger und enger sie sind, jemehr wird die Luft durch Berührung der Erde mit Stickstoff geschwängert.

Ich habe den Sauerstoffgehalt der Luft bis 0,21, in Gewächshäusern von 3 Metern hoch gefunden, und welchen die Musa, die Hatrionias, oder der Gewürzarten, Scitaminicae, häufig viel Sauerstoffgas entwickelten. — Hingegen in den Gewächshäusern zu Schönbrunn bei Wien, welches die größten und schönsten in Europa sind, war die Luft so rein, als auf freiem Felde! — Die Luftmasse ist in denselben

zu

*) Wie sehr dieser Umstand einer sorgfältigen Untersuchung gewürdiget zu werden verdient, ergibt sich aus der, vom Hrn. Director Achard entdeckten Bedingung die Runkelrüben-Kultur in Rücksicht der reichlichen Zuckergewinnung betreffend. — Vergl. das chem. Journal. Th. II. S. 575.

zu beträchtlich, als daß die Pflanzenerde sie zersetzen könnte. Man darf sich nicht wundern, wenn die Pflanzen darinn das schönste Grün zeigen, indeß in der mit Stickstoff geschwängerten Luft der kleinen Gewächshäuser alles ein verkümmertes und kränkliches Ansehen hat. — Die Beete hingegen sind jungen Pflanzen sehr günstig, die, wie Ingen, housz und Sennebier scharfsinnig bewiesen haben, zu ihrer Entwickelung einer nicht so reinen Luft, als erwachsene Pflanzen bedürfen; indessen ersticken sie in bloßen Stickstoffgas, wenn man ihnen nicht von Zeit zu Zeit atmosphärische Luft gibt, und die Fenster öfnet, welche die Beete bedecken. —

Im nördlichen Europa hat man bemerkt, daß die Lungensüchtigen Erleichterung fühlen, wenn sie sich über ein offnes Beet beugen, oder wenn sie große Haufen Pflanzenerde an ihre Betten bringen.

Alle ihre leicht oxidirbaren oder eudiometrischen Substanzen, wie das Schwefelkali, die Mischung von Eisen und Schwefel, und das Salpetergas, haben die Eigenschaft das Wasser zu zersetzen; die Gewächserde und die Erden gehören zu derselben Klasse. Man kann an ihrer Wirkung auf das Regenwasser, und dem Thau, wovon sie beständig angefeuchtet wird, nicht zweifeln. — Ich schließe aus mehrern Gründen, daß in der Pflanzenerde mehr zersetztes Wasser sey, als die Pflanzenorgane besitzen. — Die große Masse von Was-

ser-

ferstoffgas die in der Gewächserde enthalten ist, muß dieser Zersetzung zugeschrieben werden, und der Wärmestoff der sich zu gleicher Zeit enthindet, erhöht die Temperatur des Bodens, und begünstiget das Spiel der Verwandschaften, wodurch die Ernärung der Gewächse bewirkt wird.

Der Bürger Chaptal hat dargethan *), daß der Kohlenstoff der im gesammten Gewächsreiche cirkulirt, in dem öligen extraktiven oder harzigen Princip aufgelößt wird, und daß alles, was diese Auflösung vorbereitet, die Entwickelung der Gewächse beschleuniget. Wenn wir die Zersetzung des Wassers durch die Erde erwägen, so sehen wir ein, daß dies öligte oder harzigte Princip schon außer den Pflanzen-Organen sich zu bilden anfängt. — Während der chemischen Wirkung, welche die Elemente der Erde beständig gegen einander äußern, verbindet sich der Wasserstoff, der nur mit einer kleinen Quantität Origen vereinigt bleibt, mit dem Kohlenstoffe, und dieser oxidirte Kohlenwasserstoff scheint den absorbirenden Wurzeln der Gewächse die reichlichste Narung zu gewähren. — Vielleicht beruht die ganze Theorie des Düngers auf diesem Princip, und vielleicht wirken die Dünger hauptsächlich durch die Natur ihrer oxidirbaren Basen, d. h. durch ihre Eigen-

*) Vergl. Memoires de l'Institut. nat. T. 1. oder Annales de Chymie. T. XXI. S. 284—293.

Eigenschaft, das Wasser, und die atmosphärische Luft zu zersetzen.

Obgleich die oben angeführten Versuche über die Absorbtion des Oxigens keinen Zweifel übrig lassen, so wäre es doch wünschenswerth, diese Absorbtion durch eine genaue Zerlegung des Sauergases vermittelst der Erde, welche denselben lange exponirt würde, darzuthun. Es wäre zu erwarten, daß dieselbe Erde, die vor der Berührung mit dem Oxigen nur 20 Cubicmeter Kohlenstoffsäure geben würde, nach der Oxidation der oxidirbaren Basen, 30 — 40 geben müßte. — Allein wenn man bedenkt, und die Natur dieses Problems reiflich überlegt, so sieht man, daß es durchaus unmöglich ist, es durch Versuche aufzulösen, denn:

α) Die Gewächserde ist so ungleich gemischt, daß 3 Zerlegungen von 3 Hectogrammen von einer und derselben Stelle genommen, ganz verschiedene Resultate geben würden. Nun ist es aber physisch unmöglich, dieselbe Portion Erde, vor und nach der Absorbtion des Sauerstoffs, zweimal zu untersuchen. Die Vergleichung kann demnach nur zwischen zwei Quantitäten Erde von gleichem Gewichte angestellt werden. Man würde nie wissen, ob die weiße Kohlenstoffsäure, welche die oxidirte Erde entbindet, dieser Oxidation, oder einer Verschiedenheit der Bestandtheile zuzuschreiben sey.

β) Da es nicht darauf ankommt, die in der Erde enthaltene Quantität Kohlenstoff, sondern den Grad ihrer Oxidation kennen zu lernen, so müßte der Versuch so angestellt werden, daß die Gewächserde mit dem Oxigen der Atmosphäre nicht in Berührung käme. Allein gesetzt auch diese Schwierigkeit würde gehoben, so würde ein Minimum von mehr oder weniger Feuchtigkeit die Resultate verändern. — Das Wasser zersetzt sich in Berührung mit den oxidirbaren Grundstoffen, und das was man den Kohlenstofforiden zuschriebe, würde von dem Oxigen des hinzugesetzten Wassers herzuleiten seyn.

γ) Die Pflanzenerde enthält keine Kohlenstofforide, wohl aber Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor, Eisenoxide und Oxide mit zwei und dreifachen Basen. —

Man würde daher schon fehlen, wenn man den Absorbtionsgrad des Oxigens durch die Erde, blos nach der Quantität Kohlenstoffsäure messen wollte. In einer hohen Temperatur werden die Oxide mit doppelten Basen, von Kohlenstoff und Wasserstoff, oder Stickstoff und Phosphor, durch ein äußerst zusammengesetztes Spiel der Verwandschaften sehr verändert. — Es bildet sich:

Wasser,

Wasser,
Salpetersäure,
Ammonium und
Oel. — Es wird aber eben so unmöglich seyn, die durch die Erde hierbei absorbirte Quantität Oxigen zu bestimmen, als es unmöglich ist, aus den Venen-Blute den Sauerstoff entbinden, den es während der Einwirkung des gasartigen aufgenommen hatte.

Die Chemie zeigt uns mehrere Fälle, wo die Zerlegung das nicht finden kann, was auf den synthetischen Wege zusammengesetzt wurde. Der grüne färbende Stoff der Pflanzen in Alkohol aufgelößt, wird durch Absorbtion des Oxigens gelb. — Ich sah die grüne Farbe zum Vorschein kommen, wenn ich dieser Auflösung Ammonium zusetzte. — Wahrscheinlich wird in dieser Veränderung durch eine Zersetzung des Ammoniums bewirkt, welches, während es Wasser bildete, dem färbenden Stoffe das Oxigen entzieht, und Stickstoffgas entbindet. — Der Theorie nach müßten wir in diesem Wasser das Oxigen wiederfinden. Aber welcher Chemiker wird einer solchen schwierigen Untersuchung sich gewachsen dünken? — Die große Menge der in der Erde enthaltenen oxidirbaren Substanzen ergibt sich aus der Quantität atmosphärischen Luft, die sie zu zersetzen fähig ist. Ich habe versucht, dieselbe Menge zu verschiedenen Malen mit der Luft in Berührung

zu bringen; ihre Wirkung wurde oft erst nach dem vierten und fünften Male geschwächt. Ein Hectogramm zersetzte nach und nach 17 Cubic-Centimeter atmosphärische Luft. — Nur das letzte Mal schien die Affinität zum Oxigen vermindert zu seyn, denn der Rückstand von Stickstoff enthält noch 0,12 desselben. Wahrscheinlich oxidiren sich die Atome des Kohlenstoffs nur auf der Oberfläche, und eine mechanische Trennung oder eine Erhöhung der Temperatur, gibt der Erde die Eigenschaft, wieder Sauerstoffgas zu absorbiren.

Das Ackern, und hauptsächlich die Sonnenstrahlen, müssen diese heilsame Wirkung hervorbringen; das erstere, indem es neue Oberfläche darbietet, letztere, indem sie den Boden erwärmen, und die Kohlenstofoxide aus dem festen Zustande in dem gasartigen übergehen lassen. Schlüßlich kann ich nicht umhin auch einem Blick auf die Bildung eines Salzes zu werfen, welches die Natur gleichsam vor unsern Augen hervorbringt, und worüber die neuere Chemie bereits viele Aufklärung gegeben hat. — Da wir die Bestandtheile der Salpetersäure so wie ihre Intität mit den Grundstoffe unserer Atmosphäre kennen gelernt haben, so wundern wir uns nicht mehr, über die Bildung der Säure, in den untern Schichten der Luft, wir halten es für möglich, daß sich unter dem Einflusse der Elektricität ein Theil der Atmosphäre in Salpetersäure verwandle; allein erklären

klären uns wohl diese Ideen warum der Salpeter häufiger auf den Thon- und Kalkartigen, als auf den quarzigen Erden hervorgebracht wird? — Warum blos die untern Regionen der Luft, die in unmittelbarer Berührung mit der Erde sind, Salpetersäure abzusetzen vermögen? — Meines Wissens hat noch kein Naturforscher diese interessanten Erscheinungen zu erklären gewußt. —

Die Länder, welche den meisten Salpeter liefern, die Ebenen von Thibet, von Ungarn, von Teutschland und Polen einerlei enthaltenden Boden, haben entweder fette Thonarten, oder eine schwarze aus Pflanzen oder Thierstoffen bestehende Erde. —

In Deutschland errichtet man auf den Feldern, Mauern von Thon (terre laise) in paralleler Richtung, auf welchen Salpeter sich von Zeit zu Zeit sammelt. — Es muß ein genaues Verhältniß zwischen der Bildung des Salpeters, und der Natur der Substanzen Statt finden, auf welchen er sich absetzt, die Thonerden absorbiren sehr begierig das Oxigene der Atmosphäre. — Selbst die, welche ihrer weißen Farbe nach die reinsten zu seyn scheinen, zersetzen die Atmosphäre sehr schnell.

In Gegenwart des Bürgers Vauquelin stellte ich folgenden Versuch an: — atmosphärische Luft welche 0,274 Oxigen enthielt, wurde in einer Röhre mit Phosphor in Berührung gebracht, und in einer zweiten, mit weißen Thon von Montmartre,

dessen

dessen wir uns in den Laboratorien zum Lutiren der Retorten bedienten. — Nach zehn Tagen wurden die Rückstände der Luft analisirt. — Der Phosphor hatte nur 0,07, und der Thon 0,10 Origen absorbirt. — Andere thonigte Erden, die von einem fruchtbaren Weizenacker genommen wurden, entzogen in 13. Tagen der atmosphärischen Luft bis 0,06 Origene. Diese Wirkung der Thonarten auf die Luft, war in erhöhter Temperatur noch auffallender. — Eben dieser Wirkung ist auch der Ursprung des Stickstoffgases zuzuschreiben, welches man in den schlechten Versuchen sammelt, die in thönernen Röhren angestellt werden, durch welche man indeß die Unrichtigkeit unserer Theorie über die Zersetzung des Wassers darzuthun sich bemüht hat. Sie verursacht die ungesunde Luft in den Wohnungen armer Leute in Norden, welche durch thönerne Oefen geheizt werden.

In der atmosphärischen Luft müssen zwei Veränderungen vorgehen, um selbige in Salpetersäure zu verwandeln, die eine bezieht sich auf den Verwandschaftsgrad, welcher die beiden Grundstoffe, das Sauergas und Stickgas vereinigt, und die andere auf das Verhältniß, nach welchen sie sich vereinigen müssen, um eine neue Verbindung zu bewirken. — Es ist in der Chemie ein allgemeines Gesetz, daß, wenn eine zusammengesetzte Substanz A. eine Veränderung der Verbindung leiden soll, diese

Ver-

Veränderung um desto leichter von statten geht, wenn eine zweite Substanz B. die Kraft der Verwandschaften, wodurch die Bestandtheile A. vereinigt werden, vermindern hilft. Die Schichten der atmosphärischen Luft, in Berührung mit der Oberfläche der Erde, sind um so geneigter, den Zustand ihrer Aggregation zu verlassen, je stärker diese Erde auf eine Basis dieser gasartigen Mischung wirkt. Die Nähe des Thons modificirt die Anziehung, wodurch der atmosphärische Sauerstoff mit dem Stickstoff vereinigt wird. In den nächsten Lagen existirt freier Stickstoff, der andern Verwandschaften folgt, als die ist, wodurch dem Stickstoff in der atmosphärischen Mischung das Gleichgewicht gehalten wird. Dieser tritt mit einer großen Masse Oxigen zusammen, und wird durch die oxidirbaren Basen des Thons, der Kalkerde unter der Pflanzenerde angezogen. — Jedes Erdtheilchen wird von einer besondern Atmosphäre (angezogen) umgeben, die mehr Oxigen enthält, als die Luftschichten worinnen wir leben. —

Indeß die letztern nur 0,28 Oxigen enthalten, befindet sich in der Atmosphäre des Thons 0,50 bis 0,60, und die Erdtheilchen zunächst der Erde, müssen reines Sauerstoffgas entwickeln. — Das Oxigen sinkt herab, um sich mit den erdigen Basen zu verbinden. — In diesem Uebergange geht wenig freier Stickstoff, der mit vielen freiem Oxigen zu-

sam-

sammentrift, in dem Zustand der Salpetersäure über. — Die atmosphärische Elektrizität scheint diese Vereinigung zu bewirken. — Die Gewitter sind zur Erzeugung des Salpeters am günstigsten, besonders die, wo die positive Elektrizität 8 — 10 Mal des Tages in den negativen Zustand übergeht, welcher oft durch Windstöße, Hagel und Regen angekündigt wird. — Ich könnte noch hinzu fügen, daß das Kali, welches die Basis des Salpeters bildet, sich nicht dem achten Theile nach in dem Thone, oder der Gewächserde befindet, worauf das Salz sich präcipitirt, daß das Wasser, welches sich auf der Oberfläche der Erde zersetzt, und dieß Kali wohl von der Berührung des Hydrogens mit dem atmosphärischen Stickstoffe herrühren, daß endlich in den großen Ebenen Cujaviens der Salpeter beständig mit salzigtsauren Natron gemischt ist, und daß ich die Bildung der Salzsäure in der Atmosphäre beobachtet habe. — Allein diese Betrachtungen würden uns in eine Sphäre führen, wo Muthmaßungen die Stelle der Thatsachen vertreten; es sollte blos bewiesen werden, wie die Nähe der Erde die Bildung des Salpeters begünstigen könne, wenn wir auch die großen Naturoperationen nicht zu erklären vermögen; so ist doch die Kenntniß der vornehmsten Agentien, die ihre anziehenden Kräfte in den unermeßlichen Laboratorium der Natur äußern, immer ein Gewinn. — Ich schmeichle mir, daß

obige

obige Versuche über diese Agentien eine Aufklärung gewähren, und daß sie vielleicht interessante Entdekkungen in Ansehung des Ackerbaues zu veranlassen vermögend seyn möchten. —

II.

Die Milchgeschäfte oder das Molkenwesen.

In einer Wirthschaft sind die Beschäftigungen, welche bei der Milch und alle dem, was von derselben bereitet wird, vorkommen, sehr wichtig. Sie verlangen viele Sorgfalt, besonders Reinlichkeit und Kenntnisse. Man überläßt sie bei uns insgemein den weiblichen Gehülfen, allein man thut gewiß nicht wohl, wenn man sich als Wirth nicht weiter oder wenig darum bekümmert. Vorausgesetzt, daß die Wirthin, welche die Aufsicht über das Molkenwesen hat, alle dazu gehörigen guten Eigenschaften besitzt, so kommen dabei doch wohl Dinge vor, auf die Frauenspersonen wenig oder gar nicht achten, und in den Folgen doch von großer Bedeutung sind. Der Landwirth muß kein Geschäft, auch wenn es den weiblichen Gehülfen zufällt, so gering achten, daß er es nicht selbst erlernen, und seiner steten Aufmerksamkeit würdigen sollte. Es hat seinen großen Nutzen, wenn man bei vorkommenden Fällen seine

Kennt-

Kenntniſſe und ſein Recht mit Würde geltend machen kann.

Das erſte, worauf der Landwirth beim Molkenweſen zu ſehen hat, iſt das Melken, ein überaus wichtiges Geſchäft. Wie oft man Kühe melken muß, hängt von Zeit und Umſtänden ab, deßhalb herrſchen darüber auch ſehr viele, ſelbſt einander widerſprechende Meinungen. Allein darinnen kommen alle Landwirthe mit einander überein, daß die Kühe rein ausgemolken werden müſſen. Denn, da den Kühen die überflüſſige Milch Schmerzen verurſacht, ſo laſſen ſie dieſelbe bisweilen ſelbſt laufen, und daß man dieſe einbüßt, iſt immer noch das wenigſte, die Kühe werden dadurch auf immer oder doch auf lange Zeit verdorben, und es hält gewiß ſehr ſchwer, wieder in Ordnung zu kommen. Den Tag drei Mal zu melken, ſcheint in der Regel hinlänglich zu ſeyn. Milkt man nur zwei Mal, ſo ſind die Zwiſchenräume zu lang, die Milchgefäße bleiben zu lange angefüllt, die Flüſſigkeit, welche Milch werden ſollte, verwandelt ſich in Blut, Fett und Fleiſch, und die Kuh hört auf viel in die Gelte zu geben. Man kann als Regel annehmen, daß durch ſparſames Melken, die beſten Milchkühe verdorben werden. Dagegen iſt es eine ſichere Erfahrung, daß die Kühe an Milchnutzung zunehmen, je fleißiger ſie gemolken werden. Es liegt dieß in der Natur der Milchgefäße, je öfterer dieſe ausgeleert werden,

deſto

desto häufiger ist der Zugang der Säfte, und desto geschwinder werden sie wieder mit Milch angefüllt. Hieraus sieht man aber zugleich, wie nöthig es ist, die Kühe rein auszumelken; denn wenn dieses unterlassen wird, so verwandelt sich die zurückgebliebene Milch in Schleim, die Milchgefäße werden verstopft, und die Kühe müssen dadurch nach und nach an Milchnutzung abnehmen. Schon aus dem Grunde sollten die Kühe jedes Mal möglichst rein ausgemolken werden, weil es eine bekannte Sache ist, daß alle Mal die zuletzt gemolkene Milch viel besser ist, als die erste. Sie enthält nicht nur die fetteste Sahne, sondern soll auch der Butter den besten Geschmack und die angenehmste Farbe geben. Die durch Nachlässigkeit im Euter zurückgelassene wenige Milch soll öfters mehr Sahne enthalten, als die gemolkene kaum absetzt. Also ist es wohl der Aufmerksamkeit werth, beim Melkgeschäfte strenge zu seyn.

Wenn die Milch gemolken worden, und ihre natürliche Wärme verlohren hat, so geräth sie sogleich in eine Gährung, durch welche sich die Theile aus welchen die Milch bestehet, scheiden. Die fetten oder öligen Theile, welche man Sahne oder Rahm nennt, begeben sich als die leichtern nach oben, die gröbern, welche den sogenannten Käsestoff ausmachen, bleiben zwar noch mit den wäßrigen Theilen, welche man Molken nennt beisammen, aber je länger nun diese Gährung dauert, um so mehr

scheiden sich auch diese von einander. Allerdings wird bei dieser Gährung, wie bei jeder Gährung, ein gewisser Grad von Wärme erfordert. Es ist daher in der Landwirthschaft ein sehr wichtiger Punkt, die Milchhäuser so anzulegen, daß der gehörige Grad der Temperatur, welche der Milch bei ihrem natürlichen Scheidungsprocesse am zuträglichsten ist, statt findet. Die sogenannten Wasserhäuser, wie man sie im Erzgebirge hat, und im vorigen Jahrgange des Archivs beschrieben worden sind, haben aus dort angegebenen Gründen viele Vorzüge vor den gewöhnlichen Milchkellern.

Um gute, wohlschmeckende Butter zu verfertigen, wird vorausgesetzt, daß die Sahne von guter Beschaffenheit sey. Die Sahne muß mit aller Vorsicht von der Milch abgenommen werden, so daß von den käsigen Theilen nicht viel dazu kommen, weil sonst die Butter krümlich wird und nicht lange dauert. Auch muß man wiederum darauf sehen, daß die Sahne nicht lange auf der Milch bleibe, weil, je länger dieses geschieht, die Butter am Geschmacke verliert. Es ist daher besser, wenn man ihn zur gehörigen Zeit abnimmt und in ein Gefäß zusammen thut. Hier setzt er dann seine natürliche Gährung weiter fort. Wenn diese anfängt heftiger zu werden und Blasen aus der Sahne aufsteigen, denn ist es Zeit, daß man zum Buttern schreitet. Ließe man ihn länger stehen, so würde er zu sauer wer-

werden, und der Butter einen herben Geschmack mittheilen.

Das Buttermachen, oder das Buttern, ist ferner eins der aller wichtigsten Geschäfte bei der Landwirthschaft. Die Menschen scheinen es mehr durch ohngefähren Zufall erlernt, als durch Nachdenken erfunden zu haben. Es ist merkwürdig, daß es bereits noch keinem Chemiker gelungen ist, auf einem andern Wege, als das übliche Schlagen oder Stoßen oder Rühren, die Butter auszuscheiden. Allerdings beruht dieß Geschäft auf chemischen Grundsätzen. Was geschieht durch das Buttern? Nichts anders, als daß die in der Sahne noch befindlichen wäßrigen und käsigen Theile völlig ausgeschieden werden. Auch zu dieser Scheidung wird ein gewisser Grad von Wärme erfordert, und diese wird eben durch das Rühren bewirkt. Die Wärme darf aber weder zu stark noch zu geringe seyn. Diejenigen Wirthinen, welche bei kalter Witterung, um die Masse zu erwärmen, warmes Wasser in das Butterfaß gießen, verderben dadurch den guten Geschmack und die Farbe der Butter. Wenn die Butter nicht zusammen gehen will, so kann solches von einer allzugroßen Zähigkeit der Milch herrühren. Ein Hülfsmittel dagegen ist, wenn man etwas Kochsalz in das Butterfaß thut, denn die Salzsäure treibt die fetten Theile aus und läßt die Butter entstehen. Man kann auch statt des Salzes etwas alte, vorräthige

Butter

Butter nehmen. Man hat bemerkt, daß manche Kühe eine solche schwer sich scheidende Milch oder Sahne geben. Um diese zähe und fehlerhafte Milch zu verbessern, muß man die Kuh an mehr Saufen zu gewöhnen suchen, welches dadurch geschieht, daß man ihr beständig Saufen vorsetzt. Man wird sehen, daß sich dadurch die Milch nach und nach verbessert. Hat man aber bei der Behandlung der Sahne oder der Butter etwas versehen, z. B. anfänglich zu heftig gerührt und dadurch zu viel Wärme in die Masse gebracht, oder ist die Witterung dem Geschäft entgegen, z. B. wenn sie zu heiß ist, so begebe man sich mit dem Butterfasse an einem kühlen Ort, oder setze dasselbe wenigstens in ein Faß kaltes Wasser. Ist es aber kalt, so muß man heftiger Buttern und einen warmen Ort wählen.

Um der Butter Wohlgeschmack und Dauer zu verschaffen, ist es nöthig, daß sie nach dem Buttern in mäßig kühlen Wasser tüchtig durchgewaschen und gesalzen werde. Das Waschen muß so lange geschehen, bis das Wasser, welches man dazu nimmt, sich gar nicht mehr färbt. Nach dem Salzen muß die Butter wieder rein gewaschen werden, dadurch wird der Wohlgeschmack und selbst die Dauer der Butter sehr erhöht. Hierbei ist jedoch das zu merken, daß Tafelbutter nur schwach, Dauerbutter aber sehr stark gesalzen werden muß.

Es würde für den rationellen Landwirth interessant seyn, wenn man die Verfahrungsarten bei der Milchwirthschaft, wie sie in verschiedenen Gegenden abweichen, zusammenstellte und durch das Archiv bekannt machte. So auch die Bereitung der Käse, welche vollends sehr verschieden zu seyn pflegt.

H.

III.

Meine Erfahrung

über

das dünne und dicke Säen des Getreides

von

Herrn H. A. von Steindel.

Die in der Abhandlung über das dünne und dicke Säen (s. Archiv April und Mai des vorigen Jahrganges) angegebenen Verhältnisse von stark- und schwachen Säen der Getreidearten, stimmen ziemlich mit der von mir ebenfalls in Schriften bereits geäußerten Grundsätzen überein. Es ist ganz richtig, daß fast jedes Ackerstück insbesondre sein eignes Maas von Aussaat verlange. Denn wahrhaftig, wer dahin noch nicht gelangt wäre, zu bemerken, daß unmöglich ein Acker den andern ganz gleich an fruchtbrin-

bringender Kraft und Eigenschaft seyn könne, der hat wohl nie jene geschichtlichen Verhältnisse, welche so unendlich verschiedne Mittheilungen geben und gewähren, beobachtet, hat nicht gesehen, wie verschieden Zeit und Umstände waren, welche vortheilhaft oder nachtheilig einwirkten, und wie eben diese Verschiedenheiten auf die Beschaffenheit eines jeden Ackerstücks wesentlichen Einfluß hatte.

Wir denken uns Wechsel- oder Dreifelderwirthschaft, so wird niemals die Witterung, während eines Kreislaufs von Benutzung, einander gleich seyn, und was schon zur Verschiedenheit des Erfolgs den Anfang macht, das werden die Tage und Stunden der Bestellung und Saatzeit bald mehr bald weniger günstig oder ungünstig treffen, und bei aller Sorgfalt, beständig und überall gleich gut und zweckmäßig wählen, arbeiten, säen zu wollen, wird sich der Landwirth nicht über das allgemeine Gesetz der Unvollkommenheit empor heben, welches ohne Hoffnung, uns nur ein unvollkommnes Land zu bearbeiten überließ, auf welchen sich eben so wenig ein Sandkorn dem andern, wie ein Augenblick dem andern ganz gleichen sollen. Die schwerste Aufgabe hat die Natur dem Landwirthe so bestimmt: Bemühe dich im Kreislaufe der unendlich scheinenden Unvollkommenheit, das vorhandene Vollkommenste hervorzubringen.

Eine

Eine Stunde von uns entfernt, wirft der Säemann in der Elbaue, wenigstens noch einmal so viel Samen auf seinen Acker, als wir in hiesiger Gegend einsäen, und wenn man ihn verwundernd fragt: Warum thust du das? so antwortet er, ich würde Unkraut, aber kein Getreide erndten, wenn ich nicht mehr, wie du in S. auswerfen wollte. Ein vorzüglich gutes Stück Acker im Stift Merseburg, besäten wir schwächer, wie ein weniger fruchtbares, weil jenes mehr Hälme als dieses aus einem Stocke hervortrieb. Stärker besäet, würde ersteres wohl eben so viel an Stroh, aber weniger an Körnern geliefert haben, dieses hingegen, so schwach wie jenes besäet, hätte uns viel Unkraut und wenig Stroh und Körner gegeben. Also hier so, dort wieder anders. Bei gleichscheinender Beschaffenheit von Grund und Boden, dennoch verschiedenartig in der Erzeugung.

IV.

Aphorismen über die Teichfischerei.

Veranlaßt bei der Lectüre mehrerer Schriften über diesen Gegenstand.

Wenn man die Schriften über einen Gegenstand lieſt, über den man selbst Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt hat, so kann es nicht anders kommen, als daß man hin und wieder auf Stellen stößt, die mit den gemachten Erfahrungen im Widerspruche stehen. Nicht selten schreibt ein Schriftsteller den andern nach, ohne selbst zu prüfen und so findet man dieselben falschen Grundsätze in mehreren Schriften wiederholt. Will man sich hiervon überzeugen, so darf man nur die Schriften, welche einen und denselben Gegenstand betreffen, bald nach einander lesen, und sie mit einander in eine nähere Vergleichung bringen. Das Wahre kann immer wiederholt werden, das Falsche sollte aber jeder so viel als möglich zu vermeiden und zu vertilgen suchen. Von eigentlichen Nach- und Zusammenschreibern, die nur wenig praktische Kenntnisse von den Gegenständen besitzen, welche sie bearbeiten, kann man dies nicht verlangen, daher sind aber auch ihre

müh-

mühsamen Producte nicht selten von einem geringen Werthe.

Der hier gemachte Vorwurf trift ganz besonders einen Theil der Schriften über die Landwirthschaft und die damit verbundenen Zweige. Manche von den frühern ökonomischen Schriftstellern hatten entweder nur theoretische Kenntnisse, und stellten nicht selten Sätze auf, die schnurstraks wider die bewährtesten Erfahrungen liefen. Andere hingegen besaßen einen großen Schatz von Erfahrungen, hatten auch so viel Sprachkenntnisse, daß sie diese gemeinnützig machen konnten, es fehlte ihnen aber an theoretischen Kenntnissen, und da sie es wagten, von einer Erfahrung Folgerungen auf ähnliche Fälle zu machen, so entstanden ebenfalls irrige Meinungen, wodurch das Ziel nicht näher gebracht, sondern mehr entfernt wurde. Angehende Oekonomen, die über ihr Fach in Schriften Belehrung suchten, wurden durch sie nicht selten irre geleitet und erfahrne Männer mochten über Landwirthschaft nichts mehr lesen; weil sie manches Unhaltbare gefunden hatten, so schlossen sie von einem aufs andere, und trauten keiner Empfehlung mehr. Es ist wohl nicht abzuleugnen, daß hierinne viel Wahres liegt, aber im Allgemeinen verdienten die ökonomischen Schriften nicht die Verachtung, welcher sie bei vielen Gewerbsgenossen Preis gegeben waren. Statt alles zu verwerfen, weil vielleicht Manches die Wahrheit nicht an der

Stirne trug, hätte man lieber dasjenige, welches den gemachten Erfahrungen widersprach, ausheben, und in einer ökonomischen Zeitschrift zur Sprache bringen sollen, wodurch unsere Wissenschaft unstreitig sehr gewonnen haben würde. Hier und da geschah dies auch mit einzelnen Stellen, es wäre aber sehr zu wünschen, daß dies allgemeiner geschehen seyn möchte.

Lassen Sie uns, meine Herren Kollegen, das Versäumte so gut als möglich nachholen. In folgendem hat man versucht dazu einen Anfang zu machen, indem man sich die Freiheit genommen hat, aus mehreren Schriften über Fischerei Stellen wörtlich auszuheben, und dawider Bemerkungen mitzutheilen. Bei dem Vergleichen der angeführten Schriften fand man nicht selten, daß mehrere Verfasser dieselbe oder eine ähnliche Behauptung aufgestellt hatten. Um nun dieses in der Kürze nachzuweisen, ohne die Titel zu wiederholen, schien es nicht unzweckmäßig zu seyn, die Schriften zu numeriren.

No. 1. Günther, J. A., die Teich- und Fischerei-Wirthschaft. Erfurt in der Henningschen Buchhandlung 1810. NB. Diese Schrift macht den 11. Band von Sicklers teutschen Landwirthschaft aus.

Seite 105 und 106. „Die Fische pflegen sich sowohl bei großer Hitze, als bei großer Kälte in den Schlamm

zu

zu wühlen, und in demselben gegen beide Schutz zu suchen. Hier dauern sie so lange, als es ihnen nicht an frischer Luft mangelt, welche sie in Flüssen durch das zufließende Wasser erhalten, welches auch im Winter unter dem Eise stark fortströmt. In Teichen und Seen bringen die Quellen, welche sich in dieselben ergießen, zwar auch Luft zu; aber wenn der Zufluß des Wassers nicht sehr stark, und der Teich nicht tief genug ist, nicht hinreichend. Die Luft wird unter der Eisrinde immer dicker, da sie nicht durch genug frische verdünnt werden kann, und die Fische müssen endlich, wenn ihnen nicht im eigentlichen Sinne Luft verschaffet wird, sterben." — „Das natürlichste und wahrscheinlichste auch gewöhnlichste Mittel bestehet darin, daß man, wenn die Teiche zugefroren sind, und man vermuthet, daß die Fische Mangel an Luft leiden, hie und da auf dem Teiche Löcher in das Eis hauet" ꝛc.

Die Meinung, daß man im Winter den Fischen durch das Eis Luft verschaffen müsse, haben mehrere Schriftsteller *) und praktische Landwirthe, und doch scheint sie falsch zu seyn. Man will nicht läugnen, daß die Fische keine Luft zum Leben brauchen, und daß das Wasser keine Luft enthielte, denn man kann das Athemholen der Fische leicht bemerken, wenn sie

*) Z. B. No. 2. S. 633. §. 427. No. 3. S. 51. No. 4. S. 74. §. 78. No. 5. S. 144. u. f. No. 6. S. 116.

sie außer Wasser sind, und die Luft dringt als ein flüssiges Wesen in alle Körper. Aber es scheint ein Irthum zu seyn, wenn man glaubt, es wäre nothwendig, den Fischen im Winter durch das Eis Luft zu verschaffen, weil sie außerdem sterben müßten. Können Fische einige Tage leben, ohne daß sie auf die Oberfläche kommen und frische Luft schöpfen, so können sie dies auch eine längere Zeit. Dieß ist aber gewiß sehr häufig, und namentlich dann der Fall, wenn starker Frost eintritt und den Zutritt der äußern Luft mit einem Mal hindert, denn auf die schwache Eisrinde wagt sich so leicht niemand, um die sogenannten Luftlöcher einzuhauen. Auf den Gedanken, an den Rändern der Teiche Löcher in das Eis zu machen, hat der Einsender selten Teichbesitzer kommen sehen, und die Fische hätten daher oft mehrere Tage ohne Luft bleiben müssen, da es übrigens an zu- und abfließenden Wasser fehlte, und doch starben sie nicht. Das Aufeisen ist gewöhnlich bei großen Fischereien den Teichvoigten nach ihren Instruktionen aufgelegt, und diese legen gewöhnlich nicht eher Hand ans Werk, als bis sie glauben, das Eis sicher betreten zu können. Der Verfasser dieses Aufsatzes besetzte mehreremal große Teiche schon im Herbste mit einem Theile des Einsatzes, ob sie gleich im Winter keinen Zu- und Abfluß von Wasser hatten, und in welche nur bei Thau- und Regenwetter frisches Wasser floß. Zugegeben, daß diese Teiche

auch

auch nicht ganz frei von Quellen waren, so waren diese doch von keiner solchen Bedeutung, daß das Eis offene Stellen behalten hätte, oder von den zunehmenden Wasser empor gehoben worden wäre. Die Fische starben in solchen Teichen nie, wenn man Löcher durch das Eis machte, aber auch nicht, wenn man dies unterließ, obgleich im letzten Falle keine frische Luft das Wasser berühren und in dasselbe eindringen könnte. Die Luft kann unter der Eisrinde wohl nicht dicker werden, denn es ist ja zwischen derselben und dem Wasser kein Zwischenraum vorhanden. Die Luftverdünnung würde auch kein leichtes Geschäft seyn, wenigstens würden die wenigen Löcher, welche bei großer Kälte oft sogleich wieder zufrieren, dazu nicht hinreichend seyn. Mit dem zufließenden Wasser kann allerdings im Winter Luft in die Teiche kommen. Zufließendes Wasser ist auch bei Winterhaltungen sehr nothwendig, aber nicht sowohl, weil dadurch frische Luft zugeführt wird, sondern hauptsächlich, weil dies ein Verbesserungsmittel des durch die Ausdünstung der unverhältnismäßig großen Menge Fische verdorbenen Wassers ist. Daher ist es auch schlechterdings nothwendig, daß das Wasser in dem Grade, wie es ununterbrochen zufließt, auch wieder abgeleitet werden kann, und sich nicht in dem Teiche sammelt. Wäre es nothwendig, den Fischen von außen durch zufließendes Wasser oder durch Luftlöcher Luft zuzuführen, so müßte man

große

große Sorge tragen, im Herbste solche Hauptteiche zu besetzen, welche keinen Zu- und Abfluß von Wasser haben, und doch geschieht dies so häufig, und selten hörte man über das Sterben der Fische in selbigen klagen. Die eigentlichen Winterhaltungen behandelt man mit mehr Sorgfalt, und dies ist auch nothwendig, weil gewöhnlich eine beträchtliche Anzahl Fische in selbigen stehen, und doch gehen die Fische weit häufiger darinne verlohren, ob man es gleich nicht an Löchern durch das Eis fehlen läßt, und entweder Quellen, oder der Zufluß von Wasser vorhanden sind. Die Ursache muß daher oft in etwas andern liegen. Nicht selten übersetzt man wohl die Winterhaltungen, so daß das Wasser, zumal in anhaltenden Wintern, leicht verdorben wird, und die Fische darinne erkranken müssen. Bei einer geringern Quantität Fische, und bei kürzern Wintern, kann das Wasser in den Winterhaltungen eher in einem gesunden Zustande durch den immerwährenden Zu- und Abfluß erhalten werden. Das Einhauen der Löcher durch das Eis ist in harten Wintern eine sehr mühsame und unangenehme Arbeit, zumal wenn die Teiche weit auseinander liegen. Wenn sich die Besitzer von Fischereien mehr und mehr von der Zwecklosigkeit dieses Verfahrens überzeugen, so werden sie gewiß gern davon abstehen.

S. 124. „Gewöhnlich wird ein Teichgrund 2 bis 3 Jahre mit Getreide besaamet, und dann wieder zur Fischerei mit Wasser angespannet und mit Fischen besetzet; da dann durch die verfaulten Getreidewurzeln von neuem Narung für die Fische in den Boden gekommen seyn soll" *).

Die Teiche werden allerdings hier und da zwei bis drei Jahr nacheinander mit Getreide besäet, aber gewöhnlich ist dieses Verfahren nicht, auch würde es in der Regel nicht Nutzen bringend seyn. Ausgenommen ist aber wohl der Fall, wo die Teiche so beschaffen sind, daß sie sich besser zum Feldbaue qualificiren, oder dazu eingerichtet werden können. Ist dies nicht zu kostspielig, so dürfte es überhaupt sehr oft besser seyn, sie dazu zu benutzen. Die Fische finden nach jeder Besäung sehr viel Narung in den Teichen, und es ist wohl natürlich, daß dies in desto größern Grade der Fall ist, je länger Teiche als Feld benutzet worden sind; allein davon haben wohl die Besitzer von Fischereien Schaden, denn es ist nicht nur die entbehrte Fischnutzung, sondern auch die Beschädigung der Dämme, Zapfenhäuser ꝛc. hiebei in Anschlag zu bringen. Es ist bekannt, wie sehr diese Theile an den Teichen, während sie leer liegen, leiden. Wo Teiche keine günstige Lage zum Getreidebau haben, wie man dies wohl fast als Regel

*) No. 4. S. 76. §. 80 u. 81. No. 5. S. 239.

Regel annehmen kann, da ist die Besäung nur von Zeit zu Zeit ohngefähr in 6 oder 12 Jahren ein Jahr in Anwendung zu bringen. Sollte auch dadurch nichts verloren werden, so folgt doch der Nutzen davon erst mehrere Jahre nachher, und daher kann man dieses Verfahren einem Zeitpachter selten zumuthen. An der Besäung hat man gewöhnlich gegen den Fischertrag Schaden, allein in der Folge wachsen die Fische mehrere Jahre nacheinander besser, und dann wird auch der Strohgewinn ohne Dünger aufzuwenden, vermehrt, welches sehr vortheilhaft ist, und sehr wirksam in die übrige Wirthschaft eingreift.

S. 129. „Obgleich ein Leichteich flach seyn soll, so muß er doch mit einem tiefen Kessalloche versehen seyn, worin die Brut im Winter vor dem Erfrieren gesichert ist" *).

In Laichteichen (Streichteichen) wird die Brut nicht ausgewintert, wenigstens in der Gegend nicht, in welcher der Verfasser dieser Zeilen lebt, es würde dies auch gar nicht zweckmäßig seyn. Zu einer Winterhaltung gehört mehr als ein tiefes Kesselloch (Fischlager), und ist ein Teich zum Auswintern der Fische geeignet, so paßt er nicht zu einem Streichteiche

*) No. 2. S. 636. §. 433. No. 3. S. 131. No. 5. S. 94. §. 5. No. 6. S. 50. §. 25.

teiche. Für die Zuchtteiche überhaupt und für die Streichteiche insbesondere ist es besser, wenn sie im Winter leer liegen bleiben können. Wollte und könnte man die Brut in den Teichen, wo sie gezeugt worden, den nächstfolgenden Winter stehen lassen, so müßte die Ausfischung im Frühjahre geschehen. In manche Teiche, wenn sie so spät, nach dem Thauwetter erst zugesetzt werden, würde man dann nicht einmal das nöthige Wasser erhalten. Ueberdies ist dies aber schon deswegen nicht anwendbar, weil man dabei erst spät erfährt, wie viel Brut in den Streichteichen ist. Müßte man welche kaufen, und ist dann der nöthige Bedarf vielleicht nicht aufzubringen, so würde dadurch ein verhältnißmäßig großer Nachtheil herbeigeführt. Geschieht aber die Ausfischung im Herbste, so können, wenn nicht genug Brut in den Streichteichen ist, die Bestellungen nicht nur bei Zeiten gemacht, sondern im Besitz von guten Winterhaltungen dieselben oft auch schon im Herbste wohlfeil eingekauft werden.

S. 132. „In die Streckteiche werden die Karpfen, wenn sie ein Jahr alt sind, eingesetzt, und bleiben in der Regel zwei Jahr darin, so daß sie dreijährig werden, ehe sie wieder daraus weggenommen werden" *).

In der Regel werden die Karpfen mit jedem Herbste wieder aus den Streckteichen herausgenommen,

*) No. 3. S. 55 u. 56. No. 5. S. 109.

men, und den Winter über in die Winterhaltungen gethan. Wenn sie zwei Jahr nacheinander darin bleiben, so ist dies nicht Regel, sondern Ausname. Im Allgemeinen würde ein solches Verfahren auch sehr unzweckmäßig seyn, und Teiche erfordern, in welchen die Karpfen im Winter am Leben bleiben, die aber zu Streckteichen selten passend wären. Karpfensatz zwei Jahr nacheinander in einem Teiche zu lassen, ist aber auch deswegen nicht wohl anwendbar, weil bei der Besetzung der Teiche vorzüglich die Größe berücksichtiget werden, und die Brut weit dicker eingesetzt werden muß, als der einjährige Satz. Auf der angegebenen Seite wird fortgefahren:

„Doch gibt es auch große Teichwirthschaften, wo der Karpfenstrich nach und nach in zwei verschiedene Streckteiche gesetzt wird, welche man Streckteiche für zweijährigen und Streckteiche für dreijährigen Samen nennt. Wenn nemlich der Karpfenstrich ein Jahr in einem solchen Streckteiche gestanden hat, und also zwei volle Jahr alt ist, so wird er, da er nun im dritten Jahre stehet, herausgenommen, und in einen andern Streckteich, den Streckteich für dreijährigen Samen gebracht."

Die Karpfen können allerdings in zwei verschiedenen Teichen angezogen werden, doch kann dies auch in einem und demselben geschehen, nur müssen sie im zweiten Jahre, weil sie größer sind, mehr

Spiel-

Spielraum erhalten, und nicht so dicke ausgesetzt werden. Zwischen Streckteichen wird der Unterschied nicht gemacht, welcher hier angegeben ist, denn man zieht darinne aus Brut einsömmerigen, und aus diesem zweisömmerigen Satz.

S. 134. „Läßt man den Karpfensamen vielleicht in den Strichteichen gar vierjährig werden, ehe man ihn in den Satzteich bringt, so kann er zwei Jahre in dem ersten Streckteiche bleiben, und dann um so besser sortirt werden".

Den Karpfensatz (Karpfensamen) darf man nie vierjährig werden lassen, weil er sich dann in den Hauptteichen (nicht Satzteichen), begatten und streichen würde. Dieses würde auch außerdem Schaden bringen, denn es dauerte nicht nur ein Jahr länger, ehe man die Karpfen verkaufen könnte, sondern man müßte auch mehr Raum zum Anziehen des Satzes haben.

S. 135. „Streckteiche müssen auch Fischlöcher oder Kessel haben, worin sich die Karpfenbrut im Winter vor der Kälte verbergen kann."

Was hier eingewendet werden könnte, ist bereits schon oben gesagt worden. Die Streckteiche können eben so wenig zum Auswintern der Fische gebraucht werden, als die Streichteiche.

S. 145. „Der große Torgauische Teich wird alle 6 Jahr gefischt, wo man Karpfen von der angegebenen Größe (30—40 Pfund) öfters findet."

Eine solche Größe der Karpfen in einem Teiche dürfte man wohl mit Recht bezweifeln. Auch wird der Torgauische Teich, so viel man weiß, alle zwei Jahr einmal gefischt, und das dritte Jahr jedesmal besäet. Man läßt sich aber gern eines Bessern belehren.

S. 146. „Gewöhnlich wird ein Rogner von drei Milchnern begleitet."

Richtiger dürfte aber wohl das Verhältniß seyn, wenn man einen Rogner und zwei Milchner zusammen setzt, wenigstens ist dies an vielen Orten gewöhnlich, und es fehlte dabei unter andern günstigen Umständen nicht an Brut.

S. 164. „Man nimmt, wenn viele Beigräben sind, die Wathen, läßt die stärksten und geschicktesten Leute damit in die seitwärts in die Fischgrube gehenden Gräben treten, und an dem äußersten Orte in jedem Graben, wo man Fische stehen sieht, eine Wathe einlegen" u. s. w. *).

Was hier und da in den nächst folgenden Seiten von dem Ausfischen der großen Teiche mit Wathen gesagt wird, dürfte wohl auch eine Berichtigung verdienen. — Der Verf. spricht von mehreren

*) No. 5. S. 167. §. 1. No. 6. S. 96. §. 47.

ren Wathen, da doch nur eine nöthig ist, welche mit dem Fischlager so ziemlich im Verhältnisse stehen muß. Die Wathe kann deshalb etwas kleiner seyn, weil die meisten Fische sich in die tiefste Stelle zusammen ziehen, und sie nicht alle auf einmal gefangen werden sollen. Die in das Fischlager gehenden Gräben muß sich der Verfasser sehr tief vorstellen, weil Leute in selbige treten, und auch Wathen eingelegt werden sollen. Das Fischlager soll eigentlich von allen Seiten flach seyn, und es ist fehlerhaft, wenn tiefe Graben in selbiges gehen, denn das Wasser zieht sich, weil es an der tiefsten Stelle des Teichs ist, ohnehin in selbiges zusammen, und folglich auch die Fische. Die zum Ziehen der Wathe bestimmten Leute, theilen sich halb an das eine und halb an das andere Ende derselben. Mit dem Ziehen wird, wo ausgefischt werden soll, gegenüber angefangen. Ist die Wathe von Fischen sehr angefüllt, so darf sie nicht ganz an den Rand gezogen werden, damit sie nicht zerrissen wird, und die Fische nicht zu hoch über einander zu liegen kommen. Ist ein Theil der Wathe ausgefangen, so wird sie wieder etwas weiter an den Rand gezogen. So wie die Fische in dem Teiche abnehmen, wird auch das Wasser entfernt, bis die Ausfischung vollendet ist. Gegen das Ende geschieht sie gewöhnlich mit Hamen.

S. 166. „Es ist nicht rathsam, die Fische in trockenen Wannen oder Körben aus der Wathe auf den Damm zum Bracktisch zu tragen. Man thut besser, daß man dazu Zuber mit Wasser nimmt, und auf den Grabenrand, wo man ausziehet, bringen läßt, damit, wenn die Wathe an den Rand gezogen worden, die großen Fische in die Zuber eingelesen werden können" *).

Es würde bei der Ausfischung großer Teiche den Gang dieses Geschäfts sehr erschweren, und eine leicht nachtheilige Langsamkeit herbei führen, wenn die Fische, in mit Wasser versehenen Zobern, bis auf den Sortirplatz getragen werden sollten. Man sah viele Ausfischungen mit an, und besorgte sie auch selbst, wo die Fische jedesmal in Körben aus den Teichen getragen wurden, und niemals sah man dadurch den geringsten Schaden entstehen. — Der Verf. erwähnt mit mehreren andern auch der Praktische. Es ist aber einleuchtend, daß die Spühlbütten bequemer und zweckmäßiger sind; worüber weiter unten noch etwas gesagt werden wird.

S. 175. „Das Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren auf den zugefrornen Teichen ist öfters schon die Veranlassung geworden, daß die Bewohner derselben im Frühjahre erfroren gefunden wurden. Denn die Bewegung auf der Oberfläche des Teiches machte sie unruhig, sie stiegen empor, froren mit ihren Flossen

*) No. 5. S. 162. No. 6. S. 98.

Flossen an das Eis an, und mußten so elendiglich sterben" *).

Gegen das hier Gesagte hat man die Bemerkung gemacht, daß die Fische nur dann aus ihren Lagern in Teichen aufstanden, wenn das Wasser so verdorben war, daß sie davon erkrankten, und es nicht mehr aushalten konnten. Floß in einen solchen Teich auch noch so wenig Wasser, so drängten sich die Fische dahin zusammen. Nur ganz kranke und matte Fische frieren an das Eis an, und diese können selten gerettet werden, wenn man sie auch heraus nimmt und in frisches Wasser bringt. Wenn gesunde Fische erfrieren sollen, so muß der Teich ganz flach seyn, und die Fische müssen nicht genug Spielraum haben. Es ist wahrscheinlich, daß Fische bei unverdorbenem Wasser und im gesunden Zustande durch nichts so leicht zum Aufstehen veranlaßt werden, und wenn dies geschieht, so sind gewiß andere Ursachen als die Belustigungen auf dem Eise vorhanden.

No. 2. Beckmann's, J., Grundsätze der teutschen Landwirthschaft. Göttingen bei H. Dietrich 1802. 5. Aufl. Ersten Theils zweites Hauptstück. VII. Von Fischen.

S. 631. §. 424. „Um allen Verlust der Fische, bei Ueberschwemmungen zu verhüten, umzieht man auch wohl den ganzen Teich, am Fuße des Dammes, mit einer dichten Hecke."

*) No. 3. S. 50

Da die Fische sich durch enge Staken zwängen, so wird eine Hecke am Fuße des Dammes noch weniger gegen das Fortgehen sichern. Das Wasser soll ja auch nicht über den Damm gehen, und in diesem Falle ist der Verlust der Fische nicht zu verhindern.

S. 633. §. 426. „Für die Raubfische müssen kleinere Fische zugleich eingesetzt werden."

Die kleinen Fische setzt man nicht wegen den Raubfischen in die Teiche, sondern vielmehr die Raubfische wegen den kleinen Fischen, denn vermehren sich diese zu sehr, so nehmen sie den Karpfen einen Theil der Narung weg. Wollte man kleine Fische zur Narung der Raubfische in Teiche bringen, so riskirte man, daß sich entweder erstere, unter besonders günstigen Umständen, zu stark vermehrten, oder wenn sie von letztern verzehrt würden, diese leicht zu geschwind groß wachsen, und für den Einsatz nachtheilig werden könnten. Dieses ist schon oft mit dem Hechte der Fall gewesen.

S. 638. §. 436. „Hechte, als sehr gefräßige Raubfische, müssen in abgesonderten Teichen, und wegen ihrer Unart, da sie ihre eigene Brut verzehren, sorgfältig gewartet werden."

Hechte werden in der Regel sehr klein, und in geringer Anzahl nur in die Hauptteiche, zu großen Karpfensatze gesetzt. Dieses geschieht vorzüglich in

der

der Absicht, damit die kleinen Fische nicht überhand nehmen; auch sollen sie die trägen Karpfen zur Aufsuchung der Narung antreiben.

No. 3. Jokisch, K., Handbuch der Fischerei. 2. Theil. Ronneburg und Leipzig, bei Schumann 1804. NB. Der erste Theil enthält die Naturgeschichte der Fische.

S. 70. B. „Zu ein Schock Hechte als Hauptbesatz 15 starke Schleien, so viel Karpfen oder Karauschen oder 20 Barsche, 20 Giebel oder Weißfische."

Nach dem hier angegebenen Verhältnisse, Fische in einen Teich zu setzen, dürfte nicht rathsam seyn. Hechte, Karauschen und einige andere Fischarten sind nicht als Hauptbesatz passend. Wären die zu den Hechten gesetzten Fische zu groß, daß sie selbige nicht anpacken und fressen könnten, so würde es an Narung fehlen, und im entgegengesetzten Falle würden sie bald damit fertig werden, und nicht einmal genug Narung haben. Die Hechte werden unstreitig am besten in den mit großen Karpfensatz besetzten Hauptteichen gezogen.

S. 126. „So bald aber auch dieß der Fall ist (nämlich so bald keine heftigen Fröste mehr eintreten), darf man nicht mehr mit der Fischerei der Winterteiche warten, damit vorzüglich die Laichkarpfen bald in die Streichteiche kommen."

Es scheint fehlerhaft zu seyn, die Laichkarpfen zu

zeitig in die Streichteiche zu setzen, weil dann noch ungünstige Kälte eintreten kann. Vorher sollte wohl das Wasser gehörig durchgewärmt seyn, wenigstens ist es nicht unwahrscheinlich, daß dadurch die Begattung befördert wird. Da man aber nicht selten Brut und Laichkarpfen in einer Winterhaltung hat, so muß die Ausfischung derselben an dem dazu bestimmten Tage früh geschehen, ehe es zu warm wird, damit die Brut nicht zum Theil verlohren geht.

S. 129. „Die Streichteiche sind der Ordnung nach die zweiten, welche gefischt werden müssen."

Wo mehrere Teiche so liegen, daß das Wasser aus einem in den andern fließt, und die Größe der Teiche oder andere Umstände es nöthig machen, daß man das Wasser zur Füllung benutzen muß, da ist es vortheilhaft, sie nach der Reihe, wie sie liegen, zu fischen, und es kann dabei wenig Rücksicht darauf genommen werden, ob es Streich- Streck- oder Hauptteiche sind. Ist Mangel an Absatz der Karpfen, dann geschieht überdies die Ausfischung der Hauptteiche wider die Regel zeitig, um sie zu einer Zeit zu versilbern, wo noch wenig Karpfen zu haben sind, und wenn es die Fischhändler verlangen. Dabei kann zwar etwas an Wachsthum verloren werden, es wird aber auf der andern Seite wieder gewonnen.

S. 131. „Ist es möglich, den Streichteich gleich nach dem Ausfischen wieder anzulassen, so braucht man den Streich (Strich, Brut) nicht so genau aufzulesen" *).

Wollte man nach dieser Vorschrift verfahren, so würde bald eine große Unordnung herbei geführt werden, denn man wüßte nicht genau, wie viel Brut in dem Teiche zurück geblieben wäre, und folglich auch nicht, wie viel man im Frühjahre nachsetzen sollte. Eine wichtige Regel bei der Fischerei ist, die Teiche jedesmal ganz rein auszufischen. Hierauf ist man nicht selten zu wenig achtsam, und wenn die zurück gebliebenen Fische im Winter durch den Frost nicht so oft getödtet würden, so würde dadurch weit mehr Schaden entstehen.

S. 152. „Es müssen die Fische ordentlich sortirt und gewogen werden, damit, wo man vorzüglich die Fische gleich wieder in Streckteiche setzt, wo sie bis zur speisefähigen Größe stehen sollen, es nicht so ungleiche Fische gibt."

Fische, die noch nicht die erwünschte Größe und das gehörige Alter erreicht haben, und daher noch fortgesetzt werden, werden nicht gewogen. Es würde dies auch nichts helfen, sondern könnte noch überdies Nachtheil bringen, weil das Wiegen nicht so geschwind als das Zählen von statten geht, zumal, wenn

*) No. 5. S. 96. u. 190. No. 6. S. 53.

wenn jedes Stück einzeln gewogen werden sollte, wie dies in der hier angezogenen Stelle die Meinung zu seyn scheint. Die Gleichheit der Fische kann durch das Sortiren fast eben so genau als durch das Wiegen erlangt werden, und dann ist es nicht einmal nothwendig, die Fische ihrer Größe nach in mehrere Sorten so genau abzutheilen, denn es finden sich bei der Ausfischung der Hauptteiche zu kleinern Fischen Liebhaber, wie zu den größern. So gleich man aber auch den Satz in einen Teich setzt, so wird er doch nie in gleichem Grade fortwachsen, und die Karpfen werden kleiner und größer ausfallen.

S. 134. „Hechte und Schleien verhalten sich leicht im Schlamm, daher wohl nachgesehen werden muß, daß man nicht, wenn der Teich nicht gleich wieder mit Wasser angelassen werden kann, Schaden leidet."

Die Schleien verhalten sich gern im Schlamme, und kommen daher gewöhnlich gegen das Ende der Ausfischung aus den Teichen. Von den Hechten läßt sich dies aber wohl nicht behaupten, denn diese halten sich bei der Abnahme des Wassers gern nach der Oberfläche zu, und werden daher zuerst mit eingefangen.

No. 4. Ernst, Grafens von Dyhrn, kurze Anleitung zu der Teichwirthschaft. Mit Kupfern. Breslau, bei J. E. Meyer 1782.

S. 7. §. 6. „Zu mehrerer Unterscheidung fängt man die Karpfen allererst im vierten Jahre ihres Alters an, eigentlich Karpfen zu nennen. Im dritten Jahre heißen sie dreijähriger Karpfensamen, im zweiten zweijähriger Karpfensamen, und im ersten Jahre Karpfenstrich. Manchmal werden sie auch erst im fünften Jahre zu eigentlichen Karpfen ausgesetzt. Alsdann heißen sie im vierten Jahre Teichsamen."

An mehreren Orten in Sachsen, und auch wohl in andern Ländern, werden die Karpfen im ersten Jahre ihres Alters Brut, im zweiten einsömmeriger Satz, im dritten zweisömmeriger Satz, und endlich im vierten Karpfen genannt. Im vierten Jahre werden die Karpfen, wie oben behauptet wird, nicht mehr ausgesetzt, und folglich braucht man auch für dieses Alter keinen Namen. Könnte man sie ja mit Nutzen noch im vierten Jahre aussetzen, so wäre statt Teichsamen die Benennung dreisömmeriger Karpfensatz passender. Die hier angegebenen Benennungen bei Karpfen scheint so zweckmäßig zu seyn, daß zu wünschen wäre, sie möchten allgemein angenommen werden. Andere Fischarten, die sich frühev als Karpfen begatten, und die man in den meisten Gegenden nur nebenbei in den Teichen

zieht,

zieht, als Hechte, Schleien ꝛc., nennt man im ersten Jahre ihres Alters ebenfalls Brut, als Hechtbrut, Schleienbrut ꝛc., im zweiten Jahre Satz, als Hechtsatz (Satzhechte), Schleiensatz ꝛc., und dann bekommen sie ihre eigentlichen Namen.

S. 55. §. 58. „Wenn ein Teich nicht durch hinlängliches Fluß- oder Quellwasser in kürzerer Zeit angespannt werden kann, so muß man ihn, nachdem man gedenkt ihn voll zu bekommen, entweder schon im Herbste, oder doch im Winter, vor den von dem zergangenen Schnee ankommenden Fluthen, zu setzen."

Wenn man sicher darauf rechnen kann, Teiche im Frühjahre mit dem nöthigen Wasser anzufüllen, und sie nicht im Herbste, wegen Mangel an Winterhaltungen, besetzt werden müssen, so ist es besser, solche Teiche im Winter leer liegen und ausfrieren zu lassen, wenigstens hat man dieses Verfahren vortheilhaft gefunden.

S. 65. §. 68. „Den Strich zu zweijährigen Samen pflegt man, und zwar mit Recht, in die magersten Teiche zu setzen, weil derselbe alsdann eigentlich nur sein gehöriges Alter erreichen darf, und es nicht, wie bei den übrigen Fischen, so viel schadet, wenn er auch nicht so gar stark wächst."

Es ist wahr, daß man die vorzüglichsten Teiche zu Hauptteichen nimmt, aber man kann sie eben so gut zu Streckteichen benutzen und Brut zur Anziehung des einsömmerigen Satzes hinein setzen. Sollen

die

die Fische nicht so stark wachsen, so darf man nur verhältnißmäßig eine größere Quantität in die Teiche setzen. Es scheint aber ein sehr großer Vortheil zu seyn, großen einsömmerigen Satz zu ziehen, und ihn dann statt des zweisömmerigen in die Hauptteiche zu setzen. Fallen die daraus gezogenen Karpfen auch etwas kleiner aus, als wenn sie ein Jahr älter sind, und fallen sie auch deshalb nicht so sehr ins Gewicht, so gewinnt man doch dabei, weil man weniger Streckteiche zur Anziehung des Satzes nöthig hat. Bei der Auswahl der Streckteiche kann man auch nicht so genau auf ihre Beschaffenheit sehen, als bei den andern Teichen; denn werden von den vorhandenen Teichen diejenigen, welche am besten zu Streich- und Hauptteichen passen, auch dazu bestimmt, so müssen die übrigen zu Streckteichen genommen werden, sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen. Dies thut auch eigentlich nichts zur Sache, nur müssen in den schlechtern Teichen weniger, und in den bessern mehr Satz auf eine gewisse Fläche kommen.

S. 98. §. 107. „Daß ein Teich, welcher regelmäßig bewirthschaftet wird, mehr einbringt, als Ackerland, kömmt daher, weil ein Teich niemalen Brache liegt, sondern Jahr für Jahr benutzt wird, und überdieß sich, sowohl durch die Bewässerung, als durch die Besäung und Bepflanzung, wechselsweise bedünget und verbessert."

Da

Da man bei einer Teichfischerei mehrere Teiche hat, um die zur Besetzung der Hauptteiche nöthige Karpfen zu ziehen, und nur die Karpfen, in der Regel, aus den Hauptteichen verkauft werden, so kann man auch nur diese als die eigentliche Nutzung in Anschlag bringen. Wird die Einrichtung so gemacht, daß außer den Karpfen etwas Satz verkauft werden kann, wo weniger Fläche zu den Hauptteichen zu bestimmen ist, dann muß hierauf Rücksicht genommen, und der Ueberfluß des Satzes in Einnahme gebracht werden. Der Flächeninhalt der sämmtlichen Teiche ist daher nicht, wie es in einem Pachtanschlage geschieht, in Anschlag zu bringen, wenigstens kann man nicht annehmen, so viel □ Ruthen Flächeninhalt haben die Teiche, folglich können so viel Satz ausgesetzt und so viel Centner Karpfen gewonnen werden.

S. 101. „Streck- oder Samenteiche bringen mehr ein als Karpfenteiche, und Streichteiche das allermehreste.“

In den Streich- und Streckteichen werden für die Hauptteiche die Fische zugezogen, und folglich kann die Rede nicht davon seyn, ob erstere oder letztere mehr einbringen. Die nöthigen Zuchtteiche müssen bei jeder Fischerei vorhanden seyn. Auf den Verkauf an Brut und Satz kann man selten Rechnung machen, denn diese Fischarten werden nur in manchen Jahren, wo Mangel daran ist, sehr gesucht

und theuer bezahlt. Dies kommt daher, weil man bei jeder Fischerei den nöthigen Bedarf zuzuziehen sucht.

S. 109. §. 116. „Es geschieht öfters, besonders bei großen Teichen, daß die kleinste Bracke nicht mit verkauft, sondern in den Winterteichen oder Hältern gewintert, und das folgende Jahr, unter dem Namen Teichsamen, wieder zu Karpfen ausgesetzt wird."

Geschieht dies, so werden die nachtheiligen Folgen davon nicht ausbleiben, denn man riskirt, daß solcher alter Satz, wenn er gleich nicht groß ist, streicht (sich fortpflanzet), wodurch der Ertrag der Hauptteiche vermindert werden muß. Die Karpfen aus Hauptteichen dürfen daher nicht weiter versetzt werden, sie mögen noch so klein seyn. Manche Landwirthe, die wider diese Regel gehandelt, haben sich schon oft dadurch sehr geschadet.

No. 5. Bose, C. A. H. von, das Ganze der Fischerei. Mit besonderer Rücksicht auf die Teichbauten, deren Unterhaltung und Abwartung. Mit Kupfern. Leipzig in der Sommerschen Buchhandlung 1803.

S. 50. §. 2. „Wo mehrere Plätze zur Fischerei bei großen Teichen vorhanden sind, da bringt man auf jeden nur die in der Nähe befindlichen Fische, und geht

geht sodann mit dem Fischgeräthe weiter an einen andern Ort, wohin man wieder die nächsten Fische bringt, und so fährt man fort, bis der Teich ganz ausgefischt ist. Auf diese Art sind die Fische niemals so weit zu tragen, und werden sich allemal gut halten."

Wenn man glaubt, die Ausfischung bei großen Teichen würde dadurch erleichtert, wenn sie an mehreren Plätzen verrichtet werden könnte, weil dann die Fische nicht so weit zu tragen wären, und weil sie sich bei einem großen Flächeninhalte unmöglich alle in ein sehr entferntes Fischlager ziehen würden, so dürfte dies wohl ein großer Irthum seyn. Wie beschwerlich wäre nicht das mühsame Fortschaffen der Fischgeräthe von einem Orte zum andern. Ueberhaupt wäre es sehr unzweckmäßig, in einem Teiche mehrere Fischgruben (Fischlager) aus dem sonderbaren Grunde anzulegen, um dadurch die Ausfischung an mehrere Orte zu vertheilen. Je gleicher die Oberfläche eines Teichs nach dem Damm zu abfällt, und je reiner folglich auch das Wasser abläuft, desto besser ist es, und wo dies nicht der Fall ist, muß man es so viel als möglich werkstellig zu machen suchen. Es gibt Teiche, die in der Mitte hoch sind, und von welchen das Wasser von zwei Seiten abgelassen werden muß, wenn man es alles entfernen will. In solchen Teichen sind zwei Zapfenhäuser oder Ständer, und folglich auch zwei Fischlager noth-

nothwendig. Dessen ungeachtet werden sich die Fische meistens nach der grössern Hälfte ziehen, zumal wenn von der kleinern Hälfte das Wasser eher entfernt wird. Man weiß es aus Erfahrung, daß sich bei der zuerst ausgefischten kleinern Hälfte eines Teichs, immer nur wenig Fische fanden. Die Fische suchen sich so lange zu retten als es möglich ist, und je mehr das Wasser abnimmt, desto häufiger ziehen sie sich dahin zusammen, wo noch das meiste Wasser ist. Freilich darf das Wasser nicht zu geschwind abgelassen werden, besonders bei kleinen Teichen, wo dann Fische auf dem Schlamme liegen bleiben würden. Wenn Teiche egal nach einer Seite zu abhängen, so ziehen sich die Fische bei der Entfernung des Wassers nach der tiefsten Stelle zusammen, sollte der Teich auch mehrere Stunden im Umfange haben. (Nach dieser Ansicht, fällt der nächste §. von den Fischpfützen, welche man in einem grossen Teiche außer der Hauptpfütze noch anbringen soll, ganz weg).

S. 51. „Man braucht einen Hauptgraben durch den ganzen Teich, einen Einleitungsgraben, einen Abzugsgraben, verschiedene Nebengräben durch den ganzen Teich, und kleine Gräben oder Durchschnitte" *).

Von den hier genannten Gräben, sind die Einleitungs- und Abzugsgräben die unentbehrlichsten, die

*) No. 6. S. 34. §. 17.

die andern sind zum Theil gar nicht oder selten nothwendig. Die vielen Gräben in den Teichen würden viel Arbeiten und Kosten verursachen, da man sie bei jeder Ausfischung fast ganz wieder ausgesetzt und zusammen geschwommen finden würde. Wollte man sie so groß und weit machen, daß dies nicht so geschwind möglich wäre, so könnten leicht Fische in selbigen zurück bleiben, denn die Arbeiter würden es oft versehen, und sie an einer Stelle tiefer als an der andern machen, oder der Graben könnte auch nur an manchen Stellen, wo das Wasser mehr Zug hat, ausgesetzt werden, und dadurch würden tiefe Stellen entstehen. Gräben in Teichen sind nur dann nothwendig, wenn der Teich tiefe Stellen hat, in welcher außerdem Wasser zurück bleiben würde.

S. 79. „Man unterhält die erwachsenen Karpfen, bis man Gebrauch von ihnen macht, in besondern Teichen, die man Karpfenteiche heißt."

Die Bestimmung der Hauptteiche (Karpfenteiche) ist: aus dem Satze Karpfen zu ziehen, aber die Fische können in selbigen nicht so lange unterhalten werden, bis man Gebrauch davon machen kann. Werden sie alle zwei Jahr einmal ausgefischt, so sind sie das erste Jahr jedesmal als Streckteiche zu betrachten.

S. 81. §. 1. „Zu Streichteichen müssen die besten Teiche genommen werden, welche vorhanden sind" *).

Zu Streichteichen nimmt man die kleinsten, aber nicht die besten Teiche, welche bei einer Fischerei vorhanden sind, wenn sie übrigens flach sind, an keiner Viehtrift liegen, keine Raubfische in selbige kommen können u. s. w. Es würde unzweckmäßig seyn, dazu die besten auszuwählen, denn es sollen ja die Fische darinne nicht sowohl wachsen, sondern vielmehr gezeugt werden.

S. 89. §. 3. „Sobald das Weibchen den Rogen von sich gelassen, und das Männchen seine Milch darüber ausgegossen hat, so verschlingen die in solchen Teichen (Karpfenteichen) nie fehlenden Hechte oder Bärsche den Rogen, welcher zu der Zeit noch wie eine Schnure Perlen an einander hängt, und nicht eher sich absondert, bis die Fischchen sich entwickelt haben, alle auf einmal."

Diese Stelle kann Anfänger leicht unbesorgt machen, und bei ihnen die Meinung erregen, daß es keinen Schaden bringt, wenn manche Karpfen in den Hauptteichen laichen, weil die Raubfische den Laich verzehren, und diese sogar dadurch reichliche Narung finden. Da aber die Raubfische den Laich oder die Brut nie alle verzehren können, wie dies mehrere Thatsachen hinlänglich bewiesen haben, und

die

*) No. 6. S. 39.

die Brut den Karpfen viel Nahrung wegnimmt, so muß man mit Wissen und Willen nie solche alte Karpfen in Hauptteichen dulden, welche zur Begattung fähig sind.

S. 104. „Man kann Streckteiche höher nutzen, wenn man den darin gezogenen zweisömmerigen Satz verkauft, als durch die Benutzung erwachsener Fische."

Wo man mit Sicherheit ein Jahr wie das andere auf den Absatz des Satzes rechnen kann, ist dies nicht zu läugnen, aber dies dürfte wohl nur in wenig Gegenden der Fall seyn. Im Allgemeinen ist die Zuziehung des Satzes zum Verkauf gar nicht anzurathen, denn dann würden sich dazu keine Liebhaber finden. Die Einrichtung bei einer Fischerei so zu machen, daß der Satz größtentheils verkauft werden kann, ist nicht rathsam, weil in manchen Jahren wenig Nachfrage ist, und er folglich dann auch nicht nach Werth bezahlt wird, denn die meisten Fischereien ziehen ihren Bedarf selbst zu. Ueberdies würden dazu viel und gute Winterhaltungen gehören, denn bekanntlich findet er im Frühjahre noch die meisten Käufer.

S. 107. „Durch das zu viele Zählen wird vieler Satz gedrückt, wodurch er matt wird, und größtentheils zu Grunde geht."

So zärtlich ist der Satz nicht. Man kann versichern, daß er bei einer beträchtlichen Fischerei jedesmal

desmal aus den Teichen in die Winterhaltungen, dann wieder in die Teiche gezählt worden, und dabei keiner verloren gegangen ist. Es müßte sehr derb zugegriffen werden, wenn dadurch den schon ziemlich großen Fischen geschadet werden sollte. Das Zählen des Satzes geht mit beiden Händen von geübten Leuten beinahe so geschwind von statten, als das Ueberschlagen, welches blos bei Bruten zu empfehlen ist. Der Satz muß im Herbste deshalb genau gezählt werden, damit man weiß, wie viel über den Bedarf vorhanden ist, oder wie viel daran fehlt; noch weniger kann das Zählen im Frühjahre bei der Teichbesetzung unterbleiben.

S. 112. „Es fallen verschiedene Dinge vor, die man bei der Zahl des einzusetzenden Satzes in Erwägung ziehen muß, so entsteht gleich zuerst die Frage: ist es ein neuangelegter Teich? oder welches gleichviel ist, ist er neuerlich gereiniget und ausgeschlämmet? vielleicht auch einige Jahr unter dem Pfluge getrieben, und wieder angelassen worden? Alles dieses ist in Rücksicht der Besatzzahl einerlei."

Die hier genannten Teiche können in Hinsicht der Zahl des Aussatzes auf eine gewisse Fläche, nicht unter eine Rubrik gebracht werden. Es fragt sich dabei, wie sind die Teiche geschlämmt und angelegt worden. Ist der Schlamm alle daraus entfernt worden, so sind dies einige Jahre nach dem Schlämmen die schlechtesten. In neuangelegten Teichen ist

das Land noch nicht so ausgewässert, und folglich sind diese etwas besser. Den meisten Vorzug verdienen aber die Teiche, und am stärksten können sie besetzt werden, wenn sie vorher unter dem Pfluge getrieben und besäet worden sind.

S. 125. „Man sieht auch im Frühjahre bei manchem Satze Schwämme, die sich hin und wieder an ihrem Körper angesetzt haben; diese entstehen von der Gewalt, die bei der Herbstfischerei durch Stoßen, Werfen und hartes Angreifen an ihnen verübt worden" *).

Die Entstehung der Schwämme hat wohl noch eine andere Ursache zum Grunde, als hier angegeben wird, denn sehr oft findet man bei den Ausfischungen der Winterhaltungen keine Fische, welche an Schwämmen leiden, hingegen ist in manchen Jahren dieses Uebel, in manchen Winterhaltungen fast allgemein.

S. 127. „Beim Besetzen der Teiche muß man auch wohl auf die Beschaffenheit des Streckteichs, woraus man den Satz nimmt, Acht haben; war er von guter oder magerer Beschaffenheit? und waren seine Zugänge fettes, geiles Feldwasser, oder hartes Quellwasser?"

Bei Hauptteichen, welchen man den Satz schon im Herbste anvertrauen kann, kann diese Regel in Ans

*) No. 6. S. 80.

Anwendung gebracht werden. Muß man aber den Satz, ehe er in die Hauptteiche kommen kann, zusammen in eine Winterhaltung setzen, so kann sie nicht berücksichtiget werden. In diesem Falle muß man daher vorzüglich auf die Güte der Teiche bei der Besetzung Rücksicht nehmen, um so viel als möglich Satz von gleicher Güte zu erhalten.

S. 136. „Es sind die Oekonomen über die Frage nicht einig, ob es gut sey, daß das Vieh den Sommer über in die Teiche getrieben werde, oder nicht" *).

Angenommen, daß dies in Streichteichen keinen Nutzen bringt, so sollte man doch wohl zu der Meinung berechtiget seyn, es würde in Streck- und Hauptteichen eher Nutzen als Schaden verursachen.

S. 158. „Sollte ein flacher, mit wenig Wasser versehener Teich das Unglück haben, daß die Fische im Winter aufständen, oder der Teich wohl gar ausfröre, so ist kein anderes Mittel, als den Teich in möglichster Geschwindigkeit von allem Eise zu befreien, die noch lebenden Fische herauszunehmen, und so gut als möglich zu verspeisen, zu verkaufen, oder in Fischhälter und Kästen zu setzen."

Es wäre sehr unklug gehandelt, in flachen, mit wenig Wasser versehenen Teichen, Fische den Winter über zu lassen, oder sie vor dem Winter hinein zu setzen. Welche Arbeit wäre es, einen Teich, in

*) No. 6. S. 89.

welchem die Fische aufgestanden sind, in möglichster Geschwindigkeit von allem Eise zu befreien, und könnte man auch auf diese Weise die Fische herausnehmen, und in Fischhälter oder Kästen bringen, so würden sie doch, wenn sie einmal so krank waren, daß sie aufstanden, selten vom Tode zu retten seyn, wenigstens hat sich dieses Mittel in der Anwendung nicht als bewährt gezeigt. Uebrigens würden sich zu den todtkranken Fischen, zumal, wenn es unausgewachsener Satz wäre, nicht viel Käufer finden.

S. 163. „Die Hamen sind spieglich gestrickte, an einem eisern Reif, woran eine Stange befestigt ist, gespannte Netze, womit man Fische auffängt."

Hamen zum Ausfischen der Teiche müssen leicht und daher von Holze seyn, weil sonst dadurch nicht nur die Arbeit erschwert wird, sondern auch die Fische beschädiget werden. Eiserne Reife sind bei solchen Hamen anwendbar, die man nur zum Einfangen der Fische in Kästen oder andern kleinen Behältern gebraucht.

S. 174. „Sobald die Fische aus dem Teiche gebracht werden, trägt man sie sogleich auf die Spühlbank zum Abspühlen" *).

Statt den Spühlbänken (Praktischen), verdienen wohl die Spühlbütten empfohlen zu werden. Die Fische werden darinne nicht so leicht beschädiget, kön-

*) No. 6. S. 106.

können reiner, wenigstens mit weniger Mühe abgespühlt werden, und das ganze Geschäft geht geschwinder von statten, welches hierbei eine Hauptsache ist. Wollen an einer Spühlbank mehrere sortiren, so sind sie einander leicht im Wege, hingegen können aus einer Spühlbütte mehrere zugleich Fische ausfangen, und in die umstehenden Bütten vertheilen.

No. 6. Berisch, C. L., gründliche Anweisung, wie sowohl die zahme als wilde Fischerei gehörig zu betreiben, um den höchst möglichen Ertrag hiervon zu erlangen ꝛc. Leipz. bei F. A. Leo 1794.

S. 4. „Man findet Teiche, welche ganz in Büschen liegen, und fast gar keine Sonne, sondern lauter Schatten haben; diese sind zu Karpfen ganz untauglich, weil sie wegen Mangel der Sonne nicht wachsen, mithin sind dergleichen Teiche oder Tümpfel nur mit Speisefischen zu besetzen.“

Zu Karpfen sind diese Teiche nicht untauglich, ob es es gleich nicht zu läugnen ist, daß sie unter die Teiche geringerer Güte gehören, und daher verhältnißmäßig nicht so stark besetzt werden können, als diejenigen, welche für das Wachsthum der Fische eine günstigere Lage haben. Wäre diese Behauptung gegründet, so könnten an manchen Orten, wo die Teiche meistens in Hölzern liegen, wenig Karpfen zugezogen werden. Speisefische allein in Teiche zu setzen,

ist

ist wohl überhaupt nicht rathsam, ob es gleich mehrere empfehlen.

S. 43. §. 21. „Im April pflegt man die zur Fortpflanzung des Geschlechts bestimmten Karpfen in die Streichteiche zu setzen, wiewohl es auch früher geschehen kann."

Geschieht die Aussetzung der Streichkarpfen im Frühjahre zu zeitig, ehe das Wasser in den Streichteichen gehörig durchwärmt ist, so kann dies eher schaden als nützen. Wenn die Winterhaltungen auch meistens eine kalte Lage haben, so haben sie doch nicht selten warme Quellen, und dann ist es auch wahrscheinlich, daß die Fische im Winter nahe beisammen liegen, und einander ihre natürliche Wärme mittheilen. Werden sie nun, wenn das Wasser noch sehr kalt ist, schon in die Streichteiche gesetzt, dann kann dadurch die Begattung leicht aufgehalten werden.

S. 60. §. 29. „Ehe der Same (Brut) noch in die Streckteiche gesetzt wird, so müssen sie mit hinlänglichen und guten Horden versehen werden, weil sonst die eingesetzten Samenfische, größtentheils davon gehen würden."

In den Gegenden Sachsens, in welchen man bekannt ist, sind keine Horden im Gebrauche. Diese würden auch, weil sie beweglich sind, öfters gestohlen werden, wenigstens schlägt man häufig die festesten Staken aus den Rechen.

S. 96.

S. 96. §. 46. „Wenn in den Teichstichen (Fischlagern) und Graben, wo man mit den Wathen Fische fangen soll, Hecht- oder anderes Gras gewachsen seyn sollte, so muß dasselbe den Tag, wenn zu Fischen angefangen werden soll, mit Sensen ausgehauen, oder mit den Händen ausgerissen, und auf den Rand gebracht werden, weil sich sonst im Unterbleibungsfall, viele Fische unter dem Grase verbergen."

Daß das Gras in den Fischlagern die Ausfischung sehr erschwert, ist einleuchtend, aber die hier dawider angegebenen Mittel sind wohl nicht anwendbar. Wird das Gras mit der Sense abgehauen und das Wasser ist schon so weit abgelassen, daß ein Teich den nächsten Tag ausgefischt werden kann, so kann dies nur über den Wasser geschehen, und die Stengel bleiben auf den Boden stehen, wo sie am meisten im Wege sind. Eher ist das Aushauen nicht möglich, weil dazu fast alle Teiche an den Stellen der Fischlager zu tief sind. Mit Händen kann das Gras nur dann sorgfältig ausgerissen werden, wenn Teiche ganz ohne Wasser sind. Kurz vor der Ausfischung haben die Teiche zu diesem Geschäfte noch immer zu viel Wasser, auch würde dadurch das Wasser sehr getrübt werden, welches den Fischen leicht nachtheilig seyn könnte. Die besten Reinigungsmittel der Teiche sind das Ausfahren (Schlämmen) und Besäen. Wenn aber das Fischlager schon so tief ist, daß das Wasser nicht rein ablaufen will,

so

so ist das Ausfahren bei diesem Theile eines Teiches nicht ausführbar. Zur Verminderung mancher Wasserpflanzen, namentlich des Rohrs und Schilfs, trägt auch das Abschneiden unter dem Wasser bei, weil dadurch die Ausfaulung oft veranlaßt wird.

S. 98. „Die kleinen (Fische), welche man der Wathe gelassen hat, werden mit sammt der Wathe wieder in den Teich getragen, und hinten, wo man nicht mehr Fischen will, in den Teich ins Wasser geschüttet.“

Die Wathe wird nur bis an den Rand des Fischlagers, und nicht ganz aus dem Wasser gezogen, damit die Fische theils nicht ganz ohne Wasser sind, und theils nicht zu hoch über einander zu liegen kommen. Soll die Ausfischung eines Teichs für einen Tag beendiget werden, oder will man nur auf einige Stunden damit anhalten, weil Fische genug in den Bütten sind, oder weil es an Wagen zu ihrer Transportirung fehlt, und es sind noch Fische in der Wathe, so wird diese gelüftet, und sie werden ohne Rücksicht auf ihre Größe wieder in das Wasser gelassen.

Zum Schlusse versichert man, daß man mit diesen Bemerkungen nicht die Absicht gehabt hat, Jemanden zu beleidigen oder Unrecht zu thun. Man theilte seine Meinungen und Erfahrungen ohne alles

per-

persönliche Interesse offen, und in der Absicht mit, damit Manches näher zur Sprache kommen sollte. Daher werden die noch lebenden Verfasser der angeführten Schriften, die Leser des Archivs, und überhaupt alle Sachverständige hierdurch aufgefordert und gebeten, die hier mitgetheilten Bemerkungen, wo sie nicht mit ihren Erfahrungen übereinstimmen sollten, zu widerlegen, denn dadurch gewinnt die Wahrheit!

F. T.

V.

Ueber die Nutzbarkeit der Zwetschgen- oder Pflaumenbaum-Pflanzungen

auch in Sand-Gegenden, und die aus dem Verkauf der Frucht dieses Baumes zur Zukker-Fabrikation ꝛc. hervorgehenden großen Vortheile; besonders über den Zwetschgen-Bau zu Klein Lankheim im Grosherzogthum Wirzburg.

Von

Johann Bernhard Tischer,

Königlich Baierischen pensionirten, vormals Dinkelsbühlischen Polizei-Direktor ꝛc.

Lange schon ist die Pflaume oder Zwetschge (Prunus domestica) in Sachsen, am Rhein, am Nekar, und insbesondere am Main, als eine vortrefliche Baumfrucht bekannt, deren Vaterland Asien und besonders die Gegend um Damaskus ist, die seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts sich in Teutschland, vom Nekar her, verbreitete, und allgemeiner angepflanzt wurde.

Man

Man schätzte bisher schon den Zwetschgen- oder Pflaumenbaum sehr, als einen überaus wirthschaftlichen Obstbaum, dessen Früchte, frisch und getrocknet, für gesunde und kranke Personen dienet, auch einen vortreflichen Branntwein liefert. Neuerlichst aber wurde dieser bisher bekannte Werth desselben, noch dadurch sehr erhöhet, daß man seine angenehme und gesunde Frucht auch als diejenige erkannte, durch deren süßen Safte ein treflicher Zucker gewonnen, und der indische Zucker entbehrlicher gemacht wird; daneben aber dennoch die, bei solcher Fabrikation sich ergebenden Abgänge, auf andere vortheilhafte Weise benutzt werden konnten; wie denn bereits in Braunschweig und Strasburg erprobt wurde, daß aus 24 Pfund Zwetschgen, 2 Pfund Zucker, 5 Pfund Syrup, und 2 Mas treflicher Branntwein gewonnen werden könne. Wie sehr wäre daher zu wünschen, daß dieser höchst nützliche Baum, der fast mit jedem Boden zufrieden ist, wenn nur seine Wurzeln nicht gerade zu auf schweren Letten zu stehen kommen, allgemeiner besonders in jenen Gegenden Teutschlands angepflanzt werden möchte, über welche übrigens die gütige Natur ihr gesegnetes Füllhorn nur sparsam ergos, weil die Proben schon länger vorliegen, daß dieser Baum, selbst im schlechten sandigen Boden, recht gut gedeihet, und seine Anpflanzung sogar dem Getreidebau solcher Gegenden sehr verträglich — auch letztere

in

in eine Art englischer Parks umzuwandeln im Stande ist. Die überzeugendste Probe eines solchen höchst nutzbaren Unternehmens finden wir länger schon in Franken, und zwar in Flecken Kleinlankheim, im Grosherzogthum Wirzburg, an der Königlich Baierischen Gränze, und eine Stunde von der Stadt Kitzingen am Main gelegen; — und in den angränzenden Orten jenes Fleckens zu Wiesenthaid, Groslankheim, Haid, Feuerbach ꝛc., welche durch das Beispiel des erstgenannten Ortes, zur rühmlichen Nachahmung gereizt wurden. Wer diese Gegend Frankens seit 40 Jahren nicht mehr sah, wird sich in derselben auch zuverläßig nicht mehr erkennen: denn, wenn vormals sein Fuß auf heisen unfruchtbaren Sandsteppen wandelte, und er, gegen die Strahlen der Sonne fast nirgends Schutz und kühlenden Schatten finden konnte, so kann er jetzt, in der ganzen Flurmarkung, unter unzäligen Alleen der fruchtbeladensten Zwetschgenbäume umherschweifen, die ihm überall angenehme Kühle zu fächeln; — und vergeblich wird sein Auge die ehemaligen Sandsteppen wieder suchen, welche die Zwischenzeit, und der Fleiß der dortigen Menschen in fruchtbare Gefilde umschuf, und mit Zwetschgenbäume besetzte, deren ausgebreitete Aeste nun, die zu heisen Sonnenstrahlen in ihren, für die Getreidpflanzen nachtheiligen Wirkungen mäsigen, daß selbige nicht mehr so eilend wie sonst, die Fruchtigkeiten

ten wohlthätiger Regen und Thaue zu entziehen vermögen.

Kleinlankheims Markung ist sehr beträchtlich; sie umfaßt 3241 Morgen Acker zu 160 Quadrat Ruthen, 270 Morgen Weinberge, 409 Morgen Wiesen, und die Erdfläche in selbiger ist größtentheils gelblicher Sand, durch eine mehrere Fuß betragende Tiefe.

Den Einwohnern dieses ansehnlichen Fleckens, — der früherhin zum ehemaligen Fürstenthum Ansbach gehörig war, — gebühret der Ruhm des gesunden Menschenverstandes, der Bravheit, und der Empfänglichkeit für solche Verbesserungen der Landwirthschaft, mittelst der man den Endzweck zu erreichen strebt, der unerschöpflichen gütigen Natur stets reichere Segnungen abzuiocken; — und bei solchen braven Menschen konnte denn auch ein Mann thätig und nützlich würken, dem an sich schon die Pflicht oblag, das Beste seiner Untergebenen zu befördern.

Der Beamte des Orts, der verstorbene Amtskastner Fenk, gab nämlich vor 40 Jahren seiner Gemeinde den wohlgemeinten Rath, die magern Sandfelder mit jungen Zwetschgenbäumen, in geraden Richtungen dergestalt zu bepflanzen, daß stets zwischen diesen Fruchtbaum-Alleen einige Ackerbeete unbepflanzt — und zwischen

den

den Bäumen selbst ein Raum von 20 bis 24 Fuß bliebe.

Da der Beamte schon mit dem Muster der Aeckerbepflanzung, auf eignen Boden vorangegangen war, so fand auch seine Lehre bei mehrern Gemeindegliedern Eingang, nnd bald folgte jeder dortige Grundbesitzer nach: denn mit jedem Jahre wurde der hoffende Nutzen sichtbarer; die Bäumchen wuchsen freudig empor, und so wie sich ihre Aeste weiter verbreiteten, und durch ihre Schatten die Getreidepflanzen gegen die allzusehr brennenden Sonnenstrahlen zu schützen begannen, vermehrten sich auch dit Aernten, die Aehren der gewöhnlichen Getreidearten wurden größer und vollkörniger, das Stroh höher, und nach einigen Jahren traten die jungen Bäume schon in den tragbaren Stand, und lieferten immer reichlicher, die angenehmen süßen Früchte, so daß man bald auf die Verwerthung derselben Bedacht nehmen mußte, wozu denn der nahe Mainfluß die schönste Gelegenheit darbot.

Dermalen nun strömen jährlich ganze Schiffsladungen getrockneter Zwetschgen, auf den Rücken des Mains abwärts, nach Frankfurt und Holland, und von mehr denn zweimalhunderttausend Zwetschgenbäumen, welche nun die Sandäcker Kleinlankheims beschatten, erzeugte sich für die Einwohner ein so beträchtlicher Erwerbzweig, der im Durchschnitt auf funfzehn bis zwanzigtausend Gulden veranschlagt wer-

werden darf. So belohnt sich der Fleiß, und die Besiegung landwirthschaftlicher Vorurtheile! —

Viele Eigenthümer haben ihre nöthigen Obstdarren sogleich auf ihre baumbepflanzten Felder versetzt, und dadurch sich die Geschäfte der Obsttrocknung erleichtert. Man kann nichts schöneres sehen, — nicht angenehmer wandeln, als zwischen den Alleen der Zwetschgenbäume in Kleinlankheims gesegneten Fluren in fruchtbaren Obstjahren.

Die schwerbeladenen Aeste neigen sich freundlich winkend gegen den Wanderer herab, und bieten gleichsam seinem Munde die angenehmen und labenden Früchte aus Pomonens Füllhorn, ihm mit Gefälligkeit dar.

Die Landwirthschaft der Kleinlankheimer ist übrigens frei vom Zwange; und jeder Einwohner benutzt seine Felder nach Gutdünken. Man weis hier nichts vom beschränkenden flürlichen Ackerbau, und von eigentlicher Brache. Korn, Waizen, Hafer, Heidekorn oder Buchwaizen, Kartoffeln, Luzerner und Brabanter Klee ꝛc. wechseln überall gegen einander ab, und verbreiten durch die Fluren das angenehmste Farbengemisch. Allgemeiner wurde wohl nirgends als hier der Futterkräuter- und Kleebau als nützlich anerkannt, daher aber auch dort die trefflichste Viehzucht; was denn den Einwohnern jenes guten Fleckens gleichfalls zum Ruhm und Nutzen gereicht,

reicht, und ihren Wohlstand gegen die, auch sie empfindlich betroffenen Stürme der Zeit befestigte. Natürliche Folge ist es, daß diejenigen Ackerbeete, welche mit Baumreihen, der vollen Länge nach, bepflanzt sind, nicht mit dem Pfluge, sondern mit der Hacke oder den Spaten bearbeitet werden, und also der Pflug nur die unbepflanzten Zwischenbeete, zum Getreide- oder Futterbau vorrichtet. Die mit Zwetschgenbäumen bepflanzten Ackerbeete dienen dann gewöhnlich zum Kartoffelbau, oder für die Anpflanzung anderer behackten Früchte, und geben diesem nach einen zweifachen Ertrag für die Wirthschaft.

Welcher Nutzen kann nun dem industriösen Völkchen zu Kleinlankheim, — daraus erwachsen, daß ihre an sich schon so vorzüglich wohlschmeckenden und süßen Zwetschgen für die Folge auch zur Zucker-Fabrikation verwendet werden können? — Ein schätzbarer Industriezweig der gewiß bald, wenigstens von einigen dortigen Einwohnern benutzt werden wird! — Und welchen Nutzen würden so viele andere Orte meines geliebten Baierischen Vaterlandes, in sandigen Gegenden, und selbst auch in andern Staaten, aus der Nachahmung ähnlicher Zwetschgenbaum-Anpflanzungen ziehen — und dadurch ihren Wohlstand befestigen können? — Dies soll nun der Verfolg

folg dieser kleinen Abhandlung mit möglichster Zuverlässigkeit lehren. Möchte sie doch etwas zur Beförderung des allgemeinen Besten beitragen!!

Ich nehme an, daß in der Kleinlankheimer Markung

a) Sechszigtausend zwanzig und dreißigjährige, und

b) eben so viel zehn bis zwanzigjährige Zwetschgenbäume in der schönsten Vollkommenheit stehen; und

c) achtzigtausend dergleichen, von geringerm Alter und Wuchse, mithin noch nicht in die vollkommene Fruchtbarkeit eingetreten seyn möchten.

Die erstere Baumgattung nun soll

1) in fruchtreichen Jahren, im Durchschnitt vom Baum nur 20 Pfunde, und

2) in mittelmäßig fruchtbaren nur fünf Pfund Früchte; die zweite Gattung hingegen

ad 1) nur zehn Pfunde, und

ad 2) nur zwei Pfunde Früchte reichen;

3) alle übrigen 80,000 Zwetschgenbäume, von geringerm als zehnjährigen Verpflegungsalter aber, sollen, obgleich selbige bereits schon fruchtbar sind, zur Deckung meiner Berechnung außer Ansatz bleiben.

Es würde demnach das Gewicht dieser schätzbaren Baumfrüchte für Kleinlankheims Flur betragen:

A) in guten fruchtreichen Jahren:

	Centner.
von 60,000 zwanzig bis dreißigjährigen Zwetschgenbäumen à 20 Pfund .	12000
von 60,000 zehn bis zwanzigjährigen dergleichen à zehn Pfund . .	6000
Thut	18,000 Ctr.

und

B) in mittelmäßig fruchtbaren oder sogenannten geringen Jahren:

von erstern à fünf Pfund . .	3,000
von letztern à zwei Pfund . .	1200
Thut	4200 Ctr.

Da nun aber zuweilen auch Mißjahre bei dem Zwetschgenbau eintreten, auf welche allerdings Rücksicht genommen werden muß; und da ich überhaupt bei dergleichen Berechnungen und Veranschlagungen mich lieber gerne in der niedrigen Sphäre umhertreiben, als in höhere Regionen schwingen will, die so gerne Schwindel erregen, gefährlich sind, und Projecte erzeigen, welchen gewöhnlich nichts als die Möglichkeit der Ausführung mangelt; — so nehme ich zur vollständigen Sicherheit weiter an; daß in einem Zeitraume von vier Jahren nur einmal ein eigentlich wirklich fruchtbares Zwetschgen-Jahr, —

dagegen aber drei mittlere oder geringfruchtbare dergleichen Jahre eintreten sollen, daß also, als ein, im Durchschnitt für alle Jahre zuverlässig feststehendes Gewicht, der von 120,000 erwachsenen Zwetschgenbäumen in der Kleinlankheimer Markung zu erwartenden abgetrockneten Zwetschgenfrüchte, eine Centnerzahl von 7650 Baierischen Gewichts, ausgemittelt seyn soll.

Hat sich nun bereits im Königreich Westphalen erprobt, daß aus

24 Pfund Zwetschgen, 2 Pfund Zucker,

5 Pfund Syrup und 2 Mas Brantwein gewonnen werden kann; so möchte sich allerdings auch eine gleiche Probe mit der Kleinlankheimer, an sich schon sehr vorzüglichen Zwetschgenfrucht zu Tage legen können.

Allein, mein eben erst bemerkter Vorsatz: bei allen dergleichen Berechnungen, durchaus nur bei den Mittelsätzen stehen zu bleiben, — veranlaßt mich auch hier, als Ausbeute an Zucker, Syrup und Branntwein, aus einer gleichen Gewichts-Quantität nur die Hälfte, und also aus 24 Pfund Zwetschgen nur

1 Pfund Zucker, und nur 2 Pfund Syrup, dann

1 Mas Brantwein zu erwarten.

Die Masse von 7650 Centnern Zwetschgen, würde demnach liefern:

318¾ Centner Zucker,
637½ Centner Syrup, und
31,875 Mas, oder 498 Eimer, zu 64 Mas Brantwein,

und wenigstens folgenden Geldwerth erzeugen:

a) für 318¾ Centner Zucker à 66⅔ Gulden, oder à 40 Xr. pro Pfund	21,250 Fl.
b) für 637½ Centner Syrup à 25 Fl. oder à 15 Xr. pro Pfund .	15,537½ =
c) für 31,875 Mas Brantwein à 40 Xr.	21,250 =
Summa	58,037½ Fl.

und, fände sich das westphälische Resultat auch hier bestätiget, so würde der Ertrag, der so äußerst nützlichen Kleinlankheimer Anlagen, sich wohl um mehr als noch einmal so viel erhöhen: denn auch die vorbemerkten Werthspreise sind gewiß nur sehr niedrig zur Berechnung genommen.

Jeder sandiger Frankenmorgen Acker, zu nur 180 Quadrat Ruthen in der Lankheimer Markung, würde sich sonach, schon allein durch die dort vollzogene Anpflanzung mit Zwetschgenbäumen, nach der vorbemerkten, auf durchaus niedrige Sätze sich stützenden Berechnung, jährlich auf achtzehn Gulden rentiren, ohne daß noch die mindeste Rücksicht auf den, dennoch davon abzunutzenden Getreide-

treide- und Futterkräuterbau ꝛc. genommen wäre.

Rechnet man nun diesen weitern Ertrag für die Kosten und Landesherrliche Abgaben, die jedoch dadurch überhoch veranschlagt wären; so mögte gleichwohl der außerordentliche Nutzen einer solchen landwirthschaftlichen, selbst dem ganzen Europa Segenbringenden Anstalt, für wärmere Sandgegenden, selbst dann noch sichtbar genug bleiben, wenn auch die Zuckerfabrikation aus Zwetschgen, sich in der Folgezeit, und wenn etwa einmal wieder der allgemeine Friede, und die erwünschte Freiheit der Meere die Erde beglücken würde, nicht mehr so ganz erhöht nutzbar darlegen sollte, als es, für jetzt, den zuversichtlichen Anschein hat: denn schon bisher hätte Kleinlankheims öffentliches Muster, weiterhin, als für seine nächsten Umgebungen würken, und wenigstens die Bewohner der mancherlei höchst kärglich gesegneten Sandgegenden des ehemaligen Fürstenthums Ansbach, von welchen jener Ort, weiland, ein Theil war, oder des jetzigen Königlich Bairischen Rezatkreises, — zur Nachahmung rrizen sollen! —

Längst schon hätte das, sich hier, so überzeugend erprobte Nützlichere, auf die Sandfelder um Nürnberg, Erlangen, Schwabach ꝛc. und die verschiedenen Gegenden der Landgerichte Ansbach, Dinkelsbühl, Gunzenhaußen ꝛc. verbreitet, und die dagegen

gegen streitenden Vorurtheile, durch Ueberzeugung besiegt werden sollen, die in Kleinlankheim so offen vorlag, und sich schon durch eine Reihe von 40 Jahren bestätiget hatte!!

Welcher große Segen würde nun, und in dem jetzigen merkwürdigen Zeitpunkte, daraus erwartet werden können? — welche heilsame Quelle zur Wiederherstellung des, durch die traurigsten Zeitereignisse so tief gesunkenen häuslichen Wohlstandes der Bewohner jener Gegenden, würde sich jetzt, dadurch geöfnet, und fliesend finden, wären dergleichen Anpflanzungen auch nur etwa seit 10 Jahren erfolgt? Denn bekannt ist es ja, daß der Zwetschgenbaum schon bald sich fruchtbringend zeiget. —

Sollte inzwischen diese kleine Abhandlung im Vaterlande, oder in andern Staaten, Beifall und Beherziguug für die Folgezeit finden, und die Ueberzeugung der Nützlichkeit des vorliegenden Gegenstandes bewürken, was mir allerdings höchst schmeichelhaft seyn müßte; so würde vor allen zur Anlegung eigener Baumpflanz-Schulen sowohl von jungen Wurzel-Schößlingen als ältern Zwetschgenbäumen, die sich fast aller Orten in Menge finden liesen, und so leicht fortkommen, als durch Ansaten der Zwetschgenkerne, geschritten werden müssen.

Die letztere Art der Vermehrung dieses nützlichen Baumes, scheint zwar etwas langweiliger zu

seyn,

seyn, da die junge Pflanze aus dem Zwetschgenkern gewöhnlich erst im zweiten Jahre hervorkeimet; allein sie führet um so sicherer zum Ziele der Pflanzenvermehrung in Menge, und die Hervorkunft der jungen Pflanze kann dadurch schon im ersten Jahre, mithin früher, bezweckt werden, wenn vor der Ansat, der harten Schaale des Zwetschgenkerns, durch sanftes und vorsichtiges Schlagen, eine Sprengung, aber durchaus keine Quetschung des innern Kerns beigebracht, und dadurch dieser innere eigentliche Kern zum frühern Keimen gereitzt wird. Ganz von der harten Schale entblößte Kerne, verändern und verlieren sich in der Erde. Mäuse dürfen auf dergleichen Ansatplätzen nicht geduldet werden.

Wie manches Stückchen oder Hütung an den Dörfern könnte eingefriediget, zu einer örtlichen Obstbaumschule vorgerichtet, und segenbringend für eine Gemeinde werden, bei der einiger Sinn für das Gute und Nutzbare zu finden wäre!

Dem Schullehrer übertrüg ich die Aufsicht. Er müßte von der Baumzucht und der Veredlung der Bäume Kenntnisse besitzen, und verpflichtet seyn, diese auch seinen jungen Zöglingen mitzutheilen, und die Gemeindekasse bestritte die wenigen, auf jeden Fall unbedeutende Kosten; dagegen aber hätten auch die Gemeindeglieder den gegründetsten

An-

Anspruch auf die unentgeldliche Abgabe der benöthigten Bäumchen.

Doch das sind Gedanken, die meiner Feder nicht, und um so weniger hätten entschlüpfen sollen, als Schadenbringend und nachtheilig bereits für mich selbst, die Ausführung einer ähnlichen Anstalt zu D*** wurde, — die mit einigen tausenden mühsam angezogenen, und theils schon veredelt gewesenen jungen Obststämmchen, der Vernichtung übergeben wurde!!! — — Allein sie stehen nun einmal hier, diese Gedanken, und mögen also auch des allgemeinen Besten wegen, stehen bleiben. —

Oeko-

Oekonomische Zeitung.

1. Die Inokulation der Schafe mit Kuhpocken betreffend.

Die im Februarhefte des Archivs d. t. L. aufgestellten glücklichen Versuche, die Schafe mit Kuhpocken-Lymphe zu inokuliren, bewegt mich auch meines Versuches zu gedenken, welchen ich vor einigen Jahren in Lindau machte. Freilich misglückte der Versuch gänzlich, aber ich habe Grund, die Schuld mehr der untauglichen Lymphe beizumessen, als der Sache selbst. Ich würde freilich den Versuch fortgesetzt haben, allein ich war so glücklich, weder in meiner noch in einer benachbarten Schäferei die natürlichen Pocken zu verspüren. Der praktische Landwirth hat ohne dieß alle Hände voll zu thun, und kann sich nur schwer, zumal wenn er Pächter ist, zur Untersuchung neuer Wahrheiten entschließen.

Albert, Amtmann.

2. Tauschanerbieten.

Auf Veranlassung eines Tauschanerbietens — des Africanischen Weizens — gegen Pfauengerste

gerste Hord. Zeocriton L. — so im Decemberstück v. J. des Archivs der teutschen Landwirthschaft S. 570 bekannt gemacht wurde, habe ich mich entschlossen, nicht nur allein die Pfauengerste, sondern auch noch einige andere Ausländische Getreidearten ꝛc. als dießjähriges Sommersat-Getreide in ganzen, halben und viertels Pfunden, zu verkaufen. —

Diesem zufolge, mache ich es einem resp. landwirthschaftlichen Publikum und jedem Dilettanten des Ackerbaues, ganz ergebenst bekannt, daß Sommergetreide, Hülsenfrüchte, so wie auch ausländische diverse Sorten von Oel-Pflanzen und Futterkräutern, nach folgenden Verzeichniß zu haben sind, und zwar soll der Zeitraum des Verkaufs vom Monat Februar d. J. bis zweite Hälfte Aprils a. c. Statt finden. —

Das Sommer-Getreide ist folgendes:

1) Große tuneser nackte Gerste Hordeum coëleste à ℔. 12 gr.
2) Kleine do. Hord. nudum. à ℔. 12 gr.
3) Türkische Pfauengerste Hord. Zeocriton L. à ℔. 16 gr.
4) Asiater Sommerspelz à ℔. 20 gr.
5) Grützhaber aus der Tartarei Avena nuda à ℔. 16 gr.

6) Som-

6) Sommerroggen aus Astracan in Asien. in versiegelten Viertel- und Achtelpfund-Paketen, à ¼ ℔. Paket 12 gr. und à ⅛ ℔. Paket 6 gr.

Ferner können Freunde des Ackerbaues erhalten:

A) Pakete, mit einem Sortiment der vorzüglichsten ausländischen Hülsen-Früchte, als:

I. Erbsen, 9 der interessantesten Sorten.
II. Bohnen, 8 — — — —
III. Linsen, 3 — — — —
à Paket 1 Rthl. 4 gr.

B) Pakete, mit einem Sortiment der vorzüglichsten Sorten fremder Oel-Gewächse, 1 Rthlr. 12 gr.

C) Pakete, mit einem Sortiment der vorzüglichsten Wiesengräßer-Samen, zur beliebigen Vermehrung und Anlegung einer Samenschule bestimmt, nebst Anweißung. 1 Rthlr. 16 gr.

D) Pakete, mit einem Sortiment der vorzüglichsten Futterkräuter, als:

α) Grasarten,
β) Kleearten,
γ) Weidepflanzen, und
δ) Gemischte Futterpflanzen, nebst Anweißung.

Die

Die Bezahlung geschieht in Golde, den Louisd'or zu 5 Rthl. gerechnet. — Die Gelder, wie auch die Vergütung für Emballage, bei größern Bestellungen müssen Portofrei nach Leipzig, an dem Hrn. Oeconomie-Inspecter, Friedrich Pohl, Herausgeber des Archivs der teutschen Landwirthschaft, und Director eines landwirthschaftl. Instituts daselbst, eingesendet werden, welcher dann das Weitere an die Behörde gefälligst besorgen wird. —

Die Versendungen sollen so schnell als möglich erfolgen.

L . . und Fr. im Monat Februar 1811.

Recht gern werde ich mich nach des Hrn. Einsenders Wunsche, des Geschäfts der Anname und Beförderung franko an mich gelangter Bestellung unterziehen, und wie jede andere landwirthschaftliche Bestellung nach meinen Kräften bestens und unentgeltlich besorgen, wie ich dieß schon mehrmals angemerkt habe.

Fr. Pohl.

3. Bemerkungen und Anfrage über ein Insekt, welches die Obstbäume tödtet.

Nach einem Berichte aus der Gegend von Halle vernehmen wir, daß daselbst seit ein Paar Jahren die Obstbäume durch ein Insekt, welches nach der unge-

ungefähren Beschreibung ein Borkenkäfer seyn könnte, verwüstet worden. Dieses Insekt geht die gesündesten Bäume an, frißt sich in den Splint. Die angefressenen Bäume fangen alsdann an zu welken, die Blätter trocknen sich feste, und so gehen die schönsten Bäume alsbald ohne Rettung zu Grunde. Wo sich das Insekt einmal einfindet, da macht es traurige Zerrittungen in den Obstgärten. Es soll selbst die kraftvollsten jungen Bäume angehen.

Es ergeht daher die Frage, ob man dieses Insekt und seine Verwüstungen auch schon anderswo bemerkt, und was man dagegen mit Nutzen für Mittel gebraucht habe?

4. Sparksamen wird zu kaufen gesucht.

Für eine Wirthschaft in der Gegend von Wittenberg werden einige Scheffel Sparksamen (Spergula arvensis L.) gesucht. Man wendet sich deshalb gefälligst so bald als möglich an Herrn Oekonom. Inspektor Fr. Pohl.

5. Dienstgesuch.

Ein Oekonom, welcher unverheirathet und durch einen Pacht eben jetzt Dienstlos wird, sucht als Verwalter sein weiteres Unterkommen, wo dieß auch nur immer seyn mag. Weiteres gibt der Herr Oekonomie-Insp. Fr. Pohl in Leipzig.

Diesen

Diesen etliche 20 Jahre alten, gesunden und starken Oekonom, kann ich aus sicherer Hand bestens empfehlen. Seine ersten Kenntnisse erwarb er sich bei seinem Vater, welcher ein rühmlich bekannter Landwirth ist, wurde alsdann in einer großen Wirthschaft weiter ausgebildet, und hat seit der Zeit als Verwalter sich in jeder Hinsicht ein empfehlendes Lob erworben.

Fr. Pohl.

6. Pachtgesuche.

1) Ein Oekonom, welcher sich zeither als Verwalter gnügliche Kenntnisse aller Branchen der Landwirthschaft verschaft, und einiges Vermögen besitzt, wünscht von jetzt an in Sachsen ein Rittergut von einiger Größe zu erpachten. Weitere Nachricht wird der Herr Oekonomieinsp. Fr. Pohl in Leipzig auf frankirte Briefe oder mündliche Anfrage geben.

2) Auch ist mir ferner von einem Landwirth der Auftrag ertheilt worden, für ihn ein Rittergut, was aber nicht zu stark ist, zu pachten auszusuchen. Ich bitte daher um die Gefälligkeit mir deshalb Nachweisungen zu ertheilen.

3) Ein Oekonom von gesetzten Jahren, welcher seit vielen Jahren mit voller Zufriedenheit seiner Principalität ein paar ansehnliche Rittergüter in Sachsen administrirt hat, und der Zeitverhältnisse

wegen

wegen dienstlos wird, sucht anderweit sein schickliches Unterkommen, entweder bei einer Herrschaft als Verwalter, oder aber auch in einem Pachte, welcher kein zu großes Kapital erfordert, da sein väterliches Erbtheil nicht bedeutend ist. — Auch dieser ist mir nicht nur von sicherer Hand als ein rechtschaffner und fleißiger Mann empfohlen worden, sondern ich habe auch noch Gelegenheit benutzen können weiter Erkundigung über ihn einzuziehen, welche mit jener Empfehlung und seinem Attestate übereinstimmen.

Noch bemerke ich gelegentlich, daß es sowohl für Verkäufer, Erkäufer, Ver- und Erpächter, nützlich seyn könnte, mir ihre Wünsche, jedoch so bestimmt wie möglich, vorzulegen. Ich rechne weder auf Procente noch Gratiale, sondern wünsche nur gefällig zu seyn.

Fr. Pohl.

7. Feinwollige Schafe werden zu kaufen gesucht.

Von mehrern Orten aus werden ansehnliche Bestellungen auf feinwollige Schafe gemacht. Ich bitte um Wollproben und die Kaufsbedingungen.

Fr. Pohl.

8. An-

8. Anzeige neuer Schriften.

Ueber die Schafzucht, insbesondere über die Race der Merinos. — Bearbeitet von Tessier. Ins Teutsche übertragen mit Anmerkungen und Zusätzen von W. Witte. Mit 6 Kupfert. Berlin bei J. E. Hitzig 1811. gr. 8. 246 S. (1 Rthl. 12 gr.)

Dieses Buch bedarf keiner wortreichen Empfehlung. Es ist von allen mir bekannten Schriften, welche bisher über diesen Gegenstand geschrieben worden, ohne Frage, das vorzüglichste. Ich bemerke nur, daß wir Herrn Witte nicht nur eine freie Uebersetzung verdanken, sondern daß er auch durch äußerst lehrreiche Anmerkungen und Zusätze dieser Schrift noch einen viel höhern Werth gab, als das Original selbst hat. Im nächstfolgenden Hefte des Archivs, werde ich den Lesern die wesentlichen Punkte, welche durch obige gehaltreiche Schrift belehrend zur Sprache gebracht worden sind, näher vorlegen und denselben einige Bemerkungen, die in Sächs. Schäfereien gemacht worden sind, beifügen.

Fr. Pohl.

Abhandlungen.

I.

Einige Worte über meine Faßbranntweinbrennerei, veranlaßt durch einige, in dieser Zeitschrift befindlichen Aufsätze.

Da ich bei der öffentlichen Mittheilung der Beschreibung meiner Brennerei blos den Zweck vor Augen hatte, der Welt nützlich zu seyn, so ist es mir um so erfreulicher, wenn Männer mit Sachkenntniß mir ihre Meinung über diesen Gegenstand mittheilen, sey dieß nun öffentlich oder privatim. Deshalb danke ich allen, die dies thaten, recht herzlich. Man erlaube mir nun einiges über ihre mitgetheilten Bemerkungen zu sagen.

Im Aprilstück 1810 dieser Zeitschrift macht der Herr Professor Hoffmann mir das Compliment, daß meine neue Einrichtung alle vorigen weit hinter sich ließe, sagt aber auch zugleich, es sey nicht zu läugnen, daß sie noch sehr verbessert werden könne. Für Ersteres danke ich ergebenst, und das

Zweite gebe ich vollkommen zu; denn warum sollte meine Erfindung vor allen andern gemachten Erfindungen aller Art, eine Ausnahme machen? Ich eilte ja deshalb mit der Bekanntmachung, um andern Sachkundigen Gelegenheit zu Verbesserungen zu geben; zumal da ich voraus wußte, daß ich selbst wenig an Verbesserung denken konnte, einmal darum, weil meine Brennerei im Ganzen zu klein ist, um ihr eine gewisse Vollkommenheit geben zu können, sie folglich auch nur als Nebengeschäfft betrieben wird, und ich daher wenig Zeit auf sie wenden kann. Dann zweitens, weil ich schon vieles Geld auf die nöthigen Verbesserungen der andern Theile meiner Wirthschaft wenden mußte, und ich wenig den allgemeinen Besten aufopfern konnte. Zufrieden war ich schon, daß ich es mit meiner Brennerei nur so weit gebracht hatte, daß die Anlage mir wenig kostete, ich Brennmaterial erspare, und sie mir übrigens alles das noch leistet, was andern Brennereien, die auf Vollkommenheit Anspruch machen, ihren Besitzern leisten.

Daß der Herr Prof. Hoffmann mir nicht zutrauet, daß ich durch rationelle Erkenntniß meinen Ofen den gehörigen Luftzug verschaffen konnte, kränkt mich ein wenig, doch ich gab wohl selbst zu diesem Glauben dadurch Veranlassung, daß ich meine Beschreibung so ganz populär abfaßte, und wenig, fast gar keine wissenschaftlichen Raisonnements darinnen auf-

aufnahm. Diese Beschreibung war ja aber mehr für den gemeinen Brenner bestimmt, der oft, seines beschränkten Vermögens halber, mehr als jeder andere auf Ersparniß denken muß; hätte ich für diesen anders geschrieben, als ich wirklich geschrieben habe, so würde ich diesen Hauptzweck ganz verfehlt haben. Bei den übrigen Lesern rechnete ich darauf, daß sie sich selbst die Theorie schaffen würden, hier war mir es hauptsächlich um die Verbreitung der Praxis zu thun.

Wahrscheinlich kam auch Herr Prof. Hoffmann auf den Gedanken, daß ich ohne rationelle Kenntniß meine Brennerei ins Werk gesetzt habe, als ich sagte, daß ich nur zufällig meinem Ofen Luftzug verschaffte. Ich sagte nämlich: „mein Ofen brannte zu flüchtig“ und also dadurch zugab, daß ich nicht sogleich den rechten Punct getroffen hätte. Hat Hr. Prof. H. einigemal, wie sichs nicht anders vermuthen läßt, Feuerungsanstalten unter seiner eignen Leitung einrichten lassen, so wird ihm bekannt seyn, daß es, trotz aller angewandten rationellen Erkenntniß, nicht allemal möglich ist, den Luftzug gleich anfänglich nach Wunsch einzurichten, sondern daß Lokalverhältniße, alle Theorie wankend machen können. Mir wurde die ganze Einrichtung um so schwerer, als ich sie in einem, in aller Hinsicht durchaus verdorbenem, sehr altem Gebäude, worinnen der Schornstein und alle andern Hauptsachen unver-

ändert blieben, machen mußte, was alles auf den bessern oder schlechtern Luftzug gewaltig vielen Einfluß hat, wie aber der Hr. Prof. H. nicht zu ahnden scheint.

Besitze ich auch nicht viele gelehrte chemische und physikalische Kenntnisse, so versichere ich doch Hrn. Prof. H., daß ich schon seit länger als 20 Jahren mit allem Fleiße daran arbeitete, da wo ich nur Gelegenheit fand, die Feuerungsanstalten aller Art, zweckmäßiger einzurichten als ich sie fand. An Gelegenheit hierzu fehlte es mir wahrlich nicht, denn erstens schleuderte mich das Schicksal nach Ost und nach West, an verschiedenen Orten wurde mir die Direction bedeutender Güter, entweder auf eigene oder auf fremde Rechnung übergeben; und überall fand ich genug ganz zweckwidrig angelegte Feurungsanstalten; dann fanden auch meine gemachten Einrichtungen den Beifall anderer, und ich wurde oft von Freunden um Rath angesprochen.

Aber demungeachtet und trotz der, vom Hrn. P. H. aufgestellten Theorie, kann ich nicht begreifen, warum man den Grund, daß meine Einrichtnng in Hinsicht des bessern Luftzugs Vorzüge vor der Neuenhahnschen hat, darinnen sucht, daß bei der N. Faßbrennerei der Ofen im Fasse liegt, und von der ganzen Flüssigkeit umgeben ist, hingegen meine Vorrichtung sich in dieser Hinsicht von der Einrichtung eines gewöhnlichen Ofens nicht unterscheidet. Daß

das

das Brennmaterial selbst auf einen gewissen Grad von Temperaturerhöhung kommen muß, bevor es sich entzündet, dies ist sehr richtig. Daß aber bei einem metallnen Ofen, welcher von einer kalten Flüssigkeit umgeben ist, das Brennmaterial die nöthige Temperaturerhöhung deshalb nicht erreichen kann, weil die Hitze zu schnell vom Ofen verschluckt und von diesem an die kalte Flüssigkeit abgegeben wird, dieß ist aber wahrhaftig zu weit gegangen. Dieser aufgestellten Theorie gemäs, würde nie ein Feuer in den Ofen, welcher in einem kalten Zimmer steht, brennen; denn was dort die Flüssigkeit ist, das ist hier die sich in einer sehr niedrigen Temperatur befindenden atmosphärischen Luft.

Durch vieljährige Erfahrungen, weiß ich, daß die Oeffnung, durch welchen der atmosphärischen Luft Zutritt zum Feuer verschafft wird, sey nun dies das Aschen- oder das Feuerungsloch, mit dem Rauchkanal im richtigen Verhältniß stehen muß, wenn anders die Feuerung guten Luftzug haben soll, ist ersteres zu weit gegen letzterem, so entsteht Mangel an Luftzug; ist aber letzterer zu weit, so kann auch ein übermäßiger Luftzug statt finden. Dies kann jeder an einen gewöhnlichen sogenannten Windofen beobachten; sobald bei diesem die Feuerungsthüre ganz offen ist, so tritt gewöhnlich Rauch ins Zimmer, und das Feuer brennt still und ohne Zug, zumal wenn der Schornstein schlecht angelegt ist.

Wird

Wird die große Thüre aber zu und das kleine Thürchen aufgemacht, so wird gewöhnlich das Feuer mit heftigem Luftzuge brennen.

Diese Erscheinungen erkläre ich mir folgendermaßen: Da zu jeder Verbrennung Sauerstoffgas gehört, die atmosphärische Luft bekanntermaßen gewöhnlich einen Theil Sauerstoffgas und drei Theile Stickstoffgas enthält, so zieht, vermöge der Wahlverwandschaft zum Sauerstoffgas der im Verbrennen begriffene Körper die atmosphärische Luft an, zersetzt sie, nimmt das Sauerstoffgas auf, und Wärmestoff, Stickstoffgas und mehrere andere Dinge werden frei. Der Wärmestoff theilt sich den ihn umgebenden Körpern mit. Das Stickstoffgas ist leichter als das atmosphärische Gas, und viel leichter als das Sauerstoffgas, darum hat es Drang nach oben, und nimmt den Ausgang durch den Rauchkanal. Schon durch die Wärme ausgedehnt, nimmt dieses Gas einen größern Raum ein als vor seiner Zersetzung; aber es gesellen sich auch hierzu noch andere Dinge, die bei der Verbrennung frei wurden, alle bilden mit dem Stickstoffgas den Rauch und vermehren gar sehr das Volumen des eben erwähnten Gasses. Ist nun die Oeffnung (Rauchkanal) die allen zum Entweichen dienen soll, zu enge, so entsteht natürlich ein Druck auf das unten brennende Feuer; es füllt sich nämlich der Ofen immer mehr und mehr von oben nach unten zu, bis der

Rauch

Rauch endlich auf dem Feuer aufliegt. Bekanntlich ist im Stickstoffgas kein Verbrennen möglich, es ist dennoch kein Wunder, wenn der Rauch, worinn so viel Stickstoffgas befindlich ist, wenn er auf dem Feuer unmittelbar aufliegt, das lebhafte Verbrennen hindert, und endlich das Feuer auslöscht, tritt dieser Fall ein, so sagt man, es fehle dem Ofen an Luftzuge; und dieser Ausdruck ist auch einigermaßen richtig, denn, wie schon gesagt, vermöge der Wahlverwandschaft des Feuers zum Sauerstoffgas, zieht dasselbe die atmosphärische Luft an sich, je mehr nun das freigewordene leichtere Stickstoffgas Raum zum Weggehen findet, desto lebhafter zieht das Feuer die atmosphärische Luft an sich. Es findet also wirklich, im ganzen Sinne des Worts, Luftzug statt. Dies ist meine, mir selbst geschaffene Theorie des Luftzugs beim Verbrennen im Ofen, ob sie die richtige ist, dies muß ich der Entscheidung gelehrtern Physiker überlassen.

Könnte man auf eine leichte Weise das freigewordene Stickstoffgas vom Rus- und Kohlentheilchen während den Brennungsproceß trennen, so würde es auch leicht seyn, diese Theilchen selbst nach einer Verbrennung im Ofen zu unterwerfen, und den dadurch freigewordenen Wärmestoff zu benutzen. Bei meiner Branntweinbrennerei habe ich aber an diese Künstelei so wenig gedacht als andere tausende bei Erbauung ihrer Oefen dachten, mir war es darum

zu thun, meinen Ofen so einfach wie möglich darzustellen.

Herr Prof. Hoffmann und Herr von Steindel (s. Febr. St. 1811 d. J.) wollen beide meinem koncaven Boden nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da ich mir doch wirklich etwas darauf zu gute thue. Ersterer scheint seine ganze Verfertigung auf die Rumfordschen Versuche und Behauptungen zu gründen, es scheint aber nicht, als habe er daran gedacht, daß Rumford nur von den Böden der gewöhnlichen kupfernen Blaßen, die alle nicht zu sehr koncav und keine eine Zunge hat, redet. Bei meiner hölzernen Blaße muß die koncave Form des Bodens wirklich reelle Dienste thun, und dies will ich zu beweißen suchen. Bei einem ebenen Boden würde das Feuer zu wenig Berührungspuncte nach der zu kochenden Flüssigkeit zu finden, es würde demnach seine ganze Tendenz unmittelbar nach dem Rauchkanal zu erhalten, und so der größte Theil seines freiwerdenden Wärmestoffs im Schornstein absetzen. Bei meinen koncaven Boden hingegen, biete ich dem Feuer mehrere Berührungspunkte dar, es kann so an eine größere Fläche seinen Wärmestoff absetzen und der zu kochenden Flüssigkeit mittheilen. Die vertikalstehende Zunge hat demnach auch noch einen andern Nutzen als ihr der Hr. Prof. H. zutheilte, sie zwingt nämlich das Feuer rund an der Fläche des koncaven Bodens wegzustreichen

und

und durch das Metall, aus welchem der Boden besteht, seinen Wärmestoff an die zu kochende Flüssigkeit abzusetzen.

Vom Anbrennen scheint Hr. Prof. H. eine ganz falsche Ansicht zu haben, wenigstens stimmt sie durchaus nicht mit der Meinigen zusammen. Er sagt: „wenn die Masse siedet, so erhält sie Bewegung genug, wodurch die oben auf den Mittelpunct der Konvexität liegenden Theilchen an die Seiten getrieben und sich da niedersetzen, wo die Hitze nicht so stark ist, um anbrennen zu können.“

Der vergrößerten Hitze halber, brennt keine Meische an irgend einer Stelle der Blase an, dafür stehe ich; denn in meiner Blaße ist die untere Hitze nicht geringer als die obere; das Feuer, und besonders die Spitzflammen wirken unten so sehr auf den kupfernen Boden als oben auf den Mittelpunct seiner Konvexität. Nur der Unterschied findet statt, daß oben die von unten herauf, unten aber in der Blaße von der Seite wirkt.

Meine Ansicht von Anbrennen ist diese. Die schweren Theilchen der zu kochenden Masse legen sich ihrer eigenen Schwere halber, fest auf den Boden auf, können sie sich nun auf demselben fest halten, wie dies bei allen ebenen, oder gar einem konvexen Boden der Fall ist, so verhindern sie durch dieses Auf-

liegen

liegen das Zudringen der Feuchtigkeit nach ihrer Unterfläche. Diejenige Feuchtigkeit, welche sie an und für sich selbst haben, wird gleich zu Anfang, sobald Feuer unter den Boden ist, nach und nach durch die Wärme ausgetrocknet. Wird nun die Wärme stärker, endlich gar zur großen Hitze, so verkohlt die fest aufliegende, ausgetrocknete und gar angebackne Masse, und es entsteht das, was bei jeder trocknen Destillation eines vegetabilischen Körpers entsteht. Das brenzliche Oel theilt sich den Spiritus mit, und gibt ihm den bekannten widrigen Geschmack. Dieses Anbrennen kann nun auf jeder Stelle des bloßen Bodens statt finden; da die meisten kupfernen Blaßen in der Mitte des Bodens etwas tiefer sind; so ziehen sich hier alle dicken Theile der Meische zusammen, backen hier zusammen an das Metall und verkohlen endlich, und darum brennt es gewöhnlich in der Mitte an, ohne daß hier eine größere Hitze als an den andern Theilen des Blaßenbodens statt findet.

Weil nun bei meiner Blaße der kupferne Boden immer konvex, und kein ebener Punct da ist, so ist es nicht leicht, daß sich dicke Meische darauf erhalten kann, sie gleitet vom kupfernen Boden ab, und setzt sich auf den Theil des Bodens nieder, der hier von Holz ist, und in einer unmittelbaren Berührung mit dem Feuer steht; hier kann sie weder austrocknen noch verkohlen, denn hier wird sie nur von der Seite

und

und nicht von unten herauf erhitzt. Ist die Meïsche einmal im Sieden, so kann denn bei keiner Art von Blaßen mehr ein Anbrennen statt finden, was geschehen sollte, geschah anfangs; denn das Sieden veranlasset eine stäte Bewegung und die dicke Meïsche wird immer oben erhalten. Darum muß nur in den Blaßen, in welchen es anbrennt, vom Anfange herein und besonders kurz vor dem Puncte, wo es ins Wallen kommt, tüchtig umgerührt werden, späterhin ists nicht mehr nöthig.

Wenn Hr. Prof. H. sagt: „der Helm ist nach meiner Ueberzeugung ein ganz unnützes Stück bei einer gut eingerichtet seyn sollenden Destilliranstalt," so hat er vollkommen recht, und ich habe mich von dieser Wahrheit schon längst überzeugt. Ich habe meine Meinung hierüber schon seit länger als einem Jahre zur öffentlichen Bekanntmachung in einem Werke niedergeschrieben, was aber leider noch als unvollendet bei mir liegt, da mir wenige Zeit zur Schriftstellerei übrig bleibt. In diesem Werke habe ich so manche neue, zum Theil schon ausgeführte Ideen niedergeschrieben; vielleicht ist mir es möglich, daß ich binnen hier und wenig Wochen, wenigstens den ersten Theil an den Verleger liefern kann, und deshalb will ich mich hier über den Helm und über die Kühlgeräthe nicht weitläuftig auslassen. Nur etwas von meinen Kühlgeräthe; das in meinem Werkchen beschriebene Kühlrohr, welches den Beifall

fall des Hrn. Prof. Hoffmann nicht hat, ist seit drei Jahren ausgeführt. Vollkommen bin ich mit ihm zufrieden, es leistet in Hinsicht der Verdichtung nun das, was man nur von irgend einer Kühlanstalt verlangen kann. Alle die Schwierigkeiten, die Hr. Prof. H. daran siehet, sind entweder völlig beseitigt, oder sie waren gar nicht da. Es kann jeder Punct mit einer, eigends dazu verfertigten Bürste vollkommen gereinigt werden. Die Winkel, welche Oeffnungen haben, sind außerhalb des Fasses, und der Böttchermeister Friedrich räumte leicht alle Schwierigkeiten bei der Zusammensetzung und Befestigung des Ganzen weg. Folglich habe ich in keiner Hinsicht zu klagen Ursache.

Die vom Hrn. Prof. Hoffmann beschriebene Destilliranstalt in hölzernen Gefäßen, besitzt sehr viele gute Eigenschaften, nur bin ich fest überzeugt, Hr. Prof. H. würde mehr Holz bei einem konkaven Boden ersparen, als wie bei den angegebenen ebenen dies der Fall seyn kann.

Die Rühranstalt hat ganz meinen Beifall, aber den Hauptvortheil, den diese Vorrichtung gewährt, scheint Hr. Prof. H. gar nicht geahndet zu haben, wenigstens erwähnt er nichts davon. Durch dieselbe wird nämlich außer dem von Hrn. Prof. H. angeführten Zwecke, auch noch die Destillation gar sehr beschleunigt und daher durch sie Zeit und Brennmaterial

material erspart. Hier will ich versuchen, dieses zu erklären.

Wenn die Meische auf den Grad der Hitze gebracht ist, daß sich nun Dämpfe entwickeln können, so treten diese in Verbindung mit Luft, in Form kleiner Bläschen von der Flüssigkeit ab; dieses geschieht sowohl unten als oben, kurz in der ganzen Masse. Diese Dampfbläschen sind viel leichter wie die sich im tropfbarflüssigen Zustande befindenden Meische, sie werden demnach nach oben zu getrieben, die unten von der Meische abgetretenen Bläschen müssen nun natürlich sich durch die ganze Flüssigkeit hindurch drängen, und verursachen da die Bewegung der Masse, die wir Sieden oder Kochen nennen. Vermehre ich nun durch Kunst diese natürliche Bewegung, so wird den Dampfbläschen das Abtreten und Emporsteigen natürlich sehr erleichtert und folglich die Destillation beschleunigt. Durch eine angebrachte, zweckmäßig eingerichtete Rühranstalt, kann diese künstliche Bewegung am leichtesten ausgeführt werden; nur darf dann, soll sie ihren Zweck ganz erreichen, sie nicht allein am Boden arbeiten, sondern sie muß die ganze Meische durchrühren; die Flügel müssen daher so hoch seyn als die Meische anfänglich in der Blaße steht. Natürlich müssen aber diese Flügel nicht aus einem Ganzen bestehen, sondern sie müssen durchbrochen seyn.

Hier-

Hierauf gründen sich mehrentheils die so sehr gerühmten Vorzüge der schottischen Brennereien, ohne daß ein Beschreiber derselben je darauf aufmerksam machte, wenigstens keine Erklärung über das Wie und Warum? zum Besten gab. —

Der Geddaische nun vom Herrn Geheimen Rath Hermbstädt sehr verbesserte Refrigerator scheint mir doch noch Vorzüge vor dem, vom Hrn. Prof. Hoffmann angegebenen, zu haben, ungeachtet ich die scharfsinnig durchdachte Einrichtung desselben durchaus nicht verkenne.

Stimme ich auch nicht in Allen dem Herrn Prof. Hoffmann unbedingt bei, so urtheile ich doch aus den mitgetheilten Bemerkungen, daß sie von einem kenntnißreichem und erfahrnem Manne herstammen, dem ich hier öffentlich meine Achtung versichere.

Nun noch etwas über die Anlegung meiner Brennerei mit hölzernen Destillirgefäßen im Allgemeinen.

Ungeachtet ich durch mehrjährige Anwendung dieser Destillirgeräthe so vollkommen von der Nützlichkeit derselben überzeugt bin, daß ich wohl schwerlich je davon wieder abgehen werde; [bringe ich auch bei einer neuen Anlage einige Veränderungen natürliche mit Verbesserungen an, so wird doch das Wesentliche immer dasselbe bleiben] so bin ich doch fest überzeugt, daß die allgemeine Anwendung derselben

noch

noch lange hinaus geschoben bleiben wird. Denn es geht ihr, wie allen neuen Einrichtungen es geht; es steminen sich ihr Vorurtheile, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit entgegen. Es ist nicht jedem Brennereibesitzer so gegeben wie mir, daß er sich selbst so sehr ums Detail seiner Brennerei bekümmert, auch findet nicht jeder so leicht einen so geschickten Böttcher, wie ich bereits so glücklich an Mstr. Friedrich fand; dieser ist nicht nur bloßer mechanischer Arbeiter, sondern ein denkender Kopf, der sich eifrige nun noch obendrein chemische Kenntnisse zu verschaffen suchte, welche ihm, da er vorher schon viele practische Kenntnisse im Brauen und Branntweinbrennen besaß, sehr zu statten kommen, und er sich nun in aller Hinsicht von seinen Mitmeistern vortheilhaft auszeichnet.

Ich gestehe es aufrichtig, jedesmal, wenn ich die bestellten Modelle von meinen Brenngeräthen einpacke, denke ich mit Bangigkeit daran, daß der Empfänger in Hinsicht der Arbeiter und des Brenners in unrechte Hände gerathen, und so die gute Sache und ich den Credit verlieren könne. Man wird scheu, wenn es einem so geht, wie mir es bereits ging. Gern erzählte ich andern zur Warnung und zum Beispiel eine Geschichte, wollte ich nicht dabei agirende Personen schonen. Ich wünsche, daß mehrere die Lust haben, mir nachzuahmen, diese Lust verlören, denn lieber will ich, daß wenige nur

mir

mir nachahmen, als wenn viele Nachahmungen schlecht ausgeführt und dirrigirt werden. Diejenigen, welche die Lust zum Nachahmen behalten, bitte ich dringend, ja bei der Wahl ihrer Arbeiter äußerst behutsam zu Werke zu gehen, und im Anfange der Anwendung ja selbst das Werk zu leiten und sich um das Detail genau zu bekümmern.

Dann bitte ich eben so dringend alle diejenigen, die Versuche mit der Anlegung einer Destilliranstalt in hölzernen Gefäßen gemacht haben, oder noch machen wollen, mir offenherzig, (sey dies öffentlich oder privatim) und alles so genau wie nur möglich ist, zu erzählen, wie alles bei ihnen ging; ging alles gut, so wird es mich recht herzlich freuen; gelang mehreres nicht, oder doch nur unvollkommen, so bin ich vielleicht im Stande, durch zweckmäßigen Rath ein besseres, hoffentlich vollkommenes Gelingen zu bewerkstelligen. Auf diese Art nur kann die gute Sache allgemeiner werden.

Mein sehnlichster Wunsch ist, wie schon gesagt, durch die Bekanntmachung meiner Brennanstalt, auch andern den Vortheil zu gönnen, den sie mir bringt. Um so weher thut mirs, wenn ich gerade, ganz unschuldig, das Gegentheil veranlasse; denn natürlich werden die meisten, die mir nachahmen wollen, und ihnen die Sache nicht vollkommen gelingt, alle Schuld auf mich und die gute Sache selbst schieben; denn nur

Wenige

Wenige werden die Schuld auf sich nehmen wollen, unerachtet sie mit allem Rechte alles auf sich nehmen sollten. Denn, es sind allgemeine Regeln, 1) daß Niemand eher es unternehmen darf, irgend etwas Neues einzuführen, bis er sich ganz genau selbst vom Ganzen unterrichtet und alle Umstände genau geprüft hat. 2) Muß jeder der irgend etwas Neues einführen will, dann sobald er sich von Allem genau unterrichtet hat, sich vornehmen, die Einrichtung selbst zu leiten, und sich, bis alles gut im Gange ist, um die kleinste Kleinigkeit selbst bekümmern. Befolgt er diese Regeln nicht, dann wehe ihm und der Sache, die er einführen will; sie wird ihm nicht gelingen, er wird Zeit und Geld dabei riskiren und — ist er schwach genug — auf die, an und für sich gute Sache, schimpfen. Wehe dann auch dem, der die Sache empfahl, er mag es noch so gut gemeint haben, er wird verkannt.

Fr. Schmalz.

II.

Etwas zur Vertheidigung der hart geschmähten Brache.

Es bleibt allerdings ein Wagstück, eine längst verdammte Sache, die fast vergessen zu seyn scheint, wieder zu erwähnen, ja sogar vertheidigen zu wollen. Indessen die Freunde der Brache sind noch nicht völlig ausgestorben; viele befanden sich bisher immer noch zu wohl dabei, als daß sie nicht noch etwas von ihr hören möchten. Noch hat das Geschrei: „Wechselwirthschaft!“ obschon betäubt, doch noch nicht Alle überzeugt. Aufs Reine mag man damit überhaupt, wie die Herren selbst anfangen zu gestehen, doch auch noch nicht ganz seyn, daher darf man doch wohl noch ein Wörtchen zu Gunsten der Brache vorbringen. Es versteht sich der eingeschränkten, denn, der ganz alten Dreifelder Wirthschaft, das Wort reden wollen, hieße, außer dem Falle, wo sehr viele schlechte Felder bei einem Gute sind, doch nur seine Unkunde zweckmäßiger Oekonomie darlegen. — Ich werfe demnach, zu Gunsten der Brache, den Handschuh hin, ergreife ihn wer da will, kann mich jemand, mit nicht freivollen

Grün-

Gründen widerlegen, wohlan, ich lasse mich gern belehren! Ich behaupte also die Brache ist nützlich, und, wenigstens an mehrern Orten, nöthig. — Nützlich bleibt es immer, etwa den vierten oder fünften Theil, des zur künftigen Wintersat bestimmten Feldes, Brache liegen zu lassen; da mehrmaliges Pflügen bei günstiger Witterung, ungehinderter Einfluß der Sonne, der Luft, des Thaues, auf den lockern Boden, nichts anders als sehr günstige Resultate herbeiführen kann. Alles Vortheile, die der mit Sömmerung bedeckte Boden entbehren muß. So kann es auch nicht fehlen, daß in vielen Gegenden, baldige Herbstsat von überwiegenden Vortheil seyn muß. Eine Sache, die, die oft spät reifende Sömmerung und die dazu kommende nasse Herbstwitterung, vielmals unmöglich machen. Warum, frage ich, ergibt sich aus den Ernde-Tabellen manches Landes, daß der Roggen-Erbau, seit etwa 20 Jahren, jährlich abgenommen hat, d. i. seit der Zeit, daß man weniger Brache hält und fast alles besömmert? Ich möchte nicht gern der Sömmerung, als solcher, die Schuld geben; wohl aber mißlicher und später Herbstsat und schlechter Bestellung des Ackers, durch Sömmerung veranlaßt. Ferner ist die Brache nützlich, um nach der Frühjahrssat, wo ohnehin Zeit in der Wirthschaft übrig ist, einen Ort zu haben, wohin man den vorhandenen Dünger bringen kann. Denn, bei den, seit geraumer Zeit

so spät eintretenden Frühlingen, ist es selten möglich, noch viel Dünger zur Sömmerung, der, man sage auch was man wolle, ohnehin weit zweckmäßiger vor Winters untergebracht wird, zu fahren. Diejenigen, die dem ganzen Winter durch gefrornen, nicht von der Gauche durchdrungenen Mist, der gemeiniglich fast nur Stroh ist, auf die Felder bringen, haben sicher keinen Anspruch unter gute Wirthe gezählt zu werden. Den Mist aber in den Ställen liegen zu lassen, Schafmist ausgenommen, bis er gehörig durchbeitzt ist, erlaubt selten das Locale und die noch nicht entschiedene Frage, ob es dem Viehe vortheilhaft sey? Auch liegt ja am Tage, wie schlecht solcher Mist, wäre er auch in der That gut genug gewesen, im Frühjahr aussieht und beschaffen ist, wenn er etliche Monate der Winterwitterung ausgesetzt war; so verschiedenes auch noch über die Nützlichkeit der Brache zu sagen wäre, so wende ich mich doch nun zu der, wenigstens an vielen Orten, Nothwendigkeit der Brache.

In denen Gegenden, wo man dafür hält, es sey nicht wohlgethan, den guten, den besten Boden, den Regen und Schneewasser, von abhängenden Feldern unausbleiblich herabspülen, über die erhöhten Angewändte hinwegführen und verloren gehen zu lassen, ist es doch durchaus nöthig, diesen von Zeit zu Zeit zurück aufs Feld fahren zu lassen. Nicht immer hat man, oder kann man Erdfänge oder

Teiche

Teiche, am Ende seines Ackers haben. Abgerechnet wie viel beträchtlichere Kosten, jene Wiederherausbringung gegen das Abfahren der Angewändte erfordert. Außer dieser überwiegenden Hinsicht, bewirken hohe Angewändte noch den Nachtheil, daß der Pflug beim Einackern nicht gehörig eingesetzt werden kann, und also oft sechs bis acht Schritte lang, der Acker äußerst schlecht gepflügt wird. Gern gebe ich zu, daß dieses durch gehörige Aufmerksamkeit und tieferes stecken des Pfluges vermieden werden könne; aber, wer kann bei jeder Furche stehn? Wo sind die treflichen Knechte die sich bemühen und darauf achten? — Obiges nun in Betracht gezogen, und als erforderlich vorausgesetzt, fragt es sich, wie oft mag es Zeit und Witterung außer dem Sommer wohl erlauben, eine lange Anwandt, oft 2, 3, 4000 Karren abzufahren? Es fragt sich ferner, wie oft erlaubt die Winterwitterung es wohl, hier zu fahren? — Ist der Boden weich, so fährt man das Feld schändlich zusammen, und martert die Pferde fast todt. Ist er hart gefroren, so geht es anfangs mißlich und bei stärkerm Froste nur mit großem Kosten, Zeitverlust und schwerer Arbeit, ja wohl gar nicht. Auch hat man es hier nicht in seiner Gewalt, wie tief man abfahren will, eine wohl zu beachtende Sache. Es bleibt also beinahe kein Ausweg, als zu diesem Behufe ein Stück Feld Brache liegen zu lassen, um nach vollbrachter Frühjahrsat-

jahrsat, mit Vortheil und Muße, dieses Abfahren zu bewirken. Zwei Pferde in zwei Karren gespannt, und vier Menschen fahren, so sie anders fleißig sind, in einem halben Tage 100 Karren. — So trift es endlich ja auch oft, daß vorhandener Teichschlamm, bei lauen Wintern entweder gar nicht, oder doch nicht völlig aufs Feld gebracht werden kann, zu welcher Zeit sollte wohl dieser, wo Pferde und Menschen nicht überflüssig gehalten werden, gefahren werden, wenn kein Stück leeres Feld über Sommers vorhanden wäre? Ich kenne Güter die ohne beträchtlich zu seyn, oft Sommerszeit 5 bis 6000 Karren Schlamm und noch obendrein beträchtliche Angewändte abgefahren haben. — So nüzlich, so nothwendig übrigens die Brache auch seyn mag, so bin ich doch keinesweges gesonnen, der alten, allgemeinen Meinung beizutreten: daß nämlich das Feld Ruhe bedürfe, daß die Brache an sich, den Acker verbessere. Keinesweges ist dieses der Fall. Gegentheils ist die Brache, sofern sie nicht gehörig behandelt wird, die Wiege des Unkrauts.

B.

Nachtrag zur vorstehenden Abhandlung

vom Herausgeber.

Die vorstehende gehaltreiche Abhandlung darf mit Recht auf den Beifall der mehresten Leser rechnen.

nen. Unmöglich kann das Kapitel über die Brache in der Wissenschaft des Gewerbes geschlossen seyn. Von unsern Schubart von Kleefeld erhob sich allerdings ein hitziger Krieg gegen die Brache. Man stritt um so heftiger als man auf beiden Seiten die offenbarsten Erfahrungsgründe für sich hatte. So wie das Alte seine Vertheidiger findet, so gewinnt auch das Neue seine Anhänger. Die ältere Parthei stirbt nach und nach ab, und die jüngere gewinnt dadurch und kommt endlich zum Bürgerrechte. Seltener söhnt man sich aus, um in Frieden neben einander zu leben. Wie wäre es möglich, daß ein so wichtiger und hitziger Streit, der auf der einen Seite über Schädlichkeit und auf der andern über die Nützlichkeit der Brache geführt wird, hätte beigelegt werden können, da man mehr auf Autorität als auf Gründe sich zu stützen pflegt? — Die Versehn abgerechnet, zu den der Unkundige und Voreilige bloß weil diese oder jene Meinung in seiner Sphäre die herrschenste war, verleitet wurde, so haben wir in gründlicher Kenntniß über das Brachwesen in unsern Tagen überhaupt viel gewonnen. Es hat so mancher im Stillen Veranlassung gefunden, seine oder andere Erfahrung zu benutzen, welche ihn mit einem Male auf festen Fuß gebracht hat. Viele, welche alle Brache abgeschafft hatten, haben solche wieder eingeführt, und die ohne Schonung alle Brache verdammten, haben ihr Urtheil, wider

Erwar-

Erwarten weit herabgestimmt. Während der Zeit haben im Gegentheil viele, welche früherhin sehr strenge auf Brache hielten, sich dazu verstanden wenigstens einen Theil derselben zur Besömmerung zu benutzen. Gottlob! daß diese edle Ruhe endlich gekommen, wo ein jeder Landwirth nach Maßgabe seiner Umstände handeln darf, wie ers seinem Lokale und dessen Verhältniß angemessen findet, ohne befürchten zu müssen, von andern befeindet zu werden. Und wenn dieß auch in einem humanen Zeitalter, nicht der Fall wäre, so ist es doch höchst unangenehm, sich von seinen Nachbarn bekrittelt zu wissen.

In ganz neuerer Zeit hat man am meisten seine Augen auf die vom Hrn. Staatsrath Thaer in Teutschland eingeführte Wechselwirthschaft gerichtet. Es hat dieses System, so nützlich es unter den dazu passenden Verhältnissen ist, nicht allgemein Beifall, vielmehr sehr viele Anfeindungen gefunden. Es ist auch zu erwarten, daß es noch eine Reihe von Jahren bedarf, ehe sich der ebenfalls hitzig geführte Streit legt, und die Wahrheit ohne Schminke erkannt wird. Man hat darinnen einzelne Theile ausgehoben und sie zu einem andern System, namentlich der Koppel- und der Dreifelderwirthschaft gehalten. Dadurch schufen sich aber eine Menge Mißverständnisse, die erst die Zukunft beseitigen wird. So wirft man diesem Systeme vor, als dulde es

keine

keine Brache. Dieß ist aber nicht gegründet. Es verstattet bei vorkommenden Fällen allerdings die Brache. So hat z. B. der große Lehrer dieses Systems selbst auf seinem Gute Mögelin, folgende Rotation:

Erstes Jahr: behackte Früchte, als Kartoffeln, Rotabagen, Bohnen, Mais u. s. w.
Zweites Jahr: Gerste mit Klee.
Drittes Jahr: Klee.
Viertes Jahr: Klee.
Fünftes Jahr: Waizen, Roggen.
Sechstes Jahr: Erbsen u. s. w.
Siebentes Jahr: Roggen u. s. w.

Gehen wir von dem Begriffe aus, den wir Dreifelderwirthe unter Brache hegen, so findet hier vielmehr Brache, als in irgend einer gut eingerichteten Dreifelderwirthschaft statt.

Bei uns in Sachsen ist man allgemein dahin einverstanden, daß auf reiner, und wie üblich gedüngter Brache, die Winterung ohngefähr zwei Körner mehr Ertrag gibt, als wenn gesömmert worden wäre, besonders wenn man Sommerrübsen erbauet hat. Beim Klee rechnet man nur dann ein Korn zurück, wenn das Feld ohne Dünger hat bestellt werden müssen. Allgemein hat sich ergeben, daß ein einjähriges Kleefeld der reinen Brache gleich zu achten sey. Dieser wichtige Umstand hat aber auch den Kleebau in so kurzer Zeit empor kommen lassen. Auch in

der

der zweiten Frucht, welche bei uns entweder Gerste oder Hafer ist, zeigt sich der Unterschied noch fort. Man rechnet bei der Gerste zwei Körner und bei dem Hafer ein Korn, weniger auf besömmerten Felde gegen reine Brache.

Es ergibt sich hieraus, daß uns nur Nebenumstände bestimmen können, die Vortheile der Brache aufzuopfern. Nur durch Anstrengung, welche gemeiniglich wieder andere Opfer verlangen, mindern wir die auf die Sömmerung erfolgende Ausfälle. Nur sehr günstige Verhältnisse pflegen hie und da statt zu finden, wo man die Vortheile, welche uns die Brache gibt, nicht in Anschlag zu bringen nöthig haben oder die Ausfälle decken.

III.

Etwas über Schäfereien.

Das nützlichste Thier, das wir in der Landwirthschaft kennen, ist das Schaf! Wie kommt es aber, was sind die Ursachen, daß Schäfereien vielmehr abgeschafft als neu angelegt werden?

Bei dem ersten Anblick scheint es, daß Schäfereien mit Kultur des Landes im Widerspruch stehn; daß, je mehr Ländereien urbar gemacht und bearbeitet

beitet werden, desto weniger Schäfereien bestehen können; — und gleichwohl hat die Erfahrung sehr auffallend bewiesen, daß, wo die Schäfereien abgeschafft worden, die Feldwirthschaft beträchtlich gesunken ist!

„Die Triftbefreieten Unterthanen sind dagegen empor gekommen.“ Dieses ist unleugbar; aber war es denn nöthig, sogleich auf das Extrem überzugehn und die Schäferei abzuschaffen? Konnte nicht die Hut- und Trift-Gerechtigkeit so beschränkt werden, daß sie der immer mehr emporsteigenden Kultur der Unterthanen nicht entgegen stand?

Die Erfahrung zeigt abermals, daß, wo die Schäfereien abgeschaft worden, die Unterthanen immer noch eine beträchtliche Anzahl Brachen und vergraster Felder haben, denen es sehr zuträglich wäre, wenn sie mit einer Schafheerde betrieben würden. Im Allgemeinen genommen, sind wir von dem Zeitpunct noch sehr weit entfernt, daß alle Felder alljährlich mit Nutzen bebauet werden könnten, ob wir uns gleich demselben immer mehr nähern.

Gleiche Fortschritte mit der Cultur der Unterthanen in Beschränkung der Schaf-Triftgerechtigkeit ist demnach das richtige Verfahren.

Würde man aber dadurch genöthiget werden die Schafheerden zu verringern? Schwerlich. —

Eine

Eine Stallfütterung der Schafe im Großen ist zur Zeit noch nicht gelungen. Die gemachten Versuche zeigen aber, wie leicht es sey, für beschränktere Trift ein Surrogat zu finden, und am Ende — immer mehr und mehr beschränktere Trift — wäre, die so gewünschte Stallfütterung vielleicht — von selbst gekommen.

Aehnlichen Weg wenigstens ist die Stallfütterung des Rindviehes gegangen, und man hat die Anzahl nicht vermindert, sondern vermehrt.

Die so vielfältig entstandenen kostspieligen Prozesse mit den Unterthanen über die Schaf-Trift-Gerechtigkeit haben daher manche Herrschaft zu dem nachtheiligen Schritte verleitet, die Schäferei abzuschaffen, indem sie es wirklich gut mit ihren Unterthanen meinten, ihnen dadurch aufzuhelfen und allen Streitigkeiten ein Ende zu machen suchten. Ihrer Landwirthschaft haben sie aber dadurch sehr geschadet.

Die zweite nicht minder wichtige Ursache, daß Schäfereien eher vermindert, als vermehrt werden, ist: Die große Sterblichkeit der Schafe. Es erfordert ein beträchtliches Kapital, wenn die Schäferei ausgestorben ist, eine neue anzuschaffen, und diese woher? Wo ist Zuchtvieh zu verkaufen? — Nirgends. Merzvieh, das heißt, ungesundes und verkrüppeltes! Gemeiniglich geht die Hälfte und

drüber

drüber wieder verloren, der Besitzer muß wieder ankaufen und wieder Merzvieh; so kriegt er des Kaufens satt. Wenn auch die Schäferei nicht vollzählig ist, so sollen nun die fehlenden nach und nach zugezogen werden; unterdessen kommt wieder ein Sterben! Dieß ist der gewöhnlichste Gang der meisten Schäfereien.

Dieser Fehler liegt in der Einrichtung unserer Schäfereien. Selten sind bei einer derselben die Hälfte Zuchtschafe, das übrige sind Hammel und junges sogenanntes Zeitvieh. Es werden also nur so viel Lämmer zugezogen, als zur eignen Rekrutirung erforderlich sind. Eine eigentliche Zuchtvieh-Schäferei gibt es gar nicht, sondern nur Wollschäfereien, weil man um der Wolle willen viel lieber Hammel als Schafe hält, da diese bei schlechterem Futter mehr Wolle tragen. Gemeiniglich rechnet man im Durchschnitt auf den Hammel ein Pfund Wolle mehr, als auf ein Schaf. Gesetzt, daß es sich durchgehends so verhält, ob es gleich zu hoch scheint, so ist der Werth eines schönen Lammes doch gewiß zwei- bis dreimal so viel, als der eines Pfundes Wolle. Die Erfahrung müßte nun ausweisen, ob das mehrere und bessere Futter mehr oder weniger betrüge, als die Differenz zwischen einem Lamm und einem Pfund Wolle. Auch der geringere Werth der Merzschafe gegen Hammel wäre noch in Anschlag zu bringen. So viel ist gewiß:

Wenn

Wenn Besitzer veredelter Schäfereien sich entschlöss-sen, dergleichen Zuchtvieh-Schäfereien einzurichten, keine, oder doch nur sehr wenig Hammel, hingegen desto mehr Zuchtschafe zu halten, und von diesen nie überflüßigen Lämmer zu verkaufen, ihnen diese Lämmer sehr theuer bezahlt und abgenommen wer-den würden; indem derjenige, so eine Schaferei an-legen oder vollzählich machen will, sein Kapital hier-bei nicht riskirte, wie er bei Ankaufung des Merz-viehes zu thun genöthiget ist. Sowohl zu Empor-bringung, als Veredlung der Schäfereien im ganzen Lande, wären diese Zuchtschäfereien eins der wirk-samsten Mittel.

Der Besitz einer Schäferei bleibt aber immer so lange noch unsicher, als es für die große Sterblich-keit der Schafe kein Gegenmittel gibt. Viele Be-sitzer verpachten um deswillen ihre Schäferei um einen sehr geringen Preiß, indem sie das Risiko des Sterbens an den Pachtschäfer zugleich mit über-tragen.

Unter allen bekannten und unbekannten Krank-heiten der Schafe sind nur einige, die die ganze Schäferei zu Grunde richten: Raude, Pocken, Fäule. Die beiden erstern werden nur durch An-steckung fortgepflanzt, sind also sehr leicht zu ver-meiden; gute Polizei-Anstalten gegen ihre Verbrei-tung sind das unfehlbarste Gegenmittel. Aber die

letztere,

letztere, welche Schäferei ist frei davon? — Keine! Nur auf einem Orte mehr wie auf dem andern, ist der Unterschied, richtet sie die größten Verwüstungen an!

Ansteckend ist sie nicht; denn wäre sie das, keine Schäferei bestände mehr!

Erblich auch nicht; denn oft sterben die Alten an dieser Krankheit, und die von ihnen gezogenen Jungen bleiben, bei veränderten Umständen gesund und wohl.

Ihre Ursache liegt also in äußern Umständen, das ist außerhalb des Schafes.

In nassen Jahren! — Hier sind die Ursachen zu suchen. — In nassen Jahren wüthet sie fürchterlich, und kein Mittel ist noch erfunden, faule Schafe vom Tode zu retten. Viel besser ist es aber, statt dieses Mittel zu suchen, die Ursachen der Krankheit wegzuschaffen.

In nassen Jahren hat man viel vergebene Mühe und Arbeit Heu und Grummt gehörig trocken zu bringen. „Wenn's also nur halbwege ist, (wird anbefohlen) soll eingefahren werden.“ Wohin? Auf den Schafstall! Hier wird es in großen Massen zusammen gehäuft, selten daß außer dem Ablaßloch noch eine andere Oefnung auf dem Boden ist.

Unmit-

Unmittelbar darunter, und nur durch die Dielen geschieden, die viele Risse und Löcher haben, steht der Schafhaufen. Was muß nun aus diesem Futter werden? Mehr zu verwundern wäre es, wenn die Schafe dabei gesund blieben! Auf vielen alten Schafställen findet man noch über dem Futterboden Getreidebödden angelegt; diese sind doch noch durch den Zwischenraum des Futterbodens von der Ausdünstung des Schafviehes getrennt, aber demungeachtet ist das dahin geschüttete Getreide allemal richtig verdorben, und das unmittelbar auf der löcherichten Diele liegende Futter sollte sich gut erhalten? wenn es zumal nur solch halbwege trockenes Futter ist? Man darf nur eine Handvoll dieses Futters, wenn die Schafe eine Zeitlang im Stalle gestanden, von der Diele nehmen und in heißem Wasser brühen, so wird man finden, wie verdorben es sey, wenn gleich der äußere Anschein noch gut ist.

Außerhalb der Schafställe das Futter aufzubewahren, wäre zwar diese Schwierigkeit gehoben, zöge aber eine Menge andrer nach sich: Bauausgaben, mehrere Arbeit bei dem Füttern, und einen großen Verlust an verstreuetem Futter. Durch bessere Bauart der Schafställe wird sich dieser Zweck eben sowohl erreichen lassen.

„In den Schafställen, an allen vier Seiten oben der Decke gleich Dunstzüge: zwischen der Decke

des

des Schafstalles und dem Futterboden einen immerwährenden freien Luftzug, der die noch durchdringende Ausdünstung schnell abführt; auf dem Futterboden selbst, das Futter nicht in zu großen Massen, sondern durch Zwischenräume getrennt, durch die ebenfalls freie Luft strömt, aufbewahrt, dann ist es vor aller Verderbniß sicher, und selbst das nur halbwege trockene wird durch ein- oder zweimaliges Fortlegen völlig gut und trocken werden."

Bei Erbauung eines neuen Schafstalls wird es einen geringen Unterschied in der Ausgabe machen, den Stall so oder so zu bauen; die alten aber könnten mit mäßigen Kosten leicht in den Stand gesetzt werden.

Die Dunstzüge oder sogenannten Brodel-Essen in den mehresten Schafställen zeigen, daß man diesem Uebel schon längst abzuhelfen gesucht habe; sie sind bei weitem nicht hinlänglich, und ist das daran auszusetzen, daß sie durch den Futterboden durchgehn. Das Sonderbarste aber ist, daß man das Futter gewöhnlich dicht an diese Brodel-Essen anlegt, wo es denn auch zuverlässig allemal verdorben ist.

Nach Heu und Grummet ist das hauptsächlichste Futter für die Schafe Stroh, oder vielmehr das in dem Stroh befindliche Gras; mit diesem sieht es nun in nassen Jahren noch viel schlimmer aus.

Man wird sich fürchten, und es ist auch nicht anzurathen, das geschnittene oder gemähete Getreide

lange in Lagen und Schwaden liegen zu lassen. Das Gras ist also noch grün, wenn das Getreide gebunden wird, nun — kommt aber das unrichtige Verfahren, nun wird gleich hinterher eingefahren, in Scheunen, die eben so fehlerhaft gebaut sind, als die Futterböden! — Wer leugnet, daß auch bei einer sehr gut und trocken eingebrachten Erndte allemal doch die Bodenschicht dumpfig ist? — Wie ist es da anders möglich, als daß besonders unter dem Bande, wo das meiste Gras ist, bei dem Dreschen alles dumpfig und verschimmelt ist? Den Schafen wird aber dieses Stroh ohne Bedenken in die Raufen gesteckt, und doch klagt man hinter her, daß dieses Jahr so viel Abgang bei der Schäferei sey!

Bei nasser Witterung das Getreide gut ausgetrocknet in die Scheunen zu bringen, ist wohl schwer; doch hat man auch hier Mittel gefunden.

Die gewöhnliche Art, die gebundenen Garben in Mandel zu setzen, taugt bei nasser Witterung gar nichts! Wenn es stark geregnet hat, ist man genöthigt alle diese Mandel einzureißen und die Garben wieder aufzubinden. Nun ist es aber noch schwerer sie trocken zu bringen als vorher. Man hat dagegen die sogenannten Kästen erfunden, wo fünf Garben mit der sechsten, oder auch neun Garben mit der zehnten so bedeckt werden, daß alles anhaltende Regenwetter nicht eindringen kann. Ruhig kann nun das Getreide stehen bleiben, bis Sonnenschein oder

Wind

Wind die äußere Oberfläche völlig abgetrocknet; unterdessen ist alles Gras in den Garben durch die durchstreichende Luft verwelkt und abgetrocknet.

Bei Erfindung dieser Kästen hat man vielleicht nur die Körnerfrüchte zum Augenmerk gehabt, dadurch aber für das Vieh, das sich von Futterstroh erhalten soll, einen eben so wesentlichen Nutzen gestiftet.

Es ist aber sehr zu bedauern, daß diese vollkommne Erfindung nur auf langstenglichtes Getreide, als Korn und Weizen, paßt; bei dem Sommer-Getreide, Gerste und Hafer, ist man um nichts gebessert, der Regen dringt hier eben so sehr, als in die gewöhnlichen Mandel ein, weil das Dach fehlt, denn die Gerst- und Haferstengel sind zu kurz, um die darunter gestellten Garben, wenn es auch nur fünfe sind, mit der obersten bedecken zu können. Eine Schitte Stroh und in dessen Ermangelung eine gefurschelte Korngarbe käme dem Zweck näher. Ueberhaupt aber sind die Sommer-Getreide Garben nicht glatt genug, daß, wenn sie auch oben bedeckt sind, der Regen an denselben nicht hinunter, sondern in die Garben dringt.

Der unter die Gerste gesäete Klee wächst bei feuchtem Sommer oftmals der Gerste gleich. So vortrefliches Futter dieses gibt, so selten wird man es so einbringen können, daß es in der Scheune nicht verdirbt, und bei nassem Wetter verfault dieser

ser junge fette Klee schon in den Schwaden. Dieses gab Anlaß, dergleichen Kleegerste, nachdem sie nur ein wenig abgetrocknet war, gleich den zweiten, dritten Tag nach dem Hauen ungebunden in solche Haufen zu setzen, wie Rübsamen und Raps gewöhnlich gesetzt werden, die Aehren nach innen zu und in solche schiefe Lage, daß kein Regen eindringen konnte. Der Erfolg entsprach vollkommen. Das Setzen, Zudecken, Auf- und Abladen ist freilich mühsamer, auch weiß man die Zahl der Schocke nicht; sollte aber dieses alles gegen jenen Hauptzweck wohl in Betrachtung kommen?

Erbsen und Wicken, von welchen das Stroh eins der vorzüglichsten Unterhaltungsmittel der Schafe ist, sind in nassen Jahren noch schwerer als Gerste und Hafer gut einzubringen. Entweder die Körner laufen aus, oder man muß diese Getreidearten mit der noch völlig grünen obern Hälfte des Stengels einfahren lassen. Auch in solche Haufen, als Rübsamen oder Kleegerste gesetzt, verderben sie, weil die Stengel zu verwirrt sind, als daß man sie in die gehörige schiefe Lage bringen könnte. Ein andrer Versuch, durch die Noth der Umstände herbei geführt, gelang aber völlig. Mitten in der Arbeit des Bindens, Aufladens und Einfahrens eines schönen Gewendes Erbsen kam plötzlich Regenwetter! Blieben sie liegen, so waren die Körner offenbar verloren; sie wurden also, so naß sie auch wären,

in

in die Kledarre gefahren, und in der Folge so schön und unverdorben in die Scheune gebracht, als es nur zu wünschen war! Eine einzige verdorbene Erndte beträgt viel mehr als die wenigen Kosten einer so leicht zu erbauenden Darre, die, um weniger Kosten zu verursachen, des auf- und niedergehenden Daches nicht bedarf.

Dieses wären die gewöhnlichen Fütterungsmittel der Schafe, die sie in nassen Jahren alle schimmlicht und verdorben genießen müssen, und dabei gesund bleiben sollen!

Noch ist die Trift, und gemeiniglich muß die Trift alles allein auf sich nehmen, wenn die Schäferei zu Grunde geht. Mehrere Schäfereien sind wegen gesunder Trift berühmt, so wie andere wegen fauler Trift in übeln Rufe.

Daß die Trift das ihrige dazu beitrage, ist der vieljährigen Erfahrung wegen nicht abzusprechen, ob es gleich auf der einen Trift so viel regnet, wie auf der andern; desto vorsichtiger sollte daher auf solcher übel berüchtigten Trift mit dem Austreiben verfahren werden! Aber selten wird gewartet, bis der Schnee geschmolzen ist, und oft liegt er noch zur Hälfte, so müssen die Schafheerden, aus übel angebrachter Futter-Ersparniß, schon fort. Es wechselt mit Schnee und Thauwetter ab, und immer wird ausgetrieben. Auf die Felder können sie wegen

der

der Nässe nicht, so geht es in die durchnäßten sumpfigten Wiesen. Wenn der Winter acht bis vierzehn Tage länger angehalten hätte, so wurde nicht daran gedacht, dieses Futter zu ersparen; nunmehr aber läßt man um dieses wenigen Futters willen vielleicht die ganze Heerde verderben. Das übrige Frühjahr, den Sommer und Herbst über wird ohne Rücksicht, ob es naß oder trocken ist, einen Tag wie den andern ausgetrieben, und bei feuchter Witterung sollte doch schlechterdings später, wenn auch nur des Nachmittags ausgetrieben werden, es bleibt aber bei der gewöhnlichen Einrichtung, denn sonst könnte der Schäfer mit dem Viehe nicht drei Stunden zu Mittage (vielleicht diesen Tag zum Hüten die besten) ausruhen! Bei immerwährend anhaltender Nässe aber sollten die Kosten nicht gescheuet werden, die Schafe über den andern dritten Tag im Stalle zu füttern. An Trift gewöhnt, wollen sie freilich kein Stroh, auch nicht einmal Heu fressen, aber Hafer- oder Gerstenschrot mit Hexel vermischt und mit Salzwasser angesprengt, lassen sie nicht stehn, und dieses trockne Futter nebst dem Salze ist Arznei, das beste Gegenmittel gegen das vorherige ungesunde nasse Gras. Es müßte ein außerordentliches nasses Jahr seyn, wenn man länger als zwölf bis vierzehn Tage mit dem Austreiben auszusetzen genöthigt seyn sollte, gesetzt aber: So kämen diese ganze Zeit über, auf drei Stück des Tags eine Dresdner Metze gerechnet,

rechnet, vier bis fünf Dresdner Metzen auf ein Stück.

Eine verhältnißmäßig geringe Ausgabe gegen den Werth des Schafes! Hinten nach würde man gerne vier-, fünffache Kosten aufwenden, um die Schäferei wieder vollzählig zu haben; es ist aber zu spät, und mehrere Jahre ist man mit der Schäferei, so wie dadurch mit der ganzen Oekonomie zurücke gesetzt.

Ein Schaf mit gutem, nicht dumpfigtem, schimmlichtem Futter gefüttert, bei anhaltend nassem Wetter nicht alle Tage auf der Trift umher getrieben, sondern mit trocknem Futter abgewechselt, wird nicht faul.

Wenn ganze Schäfereien zu Grunde gehn, so ist es nicht das unvermeidliche Schicksal, sondern unsere eigene Schuld!!!

C. F. Werner

IV.

Ueber

Brand-Noth und Brand-Sicherheit *).

Bei den öftern und großen Bränden, von welchen uns öffentliche Blätter von Zeit zu Zeit benachrichtigen, und bei den, Schauder erregenden, Unglücks-

*) Durch Brände wird gar nicht selten der Segen eines vieljährigen Fleißes in einer schrecklichen Stunde vernichtet, und der Gang der Wirthschaft auf mehrere folgende Jahre gestört. Daß die mangelhafte Bauart unserer landwirthschaftlichen Gebäude und besonders ihr Zusammenpassen, öfters das Unglück herbei ziehen und vermehren, ist gar nicht zu läugnen. Wohl sind die gröbsten Fehler, welche besonders auf den Landgütern, in der Regel, begangen werden, oft kräftig genug gerügt und Vorschläge zu bessern Bauen gethan worden — allein nach den Ansichten zu urtheilen, so hat man auf die patriotischen Winke nur im Einzeln geachtet, im Allgemeinen ist aber noch wenig geschehen. Gab es aber wohl je eine Zeit, welche durch ihre harten Aeußerungen, es uns so dringend ans Herz legte, auf Verminderung der Brände zu denken, als eben jetzt? — Wenn nun aber ein Mann auftritt,

glücksfällen an Leib und Leben, Gesundheit und Vermögen, als gewöhnliche Begleiter großer Brände, ist die Art, wie sich die Menschen aller Länder und aller Stände, ob man ihnen schon Mangel an inniger Theilnahme gar nicht schuld geben kann, in solchen Fällen von jeher benommen haben, eine dem nachdenkenden Manne doch wirklich auffallende Erscheinung, welche es verdient, daß die Aufmerksamkeit der jetzt Lebenden zum Nutz und Frommen der Nachkommenden, auf diesen Gegenstand gerichtet werde.

Gegen große Ströhme, ja gar gegen das Toben des Meeres haben die Menschen, und zwar mit Erfolg zu kämpfen gewagt. Aber nicht so gegen Feuers-Noth. Hier stehet es heute noch nicht besser als vor Jahrtausenden, denn es verbrennen heute wie ehemals Städte und Dörfer, und immer nisten sich, gleichsam gebannet, die Menschen auf der alten unglücklichen Stelle, wo möglich noch enger zusammengepreßt, und mit noch leichterer Bauart als vorher,

tritt, der sein ganzes Leben hindurch gewohnt war, ungemeine Dinge ins Werk zu setzen, und uns die Versicherung gibt, eine Bauart zu zeigen, welche der Feuersnoth trotzt, müssen wir dann seinem Anerbieten nicht die vollste Aufmerksamkeit schenken, und zur Beschleunigung des Unternehmens als kluge Hauswirthe die Hand bieten! —

Pohl.

her, so gut und so geschwind als sie es nur erzwingen können wieder auf, und die Zuschauer? — Je nun! die geben ein Paar Groschen oder ein Paar Thaler Zuschuß und damit — Holla! Und so gehen diese Unglücksscenen von einem Orte zum andern, treten auch wohl zwei, drei, viermal auf der nämlichen Stelle ein, wie sich solches aus den Brand-Assecurations-Intimationen erweisen läßt, und können also auch wohl noch tausendmal dort wieder eintreten, wenn die übrigen Menschen es nicht überdrüßig werden möchten, sie eben so vielmal wieder aufzubauen.

Scheinen so die Menschen nicht nach der Prädestination einer erzürnten Gottheit, dem Brand-Unglücke ohne Rettung überlassen zu seyn? Und doch ists nicht also, dafür bürgt Gottes Vatergüte. Aber wo ist der Brave, der auch zum Feuer zu sagen sich getrauet hätte: bis hierher und nicht weiter, oder noch richtiger: „diesmal und nie wieder". Worinne liegt nun die Ursache dieser schüchternen Unentschlossenheit? Selbst hierüber scheint noch niemand gedacht, wenigstens keiner noch nicht seine Gedanken darüber geäußert zu haben. Hätte z. E. jemand evident erwiesen, daß dieses allenthalben bemerkliche geduldige Ertragen der so schrecklichen Unglücksfälle dieser Art, nichts weniger als ehrend für den menschlichen Geist sey; nicht durch unüberwindliche Nothwendigkeit geboten werde;

und

und durch nichts als durch die Macht der von Jugend auf gewohnten Vorstellungsart erklärbar sey, da uns von Kindesbeinen an die Brandnoth als unausweichliches Uebel, als Gottes Schickung, von unsern Tanten und Muhmen vorgezeigt worden ist, so würde wahrscheinlich schon längst ein Feuer fangender Kopf rege gemacht worden seyn, und auf Abhülfe gedacht und Abhülfe geschafft haben; wenigstens würde bei neuen Bauen die Sicherheit des kommenden Geschlechtes haben besorgt werden können.

Zwar findet man über diese Noth häufig genug — Klagen — auch wohl hier und da gute Beiträge zur Annäherung zur allgemeinen Brandsicherheit; auch gute und noch mehrere gutgemeinte Feuerordnungen und tausende von gut bezahlten Feuerspritzen, und doch keine Rettung bei Ausbrüchen großer Brände unter ungünstigen Umständen, und noch weniger, errungene absolute Brandsicherheit. Nicht einmal ist mir erinnerlich, bei irgend einer, Preiße ausstellenden Academie oder Gesellschaft, dieses Problems erwähnt, und zur Bearbeitung empfohlen, gefunden zu haben. Wie läßt sich nun der sonst so feurige Unternehmungsgeist mancher Menschen, und im Gegentheil das in diesem Falle ruhige Beharren des ganzen menschlichen Geschlechts unter der Gefahr des Verbrennens, bei der Größe des Unglücks, bis zu welcher diese Ereignisse, der Erfahrung nach, ansteigen können, zusammen räumen und erklären?

Hm!

Hm! Hm! Also mußte wohl die Menschheit erst ihrer warten? Wird mancher, beleidigt, oder auch beleidigend zu fragen, sich nicht zähmen können. Und freilich hätte dieses, nur allzu gewiß, wenigstens in Geheim, von Manchem zu erwartende Compliment, mich vom Hervortreten abhalten sollen, wenn der vom Brandes in Hannover neuerlich gerügte Einfluß des Zeitgeistes, auf mich so viel schlimme Wirkung gehabt hätte, daß ich es nicht sollte für weit männlicher gehandelt ansehn, solchen Muthwillen verachtend zu ertragen, als etwas Gutes, deshalb nur um einen Augenblick zurück zu halten. Solche Fragende möchten doch auch sagen, ob das dumpfe Hinstarren aller Völker und Länder, in diesem, vielleicht einzigen Falle, nicht aller nachdenkenden Verwunderung eben so sehr hätte rege machen können und sollen, als es die Meinige und auch erst näher den siebziger Jahren rege gemacht hat. Möchten sie doch auch angeben was? und wo? und mit welchem Erfolge? Zur Abwendung der schrecklichsten unter allen Unglücksfällen etwas geschehen sey? Ob Feuersbrünste jetzt seltner oder öfterer als vor 40 Jahren vorkommen? Möchten sie doch aber ja auch nicht die Hindernisse unerwähnt lassen, welche, selbst von Baukünstlern, jenen Einzelnen sind in den Weg gelegt worden, welche die Menschheit von der Brandnoth zu befreien, wenigstens beabsichtiget haben, wenigstens Annäherung zur allgemeinen

meinen Brandsicherung haben bewürken wollen, und bewürkt haben würden, wenn ihre Vorschläge statt verdreht und entstellt, wären gehört und unterstützt worden, wenn sie wären, statt getadelt und in Koth getreten zu werden, aufgenommen und verbessert worden. Erforderlichen Falls könnte ich von der gleichen Stöhrungen redlicher Männer in diesen oder auch ähnlichen gemeinnützigen Arbeiten, Beweiße aufstellen, wenn das, was Steiner in seiner Schrift in vielen Stellen klagend erzählt, nicht hinreichend beweisen sollte, daß man es in dieser Angelegenheit nicht allein mit jener fast unglaublichen Passivität des ganzen menschlichen Geschlechts, sondern, daß man es auch mit einigen aktiv hindernden Personen zu thun habe. Ich mußte dieses Umstandes ausdrücklich und um deswillen erwähnen, weil demjenigen der in einer Sache arbeiten will, allerdings daran gelegen seyn muß, auch die Hindernisse kennen zu lernen, auf welche er treffen wird. Ich meinte anfänglich, daß man durch Aufstellung faktischer Beweiße leichter als durch Worte, die Möglichkeit einer absoluten Unentzündbarkeit gegen Zweifler und Schwierigkeitsmacher müsse erhärten können, aber Steiners Erfahrungen lehren ja deutlich, daß auch solche reelle Beweiße nicht allemal und nicht allein helfen. Steiner schlug nämlich in seine Schrift: Entwurf einer ganz neuen Feuerfesten Bauart, die Wölbungsart volta a la Volterra

zu Zimmerdecken als das sicherste Mittel gegen Ausbreitung, und gegen das Eindringen der Flammen bei großen Bränden vor, und wer könnte diese Wirkung dem vorgeschlageuen Mittel absprechen. Und doch! Welcher Eingang ist dem Steinerschen Vorschlage beim Publikum bereitet und verstattet worden? Einem Vorschlage, der, in Rücksicht der Möglichkeit der Ausführung, durch Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte, so wie der allerneuesten Erfahrungen, außer allen Zweifel lag, dessen Nützlichkeit aber ohnehin und ohne alle Erfahrung durch den Verstand gedacht und begriffen werden konnte. Steiner schrieb 1803 von seinen schon früher ausgeführten Versuchen in dieser Sache, und wieß diejenigen, die sich überzeugen wollten in das Herzogl. Schloß nach Weimar, wo er auf Befehl dergleichen Decken angelegt hätte. 1808 fiel es bei Gelegenheit des Ohrdruffer Brandes dem Kammer-Assessor Hrn. Rommerdt in Ohrdruff ein, ob nicht beim Wiederaufbau des Städtchens und der Kirche von dieser Wölbungsart wenigstens zur Sicherung der Zukunft Gebrauch gemacht möchte werden können, und fragte deshalb 1808 S. 180 des Allg. Anz. an. Da fand sich nun, daß unter den vielen Menschen, welche alle bei dem Thema allgemeiner Brandsicherheit interessirt sind, nur zweie, gegen circa 200 Millionen Menschen sich alsbald nach Steiners Ankündigung, und zwar

mehr

aus Liebe zur Kunst und zur Menschheit, als aus eignen Bedürfniß gereitzt, hatten entschließen können, einen nachahmenden Versuch, jeder nach seiner Art, zu veranstalten.

Die Erfahrungen dieser Männer, welche für diese Bauart günstig ausfielen, sind im Allg. Anzeiger 1808 S. 426 und 626 zu finden. Und welche Wirkungen hat denn nun dies alles weiter gehabt? Ist etwa z. E. in Ohrdruff nach Rathe des Hrn. Kammer-Assessor Remmerdt davon Gebrauch gemacht worden oder ist es unterblieben? Mit welchem Erfolge geschah das erstere, und welche Ursachen waren zum letztern vorhanden? Ich habe schon vor geraumer Zeit Hrn. Kammer-Assessor Rommerden ersucht, mir oder auch dem Publikum Auskunft über obige Fragen zu geben, und noch sehe ich der Erfüllung dieser Bitte mit Zuversicht entgegen.

Aus diesem Hergange sieht man nun wohl deutlich genug, daß auch faktische Beweiße nicht allemal im Stande sind, auch die nützlichste Sache für Unterdrückung zu sichern, wenn z. E. einer Einfluß habenden Kaste daran gelegen ist, diese Sache, sey es ihrer selbst oder ihres Erfinders oder Vertheidigers wegen, nicht aufkommen lassen zu wollen. Welche Mittel und Verfahrungsarten nach Befinden der Umstände angewendet zu werden pflegen, bedarf keiner detaillirten Angabe von mir; denn jeden betrieb-

triebsamen redlichen Manne sind sie aus eignen leidigen Erfahrungen ohnehin schon bekannt genug.

Die unterbliebne Anwendung der Volta a la Volterra, die man doch wenigstens als Annäherung zum großen Zwecke bei jeden neuen Baue hätte in Anwendung bringen sollen, bietet reichlichen Stoff zum Nachdenken dar, und beweißt, daß Jahrtausende noch nicht zureichend sind, ehe die Menschen sich entschließen, allgemeine Reformen anzunehmen, wären sie auch noch so wohlthätig, und daß es daher zur Vervollkommung der menschlichen Einrichtungen höchst ersprießlich ist, wenn mitunter auch durchgreifende Epochen eintreten.

In wiefern man aber die bisherige Nichtanwendung dieser Wölbungsart, als Versündigung der Baugewerken und Baukünstler gegen das große bauende Publikum anzusehen habe, mag ich nicht entscheiden, da ich mehrere Männer dieses Standes kenne, die mir, selbst von Seiten ihres Herzens ungemein ehrwürdig sind. Vielleicht ist dieses zweideutige Benehmen der Baukünstler in diesem Falle nichts mehr, als der Antheil derselben an der allgemeinen Hingebung unter die Gefahr des Verbrennens, der auf ihren Theil kommt; denn auch sie sind schuldig in gar vielen Fällen zu beichten und zu sprechen: homo sum etc. Aber eben dieses esse homo leitet freilich auch auf die mistrauische Vermuthung, daß

auch

auch wohl noch andre Arten von Menschlichkeiten Veranlassung zu dem theils ignorirenden, theils unterdrückenden Verfahren der Baukünstler dürfte gegeben haben. Die Weisheit der Gesetze schließt die von Rechtsstreiten sich nährenden und mästenden Advokaten vom Termine zur Güte aus; unweise und ungerecht wäre es also, wenn man da, wo von Einführung allgemeiner Brandsicherheit gehandelt wird, die Stimme der Baukünstler, auch bei der Negative, berücksichtigen wollte. Man darf aber auch bei dieser Beschränkung des Stimmrechts der Baukünstler keinen Nachtheil fürs Publikum befürchten, denn das bisherige unbeschränkte Stimmrecht derselben brachte ja auch keinen Vortheil fürs Publikum, niemand ward bei selbigen von der Gefahr des Verbrennens befreit. Und braucht man denn als Baukünstler nach Paris oder Rom gereißt zu seyn, um zu wissen, ob eine Sache absolut Feuersicher sey oder nicht. Ozannam saate: Ich weiß, daß die gerade Linie unter allen die kürzeste ist, und eben so zuversichtlich weiß gewiß ein Jeder von selbst, daß derjenige, welcher Feuersicher zu seyn wünscht, nicht wohlthut, wenn er sich in einen Haufen verbrennlicher Dinge einnistelt, und daß im Gegentheil solche Gebäude, welche nur aus unverbrennlichen Materialien aufgeführt worden sind, durchaus nicht, weder verbrennen noch angezündet werden können. Wie dies möglich zu ma-

chen sey, wie Gebäude ohne alle verbrennliche Materialien, z. E. mit Ausschluß aller Holzmaterialien zu erbauen stehen, von dieser dem Forsthaushalte so willkommenen, dem Holzmangel der Länder angemessenen Bauart, ist hier weder Ort noch Raum ausführlich zu reden. Ich werde es aber in einer besondern Schrift thun, die ich als Fortsetzung, und si diis placet, als Beendigung des Steinerschen Entwurfs ꝛc. herauszugeben entschlossen bin, wenn durch zahlreiche Subscriptionen auf diese Schrift, sich der Wunsch des Publikums auf eine ermunternde Art mir ausdrücken sollte, daß es wünscht belehrt zu seyn, wie dergleichen Gebäude einzurichten sind, und zwar, wie sichs wohl von selbst versteht, daß außer der Feuersicherheit, auch vorzügliche Wohlfeilheit, Dauerhaftigkeit und Eleganz-Fähigkeit möglichstermaßen, dabei berücksichtiget werden.

Kann und wird aber wohl, wie die Sachen jetzt liegen, eine auch noch so vollständige und überzeugende Schrift mehr Glück von nun an machen, als die frühern eines Steiners und des Hrn. Rath Heinens Schrift? (unter dem Titel: die sehr leichte Kunst ꝛc.) gemacht haben, wenn man beide auch nur als Bruchstücke betrachtet. Um dies in einem höhern Grade hoffen zu können, dazu gehören wohl noch andere Mittel die nur in den Händen der Regierung der Länder anzutreffen seyn dürften, ohne deren weise Dazwischenkunft selbst die eklantesten

faktischen Beweiße, eben so wie die gewölbten Decken im Schlosse zu Weimar ohne alle Anwendung bleiben würden. Auch über diese Dazwischenkunft der Regierungen, und was dem anhängig, werde ich alsdann gleichfalls reden. Jetzt wollte ich nur eine der wichtigsten Arten des menschlichen Elendes, und die Sonderbarkeit zur Sprache bringen, daß so viel und großes Unglück von jeher durch Brände verursacht, und so lange geduldsam ertragen worden, im Gegentheil aber sehr wenig für absolute Feuer-Sicherheit gedacht, geschrieben und gewirkt, und was nun für diesen großen Zweck zu thun seyn möchte. Daß doch meine Worte, von Herz zu Herz gesprochen, verständigen Männern durchs Herz gehen möchten, daß sie ihre sonst rege Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinleiten, und sich zu der Ueberzeugung bringen möchten, daß, obschon bisher wenig oder nichts für die Allgemeine Brandsicherheit gethan worden ist, doch zum Glück der künftigen Geschlechter, zur Ehre des jetzigen Zeitalters und teutscher Zunge, alles für diesen Zweck geleistet werden könne, was nach Billigkeit zu prätendiren erlaubt ist, und zwar nur durch das wohlfeile einheimische Mittel, durch gesunden Menschenverstand; durch aufrichtigen guten Willen, und durch fromme getreue Oberherrn und durch gut Regiment.

Artern, am 23. Febr. 1811.

Erdmann Friedrich Senff, Sen.

V.

Bemerkungen und Zusätze

zu einigen Abhandlungen im Archiv der teutschen Landwirthschaft. Jahrgang 1810.

Von.

Herrn von Steindel.

Ueber Honig und Zuckergewinn.

Im Junistück unter Num. V. steht ein Auszug aus einem Schreiben, was die Gewinnung des Zuckerstoffs betrifft, vom Hrn. Bergrath Senff. Auch der Inhalt dieses Briefes, spricht den Werth aus, den dieser achtungswerthe Mann, allem was ich je von ihm zu lesen bekam, durch Wort und That zu geben wußte.

Offenbar gibts wohl kein besseres Hülfsmittel in der Natur, uns Zuckerstoff zu verschaffen, als eine fleißige Bienenzucht und eben so sicher und leicht es ist, den unannehmlichen Geschmack andrer noch rohen Zuckerarten zu verbessern, muß auch wohl der manchen

manchen Gaumen widrigschmeckende Honiggeschmack zu verbessern seyn *).

In

*) Die Chemiker haben hier noch eine sehr nützliche Aufgabe zu lösen, wenn sie sich nur mehr der gemeinnützigen Dinge unterziehen wollten. In zuverlässigen Schriften findet man über das Reinigen des Honigs zu wenig. In Hermbstädts Agrikulturchemie 3r B. S. 438. ff. gibt Herr Meier an, daß die Kohle das beste Reinigungsmittel sey. Folgendes ist sein angegebenes Verfahren.

„Man nehme z. B. 4 Pfund guten reinen gelben Honig, löse ihn in einem Kessel bei gelinden Feuer in zwei Berliner Quart Wasser auf. Nun stoße man in einem Mörsel nach und nach ½ Pfund aufs neue gut aufgeglühte und wieder erkaltete Kohlen von fichten Holz, mit so vielem Wasser angefeuchtet, daß sie nicht stauben, und reibe sie mit der Mörselkeule ziemlich fein. Diese spielt man nun mit 2 Quart Wasser zu den aufgelößten Honig, und läßt diese Mischung auf dem Feuer kochen, bis der Honiggeruch verschwunden ist, welches in ¼ bis ½ Stunde zu geschehen pflegt. Daß man im Ganzen zu 1 Pfd. Honig ein Quart Wasser gebraucht, ist durchaus nöthig, weil sonst mehr Kohle, auch vielmehr Zeit dazu erfordert wird, ehe der Geruch verschwindet. Der aufgelößte und seines Geruchs beraubte Honig, wird nun auf ein ausgespanntes dickes wollnes Tuch (Moltom) gegossen, das zuerst durchgelaufne, welches noch viel Kohlenstaub enthält,

gießt

In Ansehung der unzähligen Menge von Gewächsen auch unsres Himmelsstrichs, die alle mehr oder

gießt man so lange wieder auf das Tuch, bis es zimlich klar durchläuft, und gießt nachher so viel frisches Wasser auf das Kohlenpulver, aber immer nur wenig auf einmal, bis das Durchgelaufene beinahe geschmacklos ist. Das Durchgelaufne mischt man kalt mit dem Weißen von einem Ei, welches man mit etwas Wasser eben geschlagen hat, rührt es gut durcheinander, läßt es ein paarmal aufkochen, bis es ganz klar ist, und gießt es dann durch ein gleiches wollnes Tuch, durch welches noch kein Kohlenstaub gegossen worden. Diese klare, etwas gelblich aussehende Flüssigkeit, kocht man bei sehr gelindem Feuer ein, und wenn die mehreste Feuchtigkeit verkocht ist, dunstet man sie bei stetem Umrühren so lange ab, bis ein herausgenommener kalter Tropfen die Dicke eines guten Syrups hat. Man erhält dadurch einen bräunlichen, etwas nach gebrandten Zucker schmeckenden Syrup, welchen man zu allen Speisen, zu denen man sonst Moscovade nimmt, gebrauchen kann. — Will man ihn aber auch vom dem brenzlichen Geschmacke befreit haben, muß man mit dem Eiweiß geklärten Honig in einem Kessel abrauchen, welchen man in einem andern Kessel setzt, worin so viel Wasser befindlich ist, daß es über den Boden des innern Kessels stehet, und dieses Wasser über dem Feuer nicht kochen lassen, sondern

oder weniger Zuckerstoff haben und liefern können, scheint auch mir die Birke ein Gegenstand unsrer Aufmerksamkeit würdig, indem dieselbe überall sehr gut und leicht anzupflanzen und fortzubringen, auch häufig schon vorhanden ist, nnd wie bekannt, eine große Quantität Saft von sich gibt, der unstreitig Zucker enthält, woran ich in diesem Frühjahre das Verhältniß zu erforschen Gelegenheit nehmen kann, bei dem ansehnlichen Birkenbestande in meinen Gehölzen.

So ist denn wohl kein Zweifel zu hegen, ob wir allen Zucker, der von Zuckerrohr bereitet wird, welcher bei uns zu Lande vielleicht nicht wächst und reift, entrathen können oder nicht? Fangen wir, so kräftig ermuntert wie in Frankreich, ernsthaft an Hand ans Werk zu legen, so muß nothwendig, der so heilsame, unschätzbare Zucker, recht bald bei uns selbst

dern nur immer scharf heiß halten. Hierzu ist ein Kessel mit flachem Boden am besten zu gebrauchen, in welchem man nur immer wenig auf einmal des Honigs gießt und es beständig umrührt. Man erhält dann einen Syrup, welcher gelblich von Farbe, völlig von allem unangenehmen Geruch und Geschmack ist, und zu denen Speisen, zu welchen man sonst feinen Zucker nimmt, gebraucht werden kann. Der Verlust, welchen man an Honig leidet, beträgt nicht voll 3 Loth aufs Pfund."

selbst, und äußerst wohlfeil zu haben seyn. Vor 6, 8 Jahren würde es, bei solchen Aussichten zum Gewinn, nicht an Unternehmern gefehlt haben, wie jetzt der Fall ist, da wir nun weder Zutraun noch Geld haben. Wie soll Gewerbfleiß und Industrie in solchen Zeitläuften sich vermehren und vervollkommen, da der Landmann das nicht mehr herbeizuschaffen im Stande ist, was er zur Nothdurft braucht, und diese Nothdurft, in vervielfältigten Ausgaben sich so vermehrt hat? — Nur Eins ist noth. Alles übrige wird sich von selbst geben. Dabei bleiben wir.

VI.

Erfahrungen über Gyps, Kalk und Düngesalzdüngung.

Von Herrn von Steindel.

Vom Gypse sagt meine eigne Erfahrung weiter nichts, als daß mein gewesner Vorgänger im Besitze des Ritterguts Zölschen bei Lützen, im Stift Merseburg, eine ungewöhnlich reiche Kornernte nach dem Gebrauche des Gypses gethan hatte, welche ich bei Ankaufe dieses Guts mit überkam. Das reitzte mich dann, zwei Jahre nachher auch dergleichen Gyps in Wedau bei Naumburg zu nehmen, und auf Roggensat anzuwenden.

Allein,

Allein, seys nun, daß damals die Witterung nicht erwünscht und passend, oder was sonst Ursache war, die mir unergründlich geblieben ist, mein Roggen war ganz mittelmäßig darauf.

Ebenfalls streuten wir damals auch Gyps auf Klee, wonach wenig oder kein Nutzen zu bemerken gewesen, wie nicht weniger meine häufigen Versuche, mit der Anwendung des Kalks, den wir selbst brannten, dort in Zölschen niemals erwünschte Wirkung gezeigt haben, dagegen in A. bei Düben, wo wir den Kalk sieben Meilen weit herzu holten, sein Einfluß mir Wundersegen brachte *).

Hätte der gebrannte Gyps nicht vorher in Z. so vortheilhaft sich erwiesen, so würde man den Bestandtheilen des dasigen Erdbodens die Ursache eines nachherigen Mißlingens beigemessen haben, denn unsre Versuche mit Gyps und Kalk sind fünf Jahre hinter einander vergebens fortgesetzt worden.

So

*) Diese Bemerkung ist in der That sehr wichtig, und erinnert uns sehr ernsthaft an ein noch bei weiten nicht vollendetes Geschäft, nämlich durch scharfe Untersuchungen die Verhältnisse auszumitteln, wo Kalk, Gypse und das mit diesem letztern sehr verwandte Düngesalz, nützlich, überflüßig oder wohl gar schädlich sind. Oberflächliche Versuche, wie wir sie zu tausend haben, werden uns wohl kaum weiter führen. Pohl.

So viel ist wohl außer Zweifel, daß Gyps und Kalk nicht überall, in jeder Erdart wohlthun, in andern aber sich beständig unfehlbar wohlthätig zeigen. In der Gegend von Löbau und Bautzen, in der Oberlausitz, wo ich verschiedene Jahre gewirthschaftet, und um landwirthschaftliche Kenntnisse mich beworben, ist mir nicht ein einziger Fall bekannt geworden, wo der Kalk nicht seine Dienste gethan hätte. Jene berühmte Pflege von Lomatsch, Döbeln, Leißnig in Sachsen, welche im Getreidebau eine der ergiebigsten ist, und die selbst, kann man sagen, auf Kalkgrund ruhet, verdankt unstreitig ihre bekannte Wohlhabenheit dem Gebrauch des Kalks, der häufig da gegraben und gebrennt wird, und der diese Landschaft so weit gebracht hat, daß nunmehr die Erzeugung einer fast übermäßigen Menge Stroh, erwünschte Düngervermehrung, diese mit dem Kalke, aber Ueberfluß an Futter, und dieß die einträglichste Viehhaltung verschaft. So hat der Gebrauch des Kalks eine Gegend von zwölf Meilen im Umkreise, zur wohlhabensten im wohlhabenden Sachsenlande gemacht.

Das sogenannte Düngesalz, was nunmehr wahrscheinlich auf allen Salinen gefertigt wird *), von

*) In Sachsen wird seit mehreren Jahren auch auf dem Amalgationswerke bei Freiberg verkäuflich ein Dün-

von Asche, Pfannen- und Gradirstein, das ungeachtet seiner ungeheuern Schwere, weit und breit umher abgefahren, und vorzüglich beim Kleebau angewendet wird, wollte ebenfalls in Zölschen, so wie in der dasigen ganzen Gegend nicht anschlagen, ungeachtet wir so erwünschte Gelegenheit hatten, von den nahen Salinen Dürnberg, Deutitz, Kötschau, dieses Düngemittel leichter, als die entferntern Altenburger und die Bewohner des untern Erzgebirges, zu bekommen.

Mit den wahren Ursachen der Verschiedenheit von Abweichung des sichtbaren Wirkens und Nichtwirkens, dieser verwandten Substanzen, des Gypses, Kalks und Düngesalzes, würden uns sicher der Verf. des Archivs *) und auch der Herr Bergrath

Senff

Düngesalz verfertigt; so auch in Pataschfabriken, wie z. B. in Tautenburg bei Jena, wovon mir bereits die Bekanntschaft damit zu Theil worden ist.

Pohl.

*) Meine frühere Erfahrung, wie auch die Angabe, was das auf allen Königl. Sächs. verfertigte sogenannte Düngesalz eigentlich sey, und endlich, wo es mit ersprießlichen Nutzen gebraucht wird, habe ich vor drei Jahren in einem Aufsatze dargethan, welcher in den Thaerschen Annalen der Landwirthschaft abgedruckt ist. Wenn ich nun auch seit der Zeit darüber keine eigene Erfahrung zu machen Gelegenheit

Senff am gründlichsten bekannt machen und den gesammten landwirthschaftlichen Publikum einen wichtigen Dienst leisten können. Unbekannt mit den wahren Eigenschaften des Erdbodens und der Merkmale, welche den erwünschten Erfolg vom Gebrauche jener Düngungsmittel versprechen, unterläßt so mancher sonst nicht karge Landwirth die Anwendung derselben und bleibt bei seinen mittelmäßigen Umständen, indeß ihm die wahre Beschaffenheit seines Ackers sehr bald zum wohlhabensten Mann machen würde. So wirft ein andrer umsonst eine Menge Geld hinweg, sich mit der Benutzung dieser vortheilhaften Mittel, auch in den Zustand eines solchen Verhältnisses zu setzen, wie desjenigen, worin er andere erblickt, die sich jener Düngungsmittel bedienen und Ueberfluß aller Art besitzen. Nein, es ist unmöglich, ohne die genaueste Erkenntniß der Eigenschaften des Erdbodens und der Gegenstände, welche auf ihn einwirken, ein glücklicher und vollkommner Landswirth zu seyn.

heit gehabt habe, so sind mir doch darüber sehr wichtige Bemerkungen mitgetheilt worden, die allerdings für das Publikum Werth haben. Ich will daher den Gegenstand aufs neue bearbeiten, und ihm ungefähr im Juli oder Augusthefte des Archivs niederlegen. — Möchte es doch denjenigen, welche damit glückliche oder unglückliche Versuche gemacht haben, gefallen, mir ihre Bemerkungen bis dahin mitzutheilen. Pohl.

VII.

Etwas über Pachtanschläge.

Der eigentliche Zweck der Pachtanschläge ist wohl kein anderer als der, die Pachtlustigen in eine möglichst genaue Kenntniß von den Gegenständen zu setzen, welche verpachtet werden sollen. Um diese schwere Aufgabe zu lösen, müssen alle Einnahmen und Ausgaben nach ihrem ganzen Umfange aufgeführt und gegen einander abgewogen werden. Die Form der Anschläge kann man im Allgemeinen vorschreiben, aber die Berechnungen der vorkommenden Branchen, kann nur mit besonderer Rücksicht auf das jedesmalige Locale geschehen, und es gehört dazu eine sehr ausgebreitete Sachkenntniß. Sehr erleichtert wird die Fertigung der Anschläge dann, wenn in dem Wirthschafts-Archive, nach richtigen Grundsätzen geführte Register, von sechs und mehreren nacheinander folgenden Jahren, über die Benutzung der verschiedenen Branchen, vorhanden sind, und aus den sämmtlichen Einnamen und Ausgaben Durchschnittssummen herausgehoben werden können. Denn es kann dabei auf die Art und Weise der Benutzung, auf die Veränderung der Preise, auf den vermehrten oder verminderten Abgang der Producte ꝛc. Rücksicht genommen werden. Schwerer hingegen

ist

ist es, einen möglichst richtigen Anschlag zu fertigen, wenigstens werden dazu mehr Kenntnisse erfordert, wenn man wenig Notizen über die zeitherige Wirthschaftsführung vorfindet und mit dem Locale nicht bekannt ist.

Gewöhnlich wird ein Anschlag nicht darüber gefertiget, wie ein Gut bisher bewirthschaftet worden ist, sondern wie es bewirthschaftet und benutzet werden kann, denn man setzt immer voraus, daß noch manche Verbesserungen zu machen sind, und der bare Gewinn noch zu vermehren ist. Dabei muß aber vorzüglich darauf Rücksicht genommen werden, daß die höhere Benutzung nicht sogleich eintritt, denn es wird eine kürzere oder längere Zeit erfordert, ehe eine vernachlässigte Branche wieder zur höchst möglichen Benutzung gehoben werden kann. Die Nutzung solcher Branchen kann daher nicht in dem Grade in Ansatz gebracht werden, wie sie vielleicht erst nach Jahren eintritt, sondern es ist wohl in solchen Fällen eine Durchschnittssumme anzunehmen. Auch sind die Zinsen von den Kapitalien, welche zur Verbesserung mancher Branchen aufgewendet werden müssen, in der Ausgabe nicht zu vergessen. Dieser Punkt ist um so wichtiger, da es sogar Fälle geben kann, wo nicht nur die Zinsen, sondern ein Theil der Kapitalien selbst verloren gehen können. Hier kann eine Schäferei, auf deren Verbesserung der Pachter viel wenden muß, als Beispiel angeführt

führt werden. Ansteckende Krankheiten können nicht nur einen Theil der Schafe wegraffen, sondern die Wolle kann auch sehr im Preise fallen, nachdem der Pachter verhältnißmäßig ein bedeutendes Kapital aufgewendet hat, und wenn die Pachtzeit, wie noch in vielen Ländern gewöhnlich ist, nur wenig Jahre dauert, so wird das Kapital nicht nur nicht verzinset, sondern es ist noch als ein Glück anzusehen, wenn davon nichts verloren geht. Bei der Veranschlagung wird freilich auf Unglücksfälle nicht Rücksicht genommen, und jeder Pachter, so wie überhaupt jeder Unternehmer muß riskiren, Billigkeit sollte man aber um so mehr als eine Grundlage bei Fertigung der Anschläge gelten lassen.

Statt eines fehlerhaften und zweckwidrigen Anschlags ist es besser, man gibt den Pachtlustigen nur den Umfang der Branchen an, und überläßt ihnen die Berechnung darüber selbst. Denn durch täuschende Anschläge können leicht solche, welche wenig Erfahrung haben, irre geleitet werden, und sich zu einer unverhältnißmäßig hohen Pachtsumme verstehen. Wenn man aber mit dem Anschlägen leider die Absicht hat, den Pachtlustigen Sand in die Augen zu streuen, wie dies nicht selten der Fall seyn soll, so wird man sich freilich dazu nicht verstehen wollen.

Sucht man Güter, welche verpachtet werden sollen, absichtlich in ein falsches Licht zu setzen, um die Pachtlustigen zu täuschen, so kann dies auf eine

vielfache

vielfache Weise geschehen. Um aber den Schein der Unbilligkeit so viel als möglich zu vermeiden, setzt man die Preise der Producte, welche nach dem Anschlage verkauft werden können nicht zu hoch an. Dagegen findet man aber häufig, daß z. B. bei dem Getreidebau ein so hoher Körnerertrag angenommen wird, wie er höchstens bei ganz vortreflichen Ernten zu erwarten wäre. Der größte Defect findet sich aber gewöhnlich in den Kapiteln der Ausgabe, den selten werden die angegebenen Summen zureichend seyn. Für geringfügige Artikel, welche in dem Anschlage fast ganz übergangen sind, muß nicht selten jährlich verhältnißmäßig eine nicht unbeträchtliche Summe ausgegeben werden. Wie viel man aber bei vielen Anschlägen zu den Summen, welche für Tagelohn, Schmiede-, Sattler- und Wagnerarbeit ꝛc. angegeben sind, noch hinzufügen müßte, um das Wahre zu erreichen, dies würde manchen unglaublich scheinen. Die Ausgaben sind oft auch in solchen Anschlägen zu niedrig in Ansatz gebracht, in welchen übrigens Billigkeit hervor leuchtet, und wo man die Kapitel der Einname nicht tadeln kann. Daraus scheint hervor zu gehen, daß hiervon oft auch Unkunde mit dem Localverhältnissen und Mangel an den dazu erforderlichen Notizen, die Ursache ist. Die unvermeidlichen Ausgaben bei einer Wirthschaft sind oft so mannigfaltig und so bedeutend, daß hierinne sehr leicht zu fehlen ist. Indessen

dessen ist wohl auch nicht zu läugnen, daß der geringe Ansatz der Ausgaben in Pachtanschlägen absichtlich geschieht, weil man glaubt, auf diesem Wege könnte eine übertriebene Ertragssumme noch am ersten berechnet werden, ohne die Wahrscheinlichkeit zu sehr zu verletzen. Sind auch die Einnamen nicht übermäßig angesetzt, so wird doch die jährliche Ertragssumme um so viel höher, als die Ausgaben zu niedrig angenommen worden sind; und dies dürfte wohl oft nicht unbeträchtlich seyn. Wo man aber noch überdies die Einnamen zu hoch angeschlagen hat, da weicht die fälschlich berechnete Ertragssumme von der, welche eigentlich erfolgen müßte, ums Doppelte ab.

In Anschlägen, woran aber oft Oekonomen keinen Antheil haben, stößt man manchmal auf große Irthümer. So fand ich einmal bei der Fischerey-Nutzung, die sämmtlichen Teiche aufgeführt, und so berechnet, als könnten sie alle mit großem Satze zu Karpfen besetzt werden. Man wollte billig jedes Schock Satz zu einem Centner Karpfen rechnen, à Ctnr. 11 Thaler, und so hatte man den Ertrag leicht ausgemittelt. Sonderbar genug hatte man aber an die Erzeugung der Brut, an die Aufziehung des Satzes und daß dazu auch Teiche erforderlich wären, gar nicht gedacht. —

So viel Anschläge aber auch nach falschen Ansichten gefertigt wurden, so bekam man doch auch

manche gute Arbeit dieser Art in die Hände. Unter denen Anschlägen, welche mir zu Gesicht gekommen sind und von welchen sich die Verfertiger genannt haben, dürften wohl die des Herrn Oekonomie-Inspectors Döring zu Drosßig unter die besten gehören.

Ich begnüge mich, diesen Gegenstand, welcher für so viele Landwirthe großes Interesse hat, in in diesem Blatte näher zur Sprache gebracht zu haben, und wünsche, daß Sachverständige ihre Erfahrungen über die Anfertigung und Beurtheilung der Anschläge mittheilen möchten. *)

Friedrich Teichmann.

*) Auch ich vereinige mit des sehr würdigen Herrn Verfassers Wunsche meine Bitte um weitere Bearbeitung eines Punktes, welcher noch so sehr Erörterungen bedarf, ehe wir sagen können, daß er mit lichtvoller Klarheit durchgeführt sey. Erst in dem laufenden Quinquennio hat sichs hart gezeigt, daß noch überhaupt recht sehr viel zu thun übrig sey, was unpartheiischen Sachverständigen zufällt.

D. Herausg.

VIII.

Das Bedürfniß landwirthschaftlicher Unterrichts-Anstalten wird nun dringender.

Als wir im J. 1803 jenes Schriftchen, welchem man, ohne unser Wissen und Willen, den unschicklichen Titel: Anweisung, die Landwirthschaft vermöge der Einführung der Wechselwirthschaft zu verbessern, beilegte, herausgaben, waren die Verhältnisse und Beziehungen auf dieses Gewerbe ganz anders, als jetzt. Damals halfen dem Landwirthe vorzügliche Eigenschaften als selbiger und alle Hülfswissenschaften dazu weit weniger zu Glück und Reichthum, als eine gute Art und Weise, sich und seiner Sache ein glänzendes Aeußere zu geben, um damit möglichst uneingeschränktes Zutraun der Geldinhaber zu erwerben. Für 2 — 3 Procent konnte man Kapitalia nehmen, und ganz allein mit fremdem Gelde die ansehnlichsten Landgüter erkaufen, deren Produkte insgesamt so hoch im Preise standen, daß auch der, welcher 10 mal den Güterpreis älterer Zeiten, bei seinem Ankaufe überstiegen hatte, dennoch einen Ueberschuß als Gewinn berechnete, und darum mit Wahrheit sagte: „Ich habe

mich nicht überkauft.“ Was braucht es sonderlicher Kenntnisse, Erfahrungen und mühsamer Anstrengungen, wenn alle landwirthschaftlichen Produkte ohne Ausnahme, mehr oder weniger, im höchsten Preise stehen und gleichsam reißend von der Hand gehen? In solchen Zeiten kann nur der höchst nachlässige und unachtsame Landwirth verunglücken. Freilich wird auch hier der vollkommnere Mann sich in den Augen des unbefangnen Sachkenners vortheilhaft auszeichnen. Das Sprichwort sagt: Noth lehrt beten! Und nur da, wo die mehresten Hindernisse im Wege sind, befinden sich die fleißigsten Arbeiter; wo eine zahlreiche Bevölkerung ein mißliches Daseyn zeigt, wo Wasser und Meereswellen den Landwirth mit samt seinen Grund und Boden stets zu verschlingen drohen, da wird gewiß die Landwirthschaft am mühsamsten und kunstreichsten betrieben. So lange es also bei uns überall nur ein Leichtes war, das Gewerbe der Landwirthschaft zu betreiben, schien es dem menschlichen Leichtsinne und seinem Hange zum gemächlichen Nichtsthun, unnützes Beginnen, kostbare Veranstaltungen treffen zu wollen, welche den Landwirth Gelegenheit verschaffen, seine wahre Vervollkommnung zu erlangen, wozu gemeinsames Menschenwohl, seine höhere Bestimmung, ihn so offenbar hinweisen.

In gedachter kleinen Schrift legten wir damals dem Publiko, unter andern landwirthschaftlichen Gegenständen, einen Entwurf für Unterrichtsanstalten bei der Landwirthschaft vor, der wohl eben so wenig beherzigt, wie das ganze Schriftchen überhaupt nicht gehörig im Buchhandel gekommen und gelesen worden ist. Obwohl es in jener Zeit eine wahre Kleinigkeit für die Gesamtheit unserer vorhandenen Kräfte gewesen, eine Anstalt herzustellen, zu der zweimalhunderttausend Landwirthe mehr nicht, wie jeder Einen Thaler, hergaben, so scheint es dennoch alleweile erst an der Zeit zu seyn, in der diese heilsame Veranstaltung wirklich zu Stande kommen dürfte, da die wahre Nothdurft uns nunmehr auf eingreifendere Hülfsmittel, wie bisher, sinnen heißt, wenn wir nicht bald alle zu Grunde gehn wollen. Denn wahrhaftig, nunmehro werden die Erzeugnisse der Leibesnarung und einfachsten Bedürfnisse, Roggen- und Weitzenbau, uns die erhöhten Zinßen der erborgten Kapitalien nicht geben. — Und wie viele sind unter uns, die gar nichts zu verzinßen haben, da es wahre Unklugheit heißen konnte, wenn Jemand noch vor 5 Jahren angebotne Gelder nicht aufnahm und damit Grundstücke ankaufte? — Hierzu kommt noch, die fortlaufend vermehrten Staatsbedürfnisse zu tragen, wie der unweichbare Stand des Gesinde-Arbeitslohns und der übrigen noth-

nothwendigen Bedürfnisse. Was Wunder, wenn der bedrängte Landwirth anfängt bedenkliche Miene zu machen! Wenn er umherblickt nach Hülfe, nach dem Einzigen, was ihm doch wenigstens vom Sinken rettet — wenn er nicht flott mehr einhergehen soll. Den Handelsgeist, das Kaufmannstalent, ohne das der vollkommene Landwirth nicht existirt, den laßt uns zu Hülfe nehmen und erforschen, wie und was es ist, das gesucht und am besten bezahlt wird? Wie nun? hervorbringen müssen wir alles, was bisher anderswo mehr, als bei uns erzeugt worden, so vollkommen, wie möglich; den Bedürfnissen und Schwachheiten der Menschen nachgehen, deren Angewohnheiten, Verwöhnungen und Leidenschaften zum Vortheil benutzen. Was aber? Kaffeesurrogate, Farbengewächse, Taback, Zuckerpflanzen, Oelfrüchte, Viehzucht und Mastung laßt uns produciren und betreiben, damit wir dasjenige ersetzen, was sonst fremde Länder und andere Welttheile geliefert haben. Unsere feine Schaafwolle und unser schönes Getreide nahmen sie von uns, und wir dagegen Kaffee, Zucker, Farbeholz, Taback, Oele und starke Leder und Thierhäute. Mehr und weniger vollkommen, werden wir das alles selbst erzeugen und ersetzen, sobald wir nur unsere Fähigkeiten darauf anwenden und mit mehr Anstrengung, wie bisher, sie entwickeln wollen; und in der That, jetzt

ist

ist es mehr wie jemals an der Zeit, dazu Veranstaltung zu treffen. *)

Aus oben erwähnter Schrift theilen wir hier dasjenige mit, was daselbst in Ansehung nothwendiger Hülfsmittel der Unterrichtsanstalten für die Landwirthschaft gesagt worden, um die Ausbildung des Landwirths zu vervollkommnen und sein Gewerbe mehr und mehr der traurigen Unsicherheit zu entziehen, die seinen Werth so vermindert.

Ueber die Nothwendigkeit einer solchen Unter-

die

*) Hiebei wird zwar mancher den Kopf schütteln, und in seinem bisherigen Schlendrian eingewurzelt nicht begreifen, daß gerade die einsichtsvollsten Landwirthe nur in der Verdoppelung der Kraft und im Anbaue bisher vernachlässigter oder noch nie ins Große erbauter Gewächse, ihr Heil zu finden bestrebt sind. Freilich wird mancher hierbei Lehrgeld geben müssen, weil er zu sehr Neuling in der Sache ist. Um nun aber die möglichen Mißgriffe zu umgehen, wäre es überaus nützlich, wenn in jeder Provinz eine Musterwirthschaft wäre, wo der Unkundige leichtlich selbst die nöthige Kenntniß und wohlunterrichtete Arbeiter erhalten könnte. Ich kann es nicht begreifen, wie es möglich sey, daß die Regierungen nicht eilen, tüchtige Musterwirthschaften zu errichten — von hier aus würde das weitere Sinken der Landwirthschaft nicht nur verhindert, sondern auch dem Lande nie wiederkehrende Millionen erhalten — und beiläufig treffliche Staatsbeamte erzogen werden. — P.

richtsanstalt finden wir bei dem aufgeklärten Landwirthe in allen Ländern nur eine Meinung, und es ist unläugbar, daß bei dem gänzlichen Mangel an zweckmäßigen Unterricht in der Landwirthschaft, die möglichste Vervollkommnung derselben niemals ganz erreicht werden wird. Denn was nutzen die Vorlesungen auf Universitäten demjenigen, der aus Erfahrung die Landwirthschaft gar nicht kennt, und dieselbe nun von einem Manne erlernen soll, der vielleicht noch weniger, wie er selbst, davon ausgeübt und erfahren hat? Was kann blos theoretischer Unterricht über einen Gegenstand nützen, bei welchem die Erfahrung allein erst den wissenschaftlichen Theil desselben bestätigen muß? Dem Landwirthe kann alle Weisheit der Welt nicht dienen, wenn er nicht jedes seiner Geschäfte anzuordnen und selbst auszuführen im Stande ist. Es läßt sich bei der Landwirthschaft über vieles ganz vortreflich sprechen und philosophiren, was oft bei der Ausführung, der Theorie ganz entgegen zu seyn scheint. Wenn daher dergleichen Weltweise Landwirthe auf ihre Güter kommen, und eine Zeit lang Versuche nach den Vorschriften ihrer Lehrer und aus ihren Manuskripten gemacht haben, so werden sie dann durch kostspielige Erfahrungen belehrt, daß so manches ganz anders ausfiel, als sie glaubten; folglich die wirkliche Landwirthschaft ganz anders aussieht, als jene, welche man auf

den

Lehrstühlen uns vorgetragen hatte. Dann gerathen so manche auf Abwege, und verlassen den Beruf, wozu wir eigentlich wohl alle bestimmt worden; gehen, aus Verdruß über das Mißlingen gemachter Hoffnungen und überspannter Erwartungen nach der Stadt zurück, und enden hier oft ein Zeitödtendes Leben ohne Nutz und Frommen. Sonach ist aller Unterricht in der Landwirthschaft, der nicht mit Ausübung und Erfahrung zugleich verbunden wird, dem Fortgange der Vervollkommung bei derselben mehr nachtheilig als vortheilhaft. *)

Die

*) Auch hierinnen stimme ich mit ganzem Herzen dem Herrn Verfasser bei. Nur die Hülfswissenschaften der Landwirthschaft können gewissermaßen, von dem praktischen Gewerbe getrennt, erlernt werden. Es scheint mir auch ganz gleichgültig zu seyn, ob diese eher erlernt werden, als man zum Betriebe des Gewerbes übergeht, oder sich späterhin damit bekannt macht. Können wir aber Institute benutzen, so werden alle Zweige der Landwirthschaftswissenschaft in zweckmäßiger Ordnung erlernt, welches der kürzeste und angenehmste Weg ist. So lange aber in der Nähe noch unkostspielige Unterrichtsanstalten fehlen, dürfte es der Klugheit gemäß seyn, die angezogenen Hülfswissenschaften eher zu erlernen, als man den Pflug selbst in die Hand nimmt. Sie mögen die Zeit der Jünglingsjahre füllen und als zweckmäßige Vorbereitung des künftigen Berufs

Die Vollkommenheit der Landwirthschaft läßt sich aber auch ohne vollkommne Landwirthe nicht denken, so, wie einseitiger Unterricht in diesem Gewerbe offenbar nicht das Hülfsmittel ist, dieselbe nach allen seinen Theilen vollkommen zu lehren. Wie der bloße Theoretiker in diesem Fache des menschlichen Wissens nur wenig leistet, so bleibt derjenige, welcher nicht die nothwendigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse besitzt, auch ebenfalls nur ein landwirthschaftlicher Stümper. Bey allen seinen Erfahrungen bleiben Grund und Ursachen ihm unerforschlich, die schwache Sinnlichkeit wird ihm allzuoft täuschen, das menschliche Leben wird zu kurz seyn, Fälle genug für Wahrheit einsammeln zu können, welche oft nur in der entferntesten Tiefe sich befindet; nur der mit den nöthigen Hülfswissenschaften ausgerüstete Praktiker wird im Stande seyn, sich auf den Punkt zu erheben, auf dem er als vollkommner Landwirth erscheinen soll.

Wie wollte nun die Landwirthschaft sich zu dieser Vollkommenheit aufschwingen, so lange es uns noch an Männern fehlt, die dergleichen theoretisch-praktische Kenntnisse und entwickelte Fähigkeiten in

rufs dienen. Späterhin wird sie selten ein junger Landwirth erlernen, es müßte ihn denn eine besondere Veranlassung dazu bewegen. Allerdings muß der Lehrer der Hülfswissenschaften selbst ein praktischer Landwirth seyn. P.

in der Landwirthschaft besitzen? Die Summe der mannigfaltigen Eigenschaften und Erkenntnisse, die den vollkommnen Mann als Landwirth ausmachen, ist so groß und von so weitem Umfange, daß er anders nicht, als von Jugend an, dazu erzogen, dazu gewöhnt und unterrichtet und von der Natur mit mannigfaltigen Gaben dazu beschenkt seyn muß, zu einer solchen Vollkommenheit gelangen wird.

So lange es uns aber noch so, wie bisher, an Gelegenheit mangelt, diesen Unterricht, diese Erziehung und Angewöhnung erlangen zu können, wie und wo soll da die Ausbildung möglich seyn? Zwar gibt es unter uns Teutschen einen Thaer, einen Fellenberg, die alles thun und opfern, was man irgend von den Kräften eines Privatmanns erwarten kann; allein immer werden ihre schönen Anstalten hinter der Nothwendigkeit zurück bleiben, welche das Heil ganzer Nationen umfaßt; sie werden in ihren kleinen Zirkeln mächtig genug wirken, aber niemals dasjenige erfüllen, was die ganze Landwirthschaft, unsrem heutigen Bedürfnisse gemäß, weit und schnell genug zu umgreifen im Stande ist. Wo außerdem in der weiten Welt ist sonst die Einrichtung, da man eigends für die Landwirthschaft Menschen also bildet und unterrichtet? Wie heißt das Land, in welchem eine recht zweckmäßig theoretisch-praktische Unterrichtsanstalt für die Landwirthschaft anzutreffen ist?

Anstalten für die Kriegskunst, für alle andere Künste und Wissenschaften insbesondere, haben wir in Europa wohl. An diejenige Kunst und Wissenschaft aber, von welcher der Krieg selbst, alle Gelehrte und Ungelehrte — Alles lebt, hat man noch wenig oder gar nicht gedacht. Andächtig Sterbende hat es in Menge gegeben, welche Klöster und andere unnütze Stiftungen in ihrer Todesangst fundirten, die ganze Fürstenthümer dazu legirten, damit von den Einkünften derselben Müßiggänger sich mästen konnten. So wahrhaft andächtig ist aber noch kein Großer der Erde gewesen, eine Summe, ein Landgut herzugeben, damit eine Anzahl geschickter Lehrer erhalten würde, welche dem Jünglinge, dem angehenden Landwirthe an Ort und Stelle Unterweisung geben, wie er sein künftiges Gewerbe, nützlich für sich und den Staat, recht vollkommen betreiben soll.*)

In

*) Hr. Fellenberg hat sein eigenthümliches Landgut, Hofwyl, bereits für die Zukunft zu einer dauernden landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalt öffentlich zugesichert. Schon früher als dieser edle Menschenfreund, fundirte der Hr. Commissionsrath und Buchhändler Laich, sein Landgut in Meckern (eine Stunde von Leipzig) indem er es der königl. Sächsl. Leipziger ökonomischen Societät erblich überließ, zu landwirthschaftlichen Versuchen. Die Ehre solche anzufangen, zu vollenden und nach dem Sinne des edlen Stifters gemeinnützig zu machen, ist, ich weiß nicht

In einer dergleichen landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalt muß nothwendig alles vereinigt sich befinden, was irgend zur theoretischen und praktischen Belehrung und Anführung dienen kann; Lehrer, welche den Zöglingen die innern und äußern Bestandtheile der Erde und deren Eigenschaften zeigen, indem sie täglich selbst Ackerbau treiben oder treiben sehen; Lehrer, welche die wahre Beschaffenheit und Geschichte der Fortpflanzung und des Wachsthums der Gewächse bekannt machen, die der Lehrling selbst hier ansäen und pflanzen wird, und die er nachher, vom ersten Aufkeimen und Aufgehen, in ihrem Fortgange, bis zur Vollkommenheit und Reife unter Anleitung beständig beobachtet; Lehrer, welche die innern und äußern Bestandtheile des thierischen Körpers und seiner Beschaffenheit im gesunden und kranken Zustande darstellen und erklären, indem die Zöglinge zugleich selbst die Behandlung der verschiedenen Thierarten besorgen und kennen lernen; Lehrer der Technologie, welche die Kräfte des Feuers und dessen nützlichen Gebrauch bei der Landwirthschaft lehren, welche die zweckmäßige Anwendung der Materialien zeigen, die bei den Geschäften technischer Anlien

nicht warum? unsern Tagen noch aufbehalten. Eine Unterrichtsanstalt sollte nach meiner Einsicht hier am rechten Orte, und deshalb auch von überschwenglichem Nutzen seyn. P.

lagen und Wirthschaftszweige vorkommen; Lehrer der Mathematik, welche den Flächeninhalt des Erdbodens messen und eintheilen, Schwere und Kraft vortheilhaft benutzen und gegen einander halten, und die Grundsätze aller Bewegung lehren; Lehrer endlich, welche alles Wissenswerthe in einer gewissen vortheilhaften Ordnung aufzuzeichnen und zu berechnen lehren, indem die Lehrlinge selbst beim Bauwesen und Aufnehmen, und in der Rechnungsexpedition mit angestellt und gebraucht werden; und so werden sie in keiner einzigen Sache theoretisch allein, sondern allemal und überall zugleich auch im Praktischen angeführt und unterwiesen.

Zöglinge aus einer Anstalt von solcher Beschaffenheit, würden doch wohl allenthalben bei der Landwirthschaft brauchbar und in jedwedem Geschäfte und Zweige derselben verständig und erfahren seyn können, weil ihr Unterricht niemals einseitig, sondern immer theoretisch und praktisch zugleich gewesen. Erfahrung allein lehrt uns wohl, wie es in enzelnen Fällen in der und jener Gegend gebräuchlich, wo wir Landwirthschaft gesehn oder betrieben haben, und wie der Erfolg allda beschaffen gewesen. Diese Erfahrung aber, mit wissenschaftlichen Begriffen und Einsichten verbunden, macht uns erst fähig und fertig, in allen möglichen Lagen und Abwechselungen richtig zu

schlie-

ßen und das Beste zu erwählen. Darum muß in dieser Anstalt auch alles vereinigt seyn, was nur irgend im Gebiete der Landwirthschaft vorkommen könnte; denn sie soll Muster für alle und Lehrerin fürs Ganze seyn; alles, was sie aufzuweisen hat, soll in einer gewissen Vollkommenheit erscheinen. Da in dieser Vollkommenheit noch gar keine Anstalt vorhanden war und die Subjecte, wie sie hier sich bilden werden und bilden können, sonst an keinem Orte, oder doch nur selten zu finden seyn möchten; so wird man füglich auch die Lehrer für die Zukunft in der Anstalt selbst bilden und dazu auswählen, und so dieselbe in der Vervollkommnung immer weiter emporsteigen.

Kurze Berührung der Vorsteher und Lehrer.

1) Der Direktor. Ein Mann in gesetzten Jahren, von gutem Ruf und Ansehn, mit unverwöhntem gesunden Körperbau und mit alle den Eigenschaften der Seele ausgerüstet, die wir von einem vollkommnen Landwirthe fordern; bereichert mit allen den mannichfaltigen Erfahrungen und Kenntnissen, welche derjenige nothwendig besitzen muß, der die Fortschritte zur möglichsten Vervollkommnung bei der Landwirthschaft leiten soll, Kenntnisse, worauf die Grundpfeiler

ler einer so wichtigen Veranstaltung befestigt seyn müssen: ein wahrhaft seltner Mann.

2) Lehrer der Mathematik, Chemie, Naturlehre, Naturgeschichte, Botanik und Mineralogie.

3) Lehrer des Wiesen- und Ackerbaues, der Gartenkunst und der Bienenzucht.

4) Lehrer der Technologie und des landwirthschaftlichen Fabrikwesens aller Art.

6) Lehrer der Zoologie, Vieharzney- und Heilkunst, der Erziehung und Behandlung sämmtlicher Haus- und Arbeitsthiere.

7) Lehrer der Reit- und Fahrkunst, nebst Stutereiwesen.

8) Lehrer der landwirthschaftlichen Rechtswissenschaft und des Rechnungswesens, nebst allen dem, was überhaupt zur landwirthschaftlichen Litteratur gehört.

Besondere Obliegenheiten dieser Personen.

a) Der Direktor wird mit einem Worte die Haupttriebfeder des Ganzen seyn.

b) Der Lehrer der Mathematik wird Bau- und Maschinenmeister zugleich seyn.

c) Der Lehrer des Ackerbaues wird zugleich Hauptansteller und Aufseher in allen dem seyn, was seinen Unterricht betrifft.

d)

d) Der Lehrer des Forst-, Jagd- und Fischereiwesens ist ebenfalls erster Angsteller und Vorgesetzter hierbei.

e) Der Lehrer der Technologie hat die Oberleitung und Aufsicht über alles Brau- und Brennereiwesen mit dazu gehörigen Fabriken.

f) Der Lehrer der Vieharzney- und Heilkunst wird zugleich Oberaufseher seyn über Alles, was zur Viehzucht und Mastung gehört, außer den Pferden.

g) Der Lehrer der Reit- und Fahrkunst wird zugleich Stutenmeister und Stallmeister seyn.

h) Der Lehrer der Rechtswissenschaft wird zugleich Gerichtsdirektor und Bibliothekar seyn.

Außerdem werden bei allen landwirthschaftlichen Zweigen und Abtheilungen annoch verständige und erfahrne Verwalter und Vögte angestellt, von welchen die Zöglinge die mechanischen Handgriffe und Arbeiten, so wie auch die besondere Behandlung des gemeinen Mannes betreiben und erlernen.

Eintheilung des gesammten Personals bei den verschiedenen Abtheilungen und Geschäften.

A. Beim Acker-, Wiesen- und Gartenbau:

1) Der Lehrer des Ackerbaues, als erster Vorgesetzter.

2) Nöthige Verwalter und Rechnungsführer, nebst Vögte.
3) Kunstgärtner.
4) Bienenvater.
5) Tabacks-Planteur

B. Beim Fabrikwesen:

1) Lehrer der Technologie als erster Vorgesetzter.
2) Verwalter, Aufseher und Rechnungsführer.
3) Braumeister und Böttgermeister.
4) Branntweinbrennmeister.
5) Stärkenmacher.
6) Ziegelmeister und Kalkbrenner.
7) Zuckersiedemeister.
8) Tabacksspinner.

C. Bei der Viehzucht und Mastung:

1) Der Lehrer der Vieharzney- und Heilkunde als erster Vorgesetzter.
2) Verwalter und Vögte.
3) Knechte und Mägde.
4) Schafmeister nebst Knechten.

D Beim Stuterei-, Reit- und Fahrwesen:

1) Lehrer dabei als erster Vorgesetzter.
2) Verwalter und Rechnungsführer.
3) Sämmtliche Stuterei-, Reit- und Fahrknechte.
4) Hufschmidt und Wagenbauer.
5) Sattler und Riemer.
6) Seilermeister.

E. Beim Forst-, Jagd- und Fischereiwesen:
1) Lehrer derselben als erster Vorgesetzter.
2) Förster und Jäger, nebst Holzmachern.
3) Fischmeister und Fischerknechte.

F. Beim Bau- und Maschinenwesen:
1) Lehrer der Mathematik als erster Vorgesetzter.
2) Bauverwalter und sämmtliche Gewerke.

Hr. v. Steindel.

Nachtrag vom Herausgeber.

Vorstehende Aufforderung an die Zeitgenossen spricht mit deutlichen Worten aus, was bei der Landwirthschaft noch zu thun sey, um ihr empor zu helfen. Der Sachkenner wird mit dem Herrn Verfasser einverstanden seyn, das die gemachten Anforderungen keineswegs zu groß sind. Wird erst gehörig aufgeräumt und vorgearbeitet seyn, dann wird wohl noch mehr geschehen. Jetzt kämpfen freilich ein ganzes Heer von Schwierigkeiten dem Guten entgegen, was auf diesem natürlichen Wege leichtlich errungen werden könnte und sollte. So lange die größere Zahl der Landwirthe noch den harten Sinn hat, mit wenigen Kenntnissen auszu-

reichen, welches allemal just die sind, welche sie haben, so wird noch mancher Tropfen Wasser auf die Erde fallen, ehe sich über das landwirthschaftliche Gewerbe ganzer Länder wahrer Seegen ergießt. Diese Herrn wollen nur hohe Preise der Erzeugnisse — freilich die bequemste Manier zu gewinnen und den Schwachheiten des Zeitalters in vieler Hinsicht entsprechend — und lassen sichs nicht ankommen, durch Kraftentbietung, durch Einsicht und Energie Meister des Gewerbes und der Verhältnisse zu werden. Unläugbar können und müssen Unterrichtsinstitute in Verbindung mit Musterwirthschaften Anregung zum Besserwerden geben. Uebernimmt es erst der edlere Theil, der Sache Vorschub zu thun, dann wird sie sich gewissermaßen von selbst machen. Ein ernster Gemeinsinn sollte uns beleben, dann würde man eilen, kräftiglich mitzuwürken. Bei kleinlicher Eigennützigkeit kann nie etwas Großes zu Stande kommen. Zehn bis zwanzigtausend Thaler würden, nach meiner Ansicht, hinreichend seyn, z. B. in Sachsen, wo es schon so viele gute Wirthschaften giebt, ein Landguth zu einem Institute zweckmäßig einzurichten. Ich rechne deshalb nicht mehr, weil ich glaube, daß ein Landguth als eine Wirthschaft betrachtet, als solche sich selbst erhält, und das angelegte Kapital verinteressirt; die ihr zugeordnete Lehranstalt aber ihr eher günstig als nach-

theilig seyn müsse. Die Lehranstalt führt ihre Rechnung für sich. — Sie bedarf nur zu ihrer Einrichtung einen Fond und dann eine Quelle, aus welcher der jährliche Zuschuß bestritten wird. Sucht man beides von den Lernenden, den Eleven zu nehmen, so wird der Unterricht zu kostspielig und nur für den Reichen zugänglich. Gibt ein Privatmann den Fond her, so ist die Kostspieligkeit nicht zu vermeiden, weil ihm Niemand zumuthen kann, sein Geld unbenutzbar zu machen. Das ehrsamste Mittel zum Zwecke zu gelangen, wäre, daß Jeder nach seinem Vermögen eine Beisteuer auf den Altar edler Teutschheit legte.

Auch ich habe, aus Neigung reel zu nützen, meine Kräfte entboten, eine landwirthschaftliche Privatunterrichtsanstalt zu begründen, und den Umriß des Plans davon im Archive (Decemberheft 1810) öffentlich bekannt gemacht. Meine Absicht geht zunächst dahin, junge Leute, welche im Begriffe stehen, das landwirthschaftliche Gewerbe rationel zu erlernen, so weit vorzubereiten, daß sie mit Nutzen in eine gute Wirthschaft treten können. Allerdings ist der Unterricht anschaulich und mit eigner Uebung verbunden. Wird man das Gefühl für höhere Bedürfnisse äußern, so werde ich nicht säumen, dieselben, so weit als meine Kräfte langen, zu befriedigen. Da der Unterricht,

wel-

welchen ich mit den Gehülfen ertheile, jährlich die Summe von 50 Thaler nicht übersteigt, so ist wohl nicht erst nöthig zu erinnern, daß meine auf einige Wißbegierige berechnete Anstalt, für mich keine Fundgrube seyn könne, sondern meine Belohnung sich nur in der reinen Liebt zu nützen, allein ärnten lasse. Das Gute, welches im Stillen gedeiht, trägt einst auch seine reifen Früchte. Dies zur Nachricht für die, welche aus freundschaftlicher Absicht in mich drangen, meine kleine Gabe durch Geräusch bemerkbar zu machen.

Wird man einsehen lernen, daß es für die Folge nützlich, ja nothwendig sey, die Landwirthschaft überhaupt gründlich und nicht Handwerksmäßig zu erlernen, so wird man auch den Werth einer zweckmäßigen, den Bedürfnissen eingepaßten, Vorbereitung erkennen. Gäbe es nicht Schwache und Eigensinnige unter den Landwirthen, so würde mancher fromme Wunsch längst realisirt seyn. Ein anderes Heer, welche dem Guten schnurstracks entgegensteht, faßt die in sich, welche mehr gelernt haben, als ihre Nachbarn, aber immer noch zu wenig, um das Erlernte zu verstehen. Ihre anmaßenden Urtheile finden in der Regel Gehör und Nachbeter. Auf sie hört der Nichtökonom und beurtheilt nach ihrem Raisonnement die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, und so wird am

Ende

Ende das Ganze so verstimmt, daß man am Ende nicht weiß, wer Recht oder Unrecht hat. — Viele Väter wünschen, daß ihre Söhne, welche sich der Landwirthschaft widmen, gut vorbereitet dazu kommen möchten, weil sie analogisch schließen, daß nur ein kenntnißreicher Jüngling auch der lernbegierigste seyn könne; sie wenden daher bedeutende Summen auf modernen Unterricht, und übersehen dabei den sehr wichtigen Punkt, den nemlich, daß das Meiste, was in den Unterrichtsstunden erlernt wurde, ich will nicht sagen von der Landwirthschaft entfernt, aber doch als unzweckmäßig befunden, vergessen wird, und was noch viel schlimmer ist, der angehende Landwirth wird verzärtelt und die bedingnißvolle Eigenschaft eines Landwirths, Robustheit, wird verkrüppelt, so andeutend die blühende Jugendkraft auch war. Wer will es läugnen, daß in der Regel unsere gelehrten Schulen, Schwächlinge machen, die wenigstens für die Landwirthschaft nicht taugen? — Werden ferner diejenigen Landwirthe, welche Lehrlinge in ihre Wirthschaften aufnehmen, nur solchen den Zutritt verstatten, von denen sie gewiß sind, daß sie die nöthigen Eigenschaften und Vorkenntnisse haben, und es überhaupt für eine Schande halten, ihrem schmutzigen Eigennutze zu Liebe, das künftige Glück eines jungen Menschen in Gefahr zu bringen, so wird

man

man auch anfangen, auf eine zweckdienliche Vorbereitung zu denken, und nach und nach vergessen zu lernen, das landwirthschaftliche Gewerbe handwerksmäßig erlernen und betreiben zu wollen.

Erinnerung und Bitte.

Ich bin in einigen, was ich meinen schätzbaren Lesern zu liefern versprochen habe, noch im Rückstande, z. B. den im Decemberhefte versprochenen Tabacksbau, die Kenntniß und Anbau des Wau, die neuern Fortschritte im Kartoffel- und Wurzelbau. Das Hin- und Herschreiben, Erkundigen u. s. w. macht Aufenthalt. Ohnfehlbar kommt im nächsten Stücke der Kartoffelbau mit Abbildung des Marquers, und Tassiers Schafzucht, wie nicht minder eingegangene Berichte und Vorschläge über das wichtige Thema: wie sind die jetzigen Drangsale bei der Wirthschaft abzustellen? Möchte es doch noch recht vielen gefallen, zu diesem ihre Vorschläge mitzutheilen. Gemeinschaftlich und mit allen Kräften müssen wir uns vereinigen, uns gegenseitig Rath zu sprechen — um neu aufzuleben und zu siegen.

Fr Pohl.

Oeko-

Oekonomische Zeitung.

1. Nachricht über Sparksamen und Anbau des Sparks.

Ich habe aus dem Aprilhefte S. 381 des Archivs der teutschen Landwirthschaft ersehen, daß man nach Sparksamen — Spergula arvensis — (in unserer Gegend Julink, wendischen Ursprungs Julinca genannt) anfrägt. Ich kann mit ganz frischen Saamen, welcher im vorigen Jahre erbauet worden, aufwarten, und die Metze, mit Emballage, für 10 Gr. Sächßl. verkaufen; sie wiegt 7 lb. Ich kann noch 2 bis 3 Dresdner Scheffel ablassen. Bei Bestellungen von $\frac{1}{4}$ Scheffel würde ich die Metze nur zu 8 Gr. rechnen.

Auch kann ich nach einer zwölfjährigen Erfahrung vom Aussäen und Anbauen dieses sehr schätzbaren Futterkrautes, die nöthige Nachricht ertheilen. Ich erbaue 2 Sorten, nemlich langwachsenden Julink, welcher mit der Sense gemäht wird, und kurzen, welcher nicht anders als mit der Sichel oder dem Kneif abgeärntet werden kann, mit dem Unterschiede, daß letzterer auf ganz todten

Bo-

Boden wächst, ersterer aber bessern Boden verlangt.

Den lang wachsenden Julink, wovon ich eben den Vorrath von Samen besitze, säe ich in der Mitte des Monats Mai in melirten Sandboden, auf 1 Scheffel Dresdner Maas Aussat, eine Metze oder 7 ℔ aus. Bei günstiger Witterung erlangt er die Höhe von ¾ Ellen in Zeit von 5 Wochen; alsdann lasse ich ihn grün für Kühe und Ochsen füttern. Er erzeugt eine überaus gute Milch, wo der Klee wirklich nachstehen muß. Was mit dem grün Abfüttern nicht gebraucht wird, bleibt bis zur Blüthe stehen, alsdann wird er auf Schwaden gemäht, und bleibt bei guter Witterung 3 Tage ruhig liegen; hierauf lasse ich ihn mit der Harke oder dem Rechenstiele umkehren, und eben wieder so lange, wie vorher, zum Trocknen liegen, bis er auf Häufchen wie Erbsen und Wicken zusammengebracht und so eingefahren wird. Diese Vorsicht muß beim Trockenmachen gebraucht werden, denn wenn man ihn wie Heu behandelt, so gehen viele Blätter verloren. Wenn er auch beim Einbringen etwas grün aussieht, so schadet dieß doch nichts, denn er entzündet sich nicht. Ich lasse ihn zur Winterszeit für die Kühe schneiden und brühen, für die Mutterschafe lasse ich ihn in der Lammzeit trocken füttern, da sie ihn allen übrigen Futter vorziehen. Was zum Samentragen stehen

bleibt,

bleibt, wird beim Abmähen eben so behandelt, wie der zum Trockenmachen. Nur muß man vorsichtig seyn, und den Samen, wenn er in den Kapseln anfängt, schwarz zu werden, ganz gelinde abmähen, weil er leicht ausfällt; auch muß man sich beim Einbringen einer Rübsen oder Rapsplane (Wagenplane) bedienen. Von diesem Samen nehme ich allezeit zum Aussäen des Herbstfutters. Sobald der Roggen abgebracht ist, lasse ich die Stoppeln pflügen, voreggen und dann den Sparksamen darauf säen. Kommen nicht allzu starke Fröste, so füttere ich bis Ende November davon. In gutem Roggenboden, wo wir z. B. bei uns das 4te Korn erbauen, trägt er auch reichliche Aernten und erlangt die Höhe von einer Elle.

Den kurz wachsenden baue ich auch, und bei dem Aussäen sowohl, als bei dem Trockenmachen, behandelt man denselben eben so, als den lang wachsenden. Er wächst auf ganz leichtem Boden. Ich schätze ihn darum nicht so hoch, weil er mühsam mit der Sichel abgegraßt werden muß. Mit Samen kann ich ebenfalls dienen.

Rittergut Weißagk mit Gahro, bei Luckau in der Niederlausitz.

Wilhelm Heinrich Steinhäuser,
Pachtinhaber daselbst.

2. Widerlegung eines falschen Gerüchts über Wollpreise.

Von mehreren Orten her ist an mich die Anfrage ergangen, ob es wahr sey, daß in Leipzig die Wolle einen mindern Preis hätte als vorn Jahre und solcher sehr im Fallen wäre? Nach eingezogener Erkundigung muß ich vor der Hand diesem Gerüchte widersprechen. Vielleicht hat ein Spekulante irgend einem alten Vorrath in der Stille erhandeln wollen. So weit die Gelder reichen wird der Wollhändler, der an allgemein niedrigen Preisen eben so wenig einen Gefallen haben kann, als der Wollproducente, gut bezahlen. Wer von den letztern vermögend ist, die Wolle auf 2 bis 3 Monate einem sichern Hause auf Kredit zu geben, wird gewinnen, denn der Kaufmann kann jetzt für die ansehnlichsten Procente die Summen nicht erhalten, welche er einige Jahre früher zum Wollmarkte aufnahm, um seine Geschäfte zu erweitern.

3. Ehrenbezeugungen und Beförderung.

Hr. Karl Fleckel, welchen der Hr. Graf Georg Festetics von Tolna auf Reisen schickte, um die Landwirthschaft des Auslandes kennen zu lernen, in Mögelin (wo ihn der Herausgeber als einen äußerst thätigen und gebildeten Mann 1809 kennen lernte) studiren ließ, dann in Göttingen

Beckmann hörte, und 1810 die südlichen Länder Teutschlands, selbst mehrere Provinzen Frankreichs bereiste, und in der Schweiz zu Hofwyl sich verweilte, wurde von seinem erhabenen Gönner bei seiner Zurückkunft im verflossenen Dezember an dem bekannten Georgico zu Kestthely als Adjunct des Professors der Oekonomie angestellt.

4. Dienstgesuche.

a) Ein in jeder Hinsicht zu empfehlender junger Oekonom, der seit einigen Jahren mit voller Zufriedenheit seines Prinzipals Landwirthschaft in einer rühmlichst bekannten Oekonomie betrieben hat, wünscht als Verwalter sein weiteres Unterkommen zu finden. Er wünscht nur seine Kenntnisse mehr zu erweitern und sich möglichst zu beschäftigen; und da er selbst Vermögen besitzt, entbietet er sich, als Verwalter unentgeldlich zu dienen. Herr Sputh, Pachtinhaber des Ritterguts Trachenau bei Borna giebt weitere Nachricht

b) Ein Oekonom von gesetzten Jahren, welcher seit vielen Jahren mit voller Zufriedenheit seines Principals, der selbst des Gewerbes kundig ist, ein paar Rittergüter in Sachsen administrirt hat, und der Zeitverhältniße wegen dienstlos wird, sucht anderweit sein schickliches Unterkommen, entweder als Verwalter oder in einem Pachte, welcher kein starkes Kapital voraussetzt. Er ist verhei-

heirathet, aber Kinderlos, und seine Frau vermags, die größte weibliche Wirthschaft zu führen. — Seine Attestate und die eingezogenen Berichte machen es mir zur angenehmen Pflicht, ihn bestens empfehlen zu können.

c) Ein Oekonom, welcher unverheirathet und durch einen Pacht eben dienstlos wird, sucht als Verwalter sein weiteres Unterkommen, wo dieß auch immer seyn mag.

Diesen, etliche 20 Jahre alten, gesunden und starken Oekonomen, kann ich aus sicherer Hand empfehlen. Seine ersten Kenntnisse erwarb er sich bei seinem Vater, welcher ein rühmlichst bekannter Landwirth ist, wurde alsdann in einer großen Wirthschaft weiter ausgebildet, und hat seit der Zeit als Verwalter sich in jeder Hinsicht ein empfehlendes Lob erworben.

d) Ein junger Mensch von guter Erziehung, welcher alle Eigenschaften, die zu einem künftigen Landwirthe erforderlich sind, besitzt, und seit länger als einem Jahr in einer rühmlich bekannten Wirthschaft in der Lehre steht, und ein empfehlendes Zeugniß seines Fleißes und Betragens erwarten darf, wünscht von Johanni an in einer andern guten Wirthschaft sein Unterkommen zu finden. Wirthschaftsverhältnisse machen eine Aenderung nöthig.

e) Ein Lehrling, welcher gute Vorkenntnisse

hat

hat, wird zur Erlernung der Landwirthschaft gegen ein billiges Kostgeld auf ein Rittergut in Thüringen gesucht. (Der Lehrherr ist mir als ein ganz vorzüglicher, ausgebildeter und thätiger Landwirth bekannt.

5. Güter- und Pachtgesuch.

Es werden Güter, sowohl zu erkaufen als zu verkaufen gesucht und ausgeboten. Eben so ist es mit Pachtungen. Ueberhaupt erlaube ich mir zu bemerken, daß es nützlich seyn könne, wenn Verkaufs- als Erkaufslustige, Ver- und Erpächter mir ihre Wünsche bekannt machten, jedoch so bestimmt wie möglich. Ich rechne dabei weder auf Procente noch Gratiale, sondern wünsche nur gefällig zu seyn, wie es meine schätzbaren Gewerbegenossen gegen mich sind, und dahin mitzuwirken, daß das Archiv nach und nach der Ort werde, wo wir uns in kollegialischer Eintracht sprechen und einer seine und anderer Wünsche zu realisiren bestrebt ist.

Fr. Pohl.

6. Apparath zum Dampfkochen.

Da das Kochen im Dampfe wegen der großen Bequemlichkeit, Schnelligkeit und des ganz vorzüglichen Wohlgeschmacks der Speisen immer mehr Liebhaber findet, so hoffe ich manchem einen Dienst zu erweisen, wenn ich den einfachen Apparat, welcher in jedem eisernen, kupfernen und irdenen Topf gleich zweckdienlich ist, käuflich vorräthig halte, und

für

für 8 gr. mit Ambalage 10 gr. ablasse, und eine kurze Anweisung dem beifüge. Fr. Pohl.

7. Todesfall.

Am 3ten Febr. starb einer unserer würdigsten Schriftsteller und Lehrer der Landwirthschaft, Hr. Johann Beckmann, Großbrittannischer Hofrath und öffentlicher Lehrer der Landwirthschaft an der Universität Göttingen. Er wurde am 4ten Juli 1739 zu Hoya gebohren. Auch dieser Mann hat in seiner Jugend die Veränderlichkeit des Glücks erfahren. Von 1763 an war er Lehrer der Physik und Naturgeschichte in St. Petersburg. Von 1765 bis 1766 war er in Schweden. In diesem Jahre ward er außerordentlicher Lehrer der Philosophie zu Göttingen, wo er 1770 das öffentliche Lehramt der Oekonomie und der Kameralwissenschaften erhielt, das er mit redlichem Fleiße bis an sein hohes Alter bekleidete. Seine Vorlesungen wurden zahlreich besucht, und viele Ausländer, z. B. Ungarn, kamen, um seinen schätzbaren Unterricht zu benutzen. Mit Recht gebiert ihm das Verdienst, das wissenschaftliche Studium der Landwirthschaft befördert zu haben.

8. Verbesserung.

Im Aprilhefte S. 334 Zeile 13 von oben lese man statt: wenn man einen Rogner und zwei Milchner zusammensetzt: „wenn man zwei Rogner und einen Milchner zusammensetzt.“ T.

Abhandlungen.

I.

Ermunterung zur Bienenzucht, als Mittel zur Vermehrung der inländischen Zucker-Fabrikation.

In dem Stücke vom Junius 1810 habe ich einige zufällige Gedanken dem Herausgeber d. A. d. t. L. W. geschrieben, um denselben dadurch zu veranlassen, aus der größern Fülle seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse eine erneuerte Ermunterung zur Vermehrung und Verbesserung der Bienenzucht und der haußväterlichen Fürsorge für die Narung dieses nützlichen Insekts an sein Publicum ergehen zu lassen, wobei ich mich nicht abgeneigt zu seyn erklärte, über diesen Gegenstand allenfalls auch selbst Etwas einzusenden. Der mich höchst überraschende Beitritt eines der denkendsten Oekonomen unsrer Tage zu meiner dort geäußerten

Ueberzeugung*): daß die Bienenzucht der natürlichste Weg zur Gewinnung mehrern inländischen Zuckers seyn dürfte, hat mich erinnert und bestimmt gemacht, um jenes Versprechen zu erfüllen, wobei ich jedoch des Umstandes eingedenk zu seyn bitten muß, daß gegenwärtige Mittheilung nur Aufmunterung, nur geprüfte, wenn auch nicht allemal eigne und neue Rathschläge zur Anrichtung einer reellen Bienenzucht enthalten, aber kein Bienenbuch seyn soll, deren es ohnehin schon in zahlreicher Menge gibt. Es gereicht vielleicht Manchem der Einfall zur Gelegenheit zum Lächeln, daß man die für ungeheuer angesehene Zuckerfabrikation durch Bienenzucht will bestreiten können, und nach dem Bilde, welches man sich von dem, was man davon in Städten und auf dem Lande gewahr wird, zu entwerfen berechtigt halten kann, gehörte es allerdings unter die Lächerlichkeiten so etwas denken zu wollen. Aber, wenn ich doch sehe, daß aus einem wohl besetzten Bienenstocke 20—30 Pfund Honig und unter manchen Umständen noch weit mehr gewonnen wird, wenn ich sehe, daß dieser ausgelassene Honig, wenn er einige Monate in schicklicher Temperatur (ich weiß nicht ob nicht gar in jeder) ohne weitere

*) Man vergleiche hiermit die gehaltreiche Abhandlung im Mai 1811. S. 436. die wir dem Herrn von Steindel mit ungetheilten Beifall verdanken.

P.

weitere Sorge aber unter Schutz gegen Entwendung aller Art und gegen Verunreinigung gestanden hat, fast durchaus in gekrönten Zustand übergehet und durch angemessenes Verfahren einer doch unbezweifelten mögliche Sache in dem trocknen Zustande muß übergebracht werden können, in welchem er von den Bienen als ein zu ihrer Narung untauglich gewordenes Material aus ihren Zellen ausgeklaubt und auf den Boden der Bienenstöcke, ziemlich frei vom Honiggeschmacke, als trockner Muscawade gefunden wird, so läßt sich gar nicht verkennen, daß die Natur uns hierdurch schon über die Thunlichkeit der Sache Belehrung gegeben hat, die wir nur genauer kennen zu lernen haben, der wir nur folgen und durch Kunst ihr zu Hülfe kommen dürfen. Aber wie sind nun die Bienen in einen solchen Narungszustand zu bringen, der sich für alle Jahrgänge paßt, um gewiß zu seyn, daß sie Ausbeute geben müssen? Wer die klägliche Geschichte der verschiedenen Anstellungen von Bienenzuchten kennt und sich keine Möglichkeit von andrer Art des Verfahrens denken kann, der wird freilich auch über die Zuverlässigkeit der Ausbeute in Jahren von ungünstiger Witterung wenigstens den Kopf schütteln. Aber wir müssen durch die vielfältige erfahrnen unglücklichen Erfolge unsres bisherigen Verfahrens uns nicht auf die fast immer unrichtige Meinung stützen, daß die vorgehabte und mißlungene

nicht möglich sey; wir sollten uns vielmehr überzeugen, daß unser Benehmen und Verfahren noch nicht das richtige sey. Es wird auch gewiß einem Jeden, der über sein Geschäfte gern nachdenkt, gar nicht schwer fallen, zu finden, warum unter zehn Anfängern in der Bienenzucht kaum einem die Freude zu wiederfahren pflegt, die Nutzung aus der Bienenzucht, die jeder Anfänger sich immer überaus groß vorstellt, wirklich zu beziehen, und daß in den allermeisten Fällen nur aus Unkenntniß der Natur, aus unrichtiger Ansicht der Sache, und aus unzweckmäßiger Behandlung und Benuzzung des natürlichen Instinkts der Bienen eine unter andern Umständen höchst sichre Sache zur unsichern werden müsse.

Daß und wie sehr aus Unkunde der Natur das Aufkommen der Bienenzucht behindert werde, davon brauche ich nicht viel zu sagen, denn jeder der je ein Anfänger war, wird hier, von seinem Gewissen überzeugt, große begangene Fehler beichten können.

Unrichtig ist die Ansicht zu nennen, wenn man die Bienenzucht gleichsam nur zum Spaß hält oder zum physikalischen Pomp aufstellt, wer wollte wohl blos deswegen Schweinszucht oder Schafzucht halten, weil die kleinen Ferkelchen solche reinliche runde Thierchen sind, die Lämmerchen aber närrische Bocksprünge machen? Die Bienenzucht muß

muß

muß in den ehrwürdigen Rang der Viehzucht als Mittel zur Erhöhung des hauswirthschaftlichen Nutzens erhoben seyn, und nicht um nach ein paar Jahren zu 100 Büchern das 101ste über diesen Gegenstand drucken zu lassen. Die Bienen sehe ich für die von der Natur zur Wachs- und Honig-Fabrikation geeigneten Insekten an, und in dieser Kategorie genommen, wie sehr weicht da unser Verfahren in Rücksicht der Bienen von dem gegen anderes Hausvieh ab? Wie wenig würden unsre Fettfabrikanten oder die Thiere, die unsre Gerste und sonstigen Futterarten in Fett und Fleisch verwandeln sollen ihren Zweck und unsre Hoffnung erfüllen, wenn wir ihnen gerade so, so wie den Bienen, zu ihrem selbstbeliebigen Fettfressen die hohe Erlaubniß geben wollten, um die weitere Bemühung für sie zu ersparen *)? Die großen Fortschritte, die wir in der Hauswirthschaft durch Einführung der Stallfütterung des Rindviehes, die noch größern Erwartungen von der nun endlich beginnenden Hordenfütterung der Schafe, sollten wir doch

*) Auch vom Rinde ists bekannt, daß es erst durch besondere Pflege die große Quantität Milch gebe, welche die Viehnutzung in dieser Hinsicht so sehr vergrößert. Aufmerksame Reisende haben uns versichert, daß eine Kuh, wenn sie in einem mehr oder minder sogenannten rohen Zustande lebt, gegen unsere gepflegten Kühe nur wenig Milch gebe, auch wenn sie noch so fette Weide hat. P.

doch anwenden, um uns doch wenigstens von der Möglichkeit zu überzeugen, daß dergleichen lang bestrittene Veränderungen nicht allein möglich gemacht, sondern auch nützlich und unter den veränderten Verhältnissen der übrigen Umstände auch nothwendig werden können und daß es also doch wohl nicht sogleich für unmöglich verschrieen werden sollte, wenn ein nicht eben als leichtsinnig bekannter Mann nach mehrern Nachdenken über die Sache auch eine Erhöhung und Sicherung des Zwecks der Bienenzucht Honigs- und Wachs-Fabrikation für möglich, nützlich und nothwendig hält, und die ihm zu diesem Zweck nützlich scheinenden Mittel zur weitern Prüfung oder noch besser zur Befolgung vorlegt, denn aus dem ewigen Raisonniren über eine Sache wird nie etwas herauskommen. Wir dürfen ja nur die Geschichte der Fortschritte unsrer Vorfahren uns in das Gedächtniß zurück rufen.

Wie kam es dann, wenn ein gewisser lang bestrittener Gegenstand doch endlich durchgeführt wurde? Die Tausend Gegner machten mit ihrem veto doch gewiß nicht daß es möglich und nützlich ward, was unmöglich und schädlich seyn sollte. Nein! ein nachdenkender von der Größe des Nutzens überzeugter Mann, das Geschrei der Wortführer nicht achtend, machte, unter mehr oder weniger Vorsichtigkeit — Versuche — diese geriethen verhältnißmäßig mehr oder weniger gut, waren mehr oder

weniger

genau beobachtet und wurden in dieser Maße bekannt, und nun war für eine Menge von vernünftigen Männern das Eis gebrochen, sie folgten, unter mancherlei Vermeidung der begangenen Fehler, durch Anbringung mancherlei Verbesserungen, der geöffneten Bahn. Möchten wir doch diesen Gang, der dem Menschen, mit Nachdenken von der Natur ausgerüstet, der angemessene zu seyn scheint, auch in dem vorliegenden Falle gewählt haben! Ich muß noch einer unrichtigen Ansicht erwähnen, welche bei der Bienenzucht mir Statt zu finden scheint und von bedeutenden Einfluß auf mein Thema ist. Die Bienen, denkt man gemein hin, tragen Honig und Wachs ein, dieses ist aber unrichtig, man sollte die Bienen in der doppelten Rücksicht für Sammler des Stoffs und für Verarbeiter desselben zu Wachs und Honig ansehen. Das was sie eintragen ist nicht Wachs, nicht Honig, aber in verwandelter Gestalt legen sie den in Honig verwandelten Saft der Blumen und Früchte in die aus den in Wachs verwandelten Theilen des eingetragenen Blumenstaubs erbauten Zellen nieder. Wenn dem so ist, wenn wir sehen, daß die Bienen zwar Aprikosen, Pflaumen, Weinbeeren und mehrere andre süße Früchte angehen und verzehren, und wir doch in keinem Bienenstocke Pflaumen- oder Weinbeersaft ꝛc. sondern Honig finden, so können wir uns überzeugt halten, daß jeder ihnen nicht wiedernde Saft von

ihnen

ihnen angenommen und in Honig verwandelt und als solcher in ihren Zellen werde niedergelegt werden. Mit dieser Erfahrung, die jedem Bienenzüchter leicht verständlich seyn wird, stimmt auch die ohnlängst mir vor die Augen gekommene Beobachtung eines aufmerksamen Bienenzüchters überein, wobei ich nur bedaure, daß die Beobachtung, wo und durch wen sie gemacht worden und wo die Nachricht davon erhalten, aus dem nun untreuen Gedächtnisse entschlüpft ist. Ihr müssen wir aber gemäß verfahren, unsern Bienen Säfte und Nahrung nicht durch Blumen nnd Blüthen allein, sondern auch durchs Vorfüttern von andern für die Bienen künstlich bereiteten Säfte dahin bringen, daß sie diese eingesogenen Säfte in Honig verwandelt, uns zur Beute in ihren Zellen deponiren und dadurch die Ausbeute von der Witterung unabhängig machen. Man darf mir wohl den Einwurf nicht machen, daß wenn es an Witterung zum Honigeintragen fehle, auch kein Wachs werde bereitet werden, wohin der in Honig verwandelte vorgefütterte Saft deponirt werden könne. Ich bin aber in der Vermuthung, daß Witterung, die das Einsammeln des Stoffs zum Honig unergiebig macht, drum nicht eben so ungünstig zum Einsammeln des Stoffs zum Wachse seyn werde, weil man doch auch bei ungünstigen Jahrgängen das Eintragen des Blumenstaubes ununterbrochen wahrzunehmen pflegt.

Aber

Aber einem Einwande von andrer Art muß ich entgegen sehen. Man hat nämlich fast in allen Schriften über Bienenzucht das Füttern der Bienen für die nächste Veranlassung zur Räuberei angegeben, und, wie ich glaube, mit allem Recht, das Füttern der Bienen nur unter gewissen Umständen für zulässig erklärt. Wie kann nun mein Rath mit dieser begreiflich richtigen Vorschrift bestehen? Meine Antwort auf diese Frage kann nur durch Entwickelung des letzten meiner Vorschläge ertheilt werden. Ich will den Fall annehmen, es würden irgendwo Vorräthe von Honig unvorsichtig aufgehoben, diesen machten die Bienen, wie gewöhnlich, bald ausfindig, und alle Bienen, so weit als die Kunde des vorgefundenen Schmaußes reicht, wären behende wegzutragen, was möglich ist, und in den angenommenen, wie in meinem Falle absichtlicher Vorfütterung würde keine Veranlassung zum Rauben durch das vorgefundene, sey es absichtlich oder zufällig den Bienen preißgegebne Futter entstehen, zumal wenn der Ort, von woher das Futter abgeholt werden muß, entfernt vom Bienenstande gewählt seyn wird. Aber wer kann da verhüten, daß hierbey nicht auch ungebetene Gäste sich einfinden sollten? Dieß würde freilich so geschehen, wenn die Bienenzucht, wie bisher, in vielen einzelnen Bienenständen, von vielen einzelnen Bienenzüchtern betrieben werden wollte. Diese Einrich-

richtung ist aber einer vernünftigen auf die möglichst hohe Benutzung der Bienen abzweckenden Bienenzucht durchaus unangemessen. Ich bringe dagegen die schon vor vielen Jahren vom Prediger Haasen in dessen fränkischen Bienenmeister empfohlne Anlegung allgemeiner Bienenhäuser für jeden Ort in wiederholte Erinnerung. Zur Empfehlung dieser Richtung der Bienenzucht wird gewiß ein jeder Kenner der Ursachen des kranken Zustandes der nach bisheriger Art betriebener Bienenzucht genugsame Gründe kennen und gern dasjenige nachsehen, was der Prediger Haase in seinem fränkischen Bienenmeister über diesen Gegenstand ausführlich geschrieben. Es ist aber wohl handgreiflich, daß es in diesem Geschäfte von vorzüglicher Vortheilhaftigkeit seyn müsse, die Bienenzucht aller einzelnen Liebhaber unter der Hand eines verständigen, theilhabenden, kenntnißreichen Bienenwärters zu geben, als es doch wohl von jedermann klüglicher gefunden werden wird, wenn ganze Heerden jeder andern Viehart unter die Hand eines einzigen verständigen Hirtens gegeben werden, als wenn wegen jeder geringen Anzahl Stücken einzelner Bauerhöfe ein besonderer Hirte gehalten werden wollte, welches bei Vieharten, die nicht von einander abgesondert gehalten werden können, ohnehin unmöglich ist. Jetzt erlaube ich mir noch den Liebhabern der Bienenzucht in Erinnerung zu bringen, daß meine

wohl-

gemeinte Absicht bei gegenwärtiger Schrift nur war, die Leser des Archivs auf das von der Natur zum Honigmachen bestimmte Insekt von neuen aufmerksam zu machen, und unter denjenigen Mitteln, die sich zur Entbehrlichmachung des indischen Zuckers qualificiren, diesen von der Natur selbst bereiteten Weg doch ja nicht zu übersehen, die Bienenzucht zu vermehren und zu verbessern. Daß aus keiner Substanz fast so ganz von selbst ein Muscawade hervorgebracht werden könne als aus den ausgelassenen Honig geschieht, dieß ist wohl außer Zweifel und Entehrung des Vervollkommungstriebes der Menschen würde es seyn, wenn man altgläubig, die weitere und gänzliche Vervollkommnung dieses Naturgeschenkes bis zum reinsten Geschmacke bezweifeln wollte.

Wie die Menschen zu den Entschlusse einer solchen von mir vorgeschlagenen Vereinigung und Entsagung aller einzelnen Bienenzuchten zu bringen seyn möchten, dieß muß ich denen überlassen, die durch vorgestreckte Prämien, oder durch Befehl, oder durch vernünftiges Raisonnement die Leitung der Entschlüsse in ihrer Hand haben.

Erdmann Fr. Senff sen.

Wer sich über das Gemeine zu erheben vermag, wird in der vorstehenden äusserst wichtigen Abhandlung einen sehr hohen Werth finden. Es ist nun

die

die Sache als erfunden anzusehen und die Richtung des Verfahrens angedeutet worden. Uns liegt es nun ob, die erhaltene Belehrung weiter zu verbreiten, das heißt, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um dem Ziele dieser überaus interessanten Erfindung entgegen zu gehen. Es wird sich auf diesem neuen Wege zwar manche Schwierigkeit zeigen, allein da ein ganzes Publikum, das Wahrheit sucht, dagegen kämpft, so ist zu erwarten, daß das Ziel gar bald erreicht werden könne. Es kann keinem Menschen zur Ehre gereichen, wenn er sich, wie öfters der Fall war, bei einer neuen Entdekkung als Gegner aufwirft und durch wildes Kämpfen zum Ritter machen will. Wird dabei auch die gute Sache nicht unterdrückt, so geschieht ihr doch allemal Abbruch, es wird wenigstens verhindert, daß sie nicht schnell gemeinnützig wird, oder was noch schlimmer ist, blos in Schriften als eine zwar vorhandene aber unthuliche Sache fortlebt, bis ein späterer Forscher das Gute aufs neue demonstrirt und dann gemeiniglich die Ehre der Erfindung auf sich überträgt. Die Gegner, d. i. Leute die im Widersprechen einen Beruf finden, schreien dann gewaltig nnd beweisen aus bestäubten Büchern, daß die Sache gar nicht neu sey, aber durch ihr Geschrei nicht im Geringsten nützen, weil sie blos von der äussern Form reden und den Gehalt nicht verstehen. Wäre es dagegen nicht besser,

man

man nehme sein ganzes Wissen zusammen und suchte sich absichtlich das Nützliche einer neuen Erfindung vorläufig zu erklären, findet man nun, daß es wahrscheinlich wäre, einigen Nutzen daraus zu ziehen, so erforsche man die zweckmäßigsten Maßregeln für seine eigene Verhältnisse und vermehre seine dießfalsige Kenntniß, die man auf dem Wege des Forschens zu machen Gelegenheit hat. Suchen wir bei solchem Sinne die angedeutete Wahrheit, so kann es dagegen nur Unsinn seyn, wenn man einer neuen Sache, bloß weil sie neu ist, mit Widersprüchen gleichsam entgegen geht. Es ist sonderbar, daß dieser Widerspruchsgeist der teutschen Nation mehr als einer andern eigen zu seyn pflegt, wodurch so manches Samenkorn des Guten zertreten, so manche aufsprossende Pflanze zerknickt wird. Obgleich gewöhnlich Journale zu solchen unglückseligen Tummelplätzen gemacht werden, so wird sich doch das Archiv der teutschen Landwirthsch. unter meiner Redaktion nie so weit herabwürdigen. Man bemäntelt diese nicht hart genug zu rügende Unart gemeiniglich dadurch, daß man sagt, durch Widerspruch müsse die Sache gewinnen, allein man übersieht oder will es übersehen, daß nur alsdann der Widerspruch zur Entdeckung ungetrübter Wahrheit Veranlassung geben kann, wenn zwei oder mehr Partheien, die es sich angelegen seyn lassen auf ihrem Wege die Wahrheit zu suchen. Die eine

Parthei

Parthei wird dann entweder von der andern veranlaßt schärfer zu prüfen oder belehrt. Eine dritte benutzt die Resultate beider zur Vermehrung ihrer Kenntnisse. So muß denn freilich am Ende die Wissenschaft gewinnen. Ein nützender Widerspruch kann einer neuen Entdeckung nur dann aufgebracht und entgegen gestellt werden, wenn es Jemanden gelang in derselben Materie eine noch neuere Entdeckung zu machen, denn jedes Neue ist selbst ein Widerspruch gegen das Aeltere. Männlichen Sinn verräth es nie, wenn Jemand nur widerspricht um sich bemerkbar zu machen. Ein solcher Mensch will gern den Schein haben, als reiche sein Genie und seine Beurtheilungskraft so weit, daß er bei dem ersten Blick, den er auf eine ihm bisher unbekannte Sache thut, oder aus dem ersten Worte, das er davon hört, längst gewußt habe, woher Barthel Most geholt habe.

Fr. Pohl.

II.

Die Begünstigung der Landwirthschaft ist ein kräftiges Mittel zu ihrer Emporhebung.

Es wäre sehr zu wünschen, daß in diesen Blättern recht viel Vorschläge zur Emporhebung der jetzt von den Zeitumständen so stiefmütterlich behandelten Landwirthschaft gethan und geprüft werden möchten. Je mannigfaltiger in diesem Falle die Ansichten und Vorschläge wären, welche zur Erreichung des bezielten Zwecks erscheinen würden, desto interessanter und lehrreicher müßten sie werden, und es würde dann den unpartheiisch prüfenden Sachkenner um so leichter seyn, das Wahre von dem Falschen zu scheiden.

Ein Theil würde den Anbau der Färberkräuter und F...opflanzen anrathen, ein anderer hinge- ge würde die möglichste Konsumtion der Körner, die eingreifenden technischen Gewerbe empfehlen; wenn einige die Viehmastung und die Wechselwirthschaft anpriesen, so würden andere die Schäferei als Hauptbranche heraus heben, kurz dieser Gegenstand würde und könnte von vielen Seiten beleuchtet werden. Hätten alle den großen Zweck vor Augen, ihren Gewerbsgenossen und dem Ganzen

zu

zu nützen, so vereinigten sie sich gewissermaßen stillschweigend mit einander, und in Gemeinschaft würde das Ziel um so eher erreicht, gerieth auch mancher Einzelne mehr oder weniger auf Abwege.

Die Ansicht, welche man in diesem Aufsatze diesen wichtigen Gegenstande abgewinnen will, ist schon durch die Ueberschrift ausgedrückt, und man wird in ungekünstelten Worten seine Meinung darüber äussern.

Freiheit ist die Seele des Handels, und es würde mit dem Ganzen gewiß besser stehen, wenn die angelegten Fesseln wieder abgenommen würden und dem wechselseitigen Verkehr der Nationen gegen einander nichts im Wege stände. Freiheit ist insbesondere auch die Seele der Landwirthschaft, und ein Staat würde ungleich blühender seyn, wenn jeder seine Grundstücke nach freier Willkühr benutzen könnte. Soll sich die Landwirthschaft im Ganzen mehr heben, so muß alles das, was der freien Benutzung der Grundstücke im Wege steht entweder ganz aufgehoben, oder wo sich das nicht thun lassen will, möglichst gemildert und den jetzigen Zeiten angepaßt werden. Mit einem Worte: die Landwirthschaft muß nach Kräften begünstiget werden und nichts darf ihrer höchsten Kultur im Wege stehen. So viel auch das Privatinteresse gegen diesen Satz ein-

zuwen-

zuwenden suchen wird, so wahr und unumstößlich ist doch derselbe.

Je ausgemachter der wichtige Einfluß der Landwirthschaft auf das Wohl der meisten Staatsbürger ist, desto mehr sollte man auch auf ihren blühenden Zustand bedacht seyn und ihren Flor möglichst zu befördern suchen. Nie sollte man die Landwirthschaft ihren eigenen Schicksale überlassen, nie solche Maßregeln ergreifen die ihren Flor nachtheilig werden können, und überhaupt nichts dulden, was ihr stetes Fortschreiten hindert.

Je mehr man sich von allen Seiten bestrebt der mütterlichen Erde den möglichst hohen Ertrag durch eine zweckmäßigere, auf die Gesetze der Natur sich gründende Behandlung abzugewinnen, je mehr man überhaupt (Ausnahmen giebts leider immer noch) geneigt ist, das Alte, wenns fehlerhaft ist, zu verlassen, und das Neue, wenns besser ist, anzunehmen, desto mehr ist es zu beklagen, daß der Ausführung und Anwendung des erkannten und erprobten Bessern oft so große Hindernisse in dem Wege liegen. Alles, was der freien und möglichst hohen Benutzung der Grundstücke nur einigermaßen nachtheilig ist und werden kann, gehört eigentlich hieher. Mehrere kleinere Uebel werden, wenn sie zusammen wirken, auch ein großes, und es verdient daher auch das was geringfügig ist und scheint, erwogen zu werden. Die weiteste Auseinandersetzung

und tiefste Erschöpfung dieses Textes will man gern andern überlassen, indem man sich begnügt nur über einige der vorzüglichsten seine Meinung offen an den Tag zu legen. Fiele auch nur ein Körnchen auf ein gutes Land und würde es weder vertreten noch erstickt, hundertfältig trüge es gewiß! Süß wäre der Lohn den das Bewußtseyn gewährte, zum Besten des Vaterlandes, zum Wohle des Ganzen und zum Wohle mancher einzelnen Familie mitgewirkt und etwas zu ihrem Glücke beigetragen zu haben!

Wenn von den Gegenständen, die hier näher zur Sprache gebracht werden sollen, so viel man weiß, schon hier oder da die Rede war, so bittet man deshalb nicht um Verzeihung, denn man hat andere dabei, wo es nicht angegeben ist, nicht benutzt, und dann lebt man der Ueberzeugung, daß das Wahre und die Aufforderung zum Guten nicht oft genug wiederholt werden kann.

Ist es uns mit der Emporhebung der Landwirthschaft ein wahrer Ernst und findet man, daß es vorzüglich nöthig ist, dann darauf bedacht zu seyn, wenn diese wichtige Stütze des Staats von dem Sturm der Zeit erschüttert wird, und muß man ihre möglichst zweckmäßige Betreibung und hohe Kultur nach Kräften zu begünstigen suchen, so ist in dieser Hinsicht unter andern auch ein scharfes Augenmerk auf Zehendpflichtigkeit, auf

Frohn-

Frohndienste, auf Triftzwang und Hutung zu richten. Je mehr die Landwirthschaft unter diesen und andern Lasten seufzet, desto weniger wird sie sich emporschwingen können.

Die Zehndpflichtigkeit oder diejenige Last, wo von dem erbauten Getreide und Futterpflanzen der zehnte Theil abgegeben werden muß, kann in mehrerer Hinsicht der Kultur des Ackerbaues sehr nachtheilig werden. Niemand wird in dem Grade zur Verbesserung seiner Zehendfelder geneigt seyn, als dieß mit andern der Fall ist, wo er den vollen Lohn seines Fleißes ungekürzt ärntet und nicht den zehnten Theil, oft den einzigen Gewinn, abgeben muß. Freilich gewinnt der Eigenthümer unter solchen Umständen immer noch, denn er würde ausserdem noch weniger erhalten und befreit sich durch eine höhere Kultur gewissermaßen von der Abgabe. Aber ein Aufmunterungsmittel liegt doch nicht in der Abgabe des Zehnten, und wenn zu einer Wirthschaft auch Feld gehört, wovon kein Zehent gegeben wird, so wird dieses stets eher verbessert und reichlicher gedüngt werden als jenes. Es ist unbillig, daß der Zehentnehmer zu Verbesserung, zu Abgaben, zum Ankaufe und zum Betriebskapitale so wie zu den Bestellungs- und Aerntekosten nichts beiträgt, da er doch einen so bedeutenden Theil des Ertrags an sich ziehet. Müssen Futtergewächse und Futterkräuter auch zum zehenten

henten Theil abgegeben werden, so hat dieß unstreitig schon einen nachtheiligen Einfluß auf die Viehzucht und auf die Düngermasse. In weit höherem Grade wirkt aber hierauf verhältnißmäßig der Strohverlust. Dieser ist für jede Wirthschaft unersetzlich und greift, wenn er beträchtlich ist, auf die nachtheiligste Weise in das Ganze ein.

Wollte man zum Besten der Landwirthschaft die Abgabe des zehenten Theils an Getreide ꝛc. aufheben und diejenigen, welchen dieses Recht zusteht, entschädigen, so müßte man in jedem einzelnen Falle auszumitteln suchen, wie viel von jeder Getreidesorte im Durchschnitte von einem gewissen Zeitraume an Schocken abgegeben worden ist, und wie viel daraus Körner genommen worden sind. Stroh, Futtergewächse und Futterkräuter ꝛc. würden auch durch Körner vergütet. Die Körner könnten theils zu einer bestimmten Zeit nach dem Marktpreise bezahlt, theils in Natura abgeliefert werden. Zugegeben, der Zehentnehmer verlöre bei einer solchen Entschädigung auch einen geringen Theil, so ist es auf der andern Seite doch auch nicht zu billigen, wenn der Nachtheil des Ganzen dem Nutzen des Einzelnen aufgeopfert wird.

Uebermäßige Frohndienste stehen einer höhern Kultur nicht weniger im Wege, denn sie werden gewöhnlich nicht mit der erforderlichen Sorgfalt verrichtet und rauben doch denjenigen, welche

welche sie leisten müssen, einen großen, oft den besten Theil ihrer Zeit. Wurden die Zwangarbeiten aus Verdruß unzweckmäßig verrichtet, so ging die beste Zeit zu einem oder dem anderen Geschäfte nicht selten darüber verloren, und es war dann selbst bei der eigenen Wirthschaft an keine Zweckmäßigkeit zu denken, denn es mußte geeilt werden, um sie zu beendigen. Die meiste Zeit wird bei solchen Frohnen versäumt, welche nach der Zeit abgemessen sind, zumal wenn mehrere zugleich erscheinen müssen; jeder nimmt sich dann in Acht, daß er nicht zu viel und mehr als ein anderer thut und dadurch entsteht die große Langsamkeit, die den Zwangarbeitern schon so oft vorgeworfen worden ist.

So nachtheilig und lästig die Frohndienste auf der einen Seite sind, so ist ihr Nutzen auf der andern Seite doch nicht ganz abzusprechen, zumal wenn sie dem Raume nach geleistet werden müssen und nicht zu drückend sind. Es giebt viel Rittergüter, denen es ausserdem an Arbeitern fehlen würde *). War es auch möglich sie hie und da auf-

*) Die Erfahrung hat bewiesen, daß dieß nur anfänglich, in den allerersten Jahren des Ueberganges der Fall war. Dieser wichtige Punkt ist mit Sachkenntniß in folgender weniger bekannten kleinen Schrift auseinander gesetzt: Die für nöthig befundene Aufhebung der Steuerfreiheit der Rittergüter und Unterthansfröhne unpartheiisch geprüft. 1808. Es hat sich

aufzuheben, so geschah dieß wohl selten mit Vortheil, noch weniger würde aber an eine allgemeine Aufhebung und wahre Entschädigung zu denken seyn. Was die Handarbeiten betrifft, so würden viele den Vorschlag thun Tagelöhnerwohnungen zu bauen. Allein wer es weiß, welche Unannehmlichkeiten damit verbunden sind und daß dann diese Leute auch das ganze Jahr Arbeit haben wollen, räth nicht dazu. Für jedes Gut von einiger Größe ist es verhältnißmäßig sehr erwünscht, wenn wenigstens die Aerntearbeiten zum Theil als Fröhne geleistet werden müssen, sollte dieß auch gegen eine solche Entschädigung geschehen, daß dabei gegen das Tagelohn nicht einmal etwas gewonnen würde. Jeder wünscht die oft so nothwendigen Aerntearbeiten so geschwind als möglich zu beendigen, in den meisten Gegenden würde es aber dazu um freies Lohn an Leuten fehlen, aus dem Grunde, weil sie auf solchen Gütern nicht das ganze Jahr Arbeit erhalten könnten. Und wer kann es den Tagelöhnern verdenken, wenn sie hierauf ihrer Existenz wegen ganz vorzüglich sehen? Noch wichtiger sind für jedes größere Gut die Dienste mit dem Zugviehe. Welche wichtige

sich dazu weder Verf. noch Verleger genannt ist aber für 12 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben und meines Erachtens in der Köhlerschen Buchhandlung in Leipzig in Commission. Eine bessere Schrift über diese Gegenstände kenne ich nicht.

P.

wichtige Unterstützung, wenn bei den wichtigsten und nothwendigsten Geschäften jeder Unterthan eines Gutsbesitzers, welcher Zugvieh hat, nur einige Tage Dienste thun muß? Solche für die Unterthanen geringfügige Zwangdienste wären, wenn sie aufgehoben werden sollten, fast nicht zu vergüten, denn dafür müßte eine unverhältnißmäßig große Summe gewährt werden. Ehe aber der Unterthan die große Summe baar bezahlte, würde er gewiß lieber die wenigen Zwangarbeiten verrichten. Freilich darf man nicht wie jener Gerichtshalter rechnen: so viel Tage oder Acker werden von den Unterthanen gepflügt, ein Geschirr kann täglich so viel pflügen, folglich braucht das Gut nach der Aufhebung der Ackerfrohne so viel Pferde mehr und die Frohne kann daher mit der Summe, welche hieraus erwächst, vortheilhaft verkauft werden. Dies geschah auch wirklich und die Zahl der Zugpferde wurde vermehrt *). Allein die falsche Ansicht dieser Rechnungsmethode kam bald an den Tag, denn das eigene vermehrte Geschirr wußte man zu mancher Zeit nicht zu beschäftigen und bei den nothwendigsten Geschäf-

*) Wieder ein triftiger Beweis, daß ein bloßer Rechtsgelehrter bei landwirthschaftlichen Angelegenheiten ein sehr schlechter, ja oft ein gefährlicher Gehülfe ist. Wer zählt die namenlosen Verhunzungen, die Lächerlichkeiten u. s. w. welche in dieser Beziehung noch täglich vorkommen? Landwirthschaftliche Angelegenheit sollte ihr eignes Forum haben. P.

Geschäften konnte man damit nicht verkommen. Nach dem Verkauf dieser Frohndienste mußte mehr Zugvieh das ganze Jahr unterhalten werden und die nothwendigsten Arbeiten gingen doch nicht so geschwind von Statten; es ging folglich daraus für die Wirthschaft ein doppelter Verlust hervor.

Die Frohndienste sind dann übermäßig, für die damit beschwerten Unterthanen lästig und für das Ganze nachtheilig, wenn diejenigen, welche sie leisten müssen, an der Betreibung ihrer eignen Wirthschaften und an der Besorgung ihres Hauswesens dadurch sehr gehindert werden und deshalb genöthiget sind, mehr Menschen und Zugvieh zu unterhalten. Solche übermäßige Frohndienste sollte man in unsern Zeiten nicht mehr gestatten, wenn man für das allgemeine Beste besorgt seyn wollte. Diese Abhandlung würde zu weit ausgedehnt werden müssen, wenn man die nachtheiligen Folgen übermäßiger Frohndienste hier alle ins Licht setzen wollte. Verminderte man die Frohndienste an solchen Orten, wo die Unterthanen damit mehr oder weniger gedrückt sind, würden sie nicht nach der Zeit, sondern nach dem Raume abgemessen, und dränge man auf ihre zweckmäßige Verrichtung, so hätte man dadurch die Lage manches einzelnen Landwirthes, ohne Nachtheil des Ganzen, sehr verbessert und erleichtert. Jede Erleichterung des Zustandes

standes einzelner Landwirthe ist aber jedesmal Verbesserung des Ganzen.

Den nachtheiligsten Einfluß auf die Kultur des Ackerbaues haben aber unstreitig Triftzwang und Hutung. Unter diesen Fesseln seufzt ein großer Theil der Ackerbau treibenden Klasse.

Wenn Du in ein Dir unbekanntes Dorf kommst, so brauchst Du nicht zu fragen: gibts hier eine Gerichtsherrschaft, die mit ihren Schafen gern so weit hütet als der Himmel blau sieht; die das Recht eines strengen Triftzwangs und einer strengen Hutung hat und mit buchstäblicher Strenge ausübt; die so wenig menschenfreundlich ist, daß sie das edelste der Futterkräuter den Klee (Trifolium pratense) und die Wiesen bis zum Anfange des Monats Mai behüten, ohne alle Schonung und Barmherzigkeit behüten läßt. Diese und andere Fragen sind nicht nöthig aufzuwerfen, sondern gehe nur einige Wirthschaften durch, nimm auf die Qualität und Quantität des Viehstandes, auf die Beschaffenheit der Gebäude und überhaupt auf den Wohlstand der Wirthschaft Rücksicht und Du wirst von der Wahrheit unterrichtet seyn, ohne die Felder und Wiesen gesehen zu haben. Eine Ausnahme hiervon machen nur solche Dörfer, die verhältnißmäßig eine sehr große Wiesenfläche von besonderer Güte besitzen, welche trotz der Ausübung des strengsten Triftzwangs und Hutungsrechts viel und gutes

Futter

Futter liefern. Wie wenig Fälle dieser Art gibt es und wie sehr würden sich solche Oerter bei der freien Benutzung ihrer Grundstücke heben?

An vielen Orten muß wegen des Triftzwangs die Dreifelderwirthschaft beibehalten werden, obgleich eine andere Wirthschaftsmethode zweckmäßiger seyn würde. Die sogenannte Besömmerung ist mehr und weniger oft auf die Hälfte nicht selten auf den dritten und vierten Theil der dritten Art eingeschränkt. Unter solchen Umständen ist es nicht möglich so viel an Klee, Kartoffeln und Weißkraut zu bauen, als im Verhältniß zum Ganzen der Wirthschaft gebaut werden sollten. An Erbsen, Wicken ꝛc. ist nicht zu denken, es müßten diese auf Unkosten der übrigen Wirthschaft gebaut werden und man könnte dann nicht die erwünschte Fläche zu Klee ꝛc. bestimmen. Die nächste Folge davon ist daß nicht die verhältnißmäßige Menge Vieh gehalten werden kann und was gehalten wird, erhält nicht selten nur spärliches Futter. Ein im Verhältniß stehender und gut unterhaltener Viehstand ist aber die sicherste Grundlage zum Flor einer jeden Wirthschaft. Ausserdem ist das Ganze nur auf Sand gebauet und wird von jedem kleinen Mißgeschicke leicht erschüttert.

Wenn nur der dritte Theil der Brachart benutzt werden kann und darf; wenn das zum Wintergetreide bestimmte Brachfeld nicht gehörig vorbereit-

bereitet werden kann, weil es vor gewissen Tagen nicht umgepflügt werden darf; wenn die Wiesen bis zum Anfange des Mais behütet werden und selbst der Klee bis um diese Zeit nicht geschont wird; sagt ihr Weisen, wie ist es möglich unter solchen äusserst ungünstigen Umständen eine Wirthschaft in Flor zu bringen und darinnen zu erhalten? Hätte man den Zweck gehabt die Landwirthschaft auf der niedrigsten Stufe zu erhalten, in der That, man hätte dazu keine bessern Mittel ausbrüten können, als Triftzwang und Hutung.

Unverzeihlich ist es, daß im neunzehnden Jahrhunderte noch der Klee an so vielen Orten behütet werden darf, zumal da das Recht davon noch gar nicht einmal erwiesen ist, denn das Hutungsrecht ist älter als der Kleebau und über Gewächse und Früchte, die neuerlich erst bekannt geworden sind, können alte Rechte wohl nicht ausgedehnt werden.

Es ist lächerlich, wenn der Nutzen, den das Behüten des jungen Klees im Herbste manchmal haben kann, der Ausübung des Hutungsrechts hoch angeschrieben wird. Giebt es Herbste wo viel Mäuse sind oder das Feld an sich sehr locker ist, so daß man die Auswinterung des Klees befürchten kann, so kann man es walzen lassen und braucht die güldenen Füße der Schafe nicht, wenigstens ist an ihren eisernen Zähnen gewiß Niemanden etwas gelegen. Hat man aber ja die Meinung, daß

durch

durch das Schafvieh die lockern Kleestöcke fester getreten werden, als dieß durchs Walzen möglich ist, so kann man seine eigene Heerde darüber treiben lassen oder es findet sich gewiß jemand zu dieser Gefälligkeit geneigt. Hierbei hat man noch den Vortheil, daß man die Umstände, welche dazu am possendsten sind, auch dazu auswählen kann, wornach der Triftberechtigte aber nicht fragt. Viele behaupten geradezu, das Abhüten des jungen Klees sey im Herbste gar nicht nachtheilig, sondern bringe vielmehr Nutzen. Solche und ähnliche Behauptungen hörte man aber nur von Triftberechtigten, und Gericke hat vollkommen Recht, wenn er im ersten Bande im zweiten Stücke der Ceres auf den ersten Seiten sagt: „Diejenigen, welche behaupten, daß das Behüten des jungen Klees durch die Schafe im Herbste dem künftigen Gedeihen dieses edlen Futterkrautes nicht schade, verdienen nicht die mindeste Rücksicht, denn sie haben alle Erfahrungen gegen sich. — Ich selbst habe hierüber comparative Versuche angestellt, habe den einen Theil der Kleebreite im Herbste mit den Schafen behüten den andern schonen lassen. Letzterer war am Ende Mai vollkommen mähbar und ersterer wurde es erst gegen das Ende Juni.“

Nachtheiliger als die Herbsthutung ist unstreitig die Behutung dieses Futterkrauts im Frühjahre. Nur unverschämte Vertheidiger des Hut- und Trift-

rechts,

rechts, nur Feinde der Menschheit könnten sich erkühnen die großen nachtheiligen Folgen abzuläugnen, welche unausbleiblich hieraus hervor gehen. Die Wahrheit hiervon ist zu sehr bekannt und spricht zu lebhaft für die gute Sache, daß man keine weitläufige Abhandlung darüber zu schreiben und dießfalls Beweise zu führen braucht. Mancher gefühlvolle Landwirth wurde bis zu Thränen gerührt, wenn er den durch die Kleebehütnng angerichteten Gräuel der Verwüstung ansah und seine schöne Hoffnungen mit einem Male vernichtet waren.

Durch einen erweiterten Anbau des Klees und eine ungestörtere Benutzung desselben könnten die Viehzuchten ungemein vergrößert und verbessert und der Wohlstand vieler Familien gehoben werden, denn die Landwirthschaft ist mit einer großen Maschine zu vergleichen, wo ein Rad in das andere greift.

Schon in späten und kalten Frühjahren ist das Behüten des jungen Klees nachtheilig. Nicht selten hat der Frost die Stöcke empor gezogen, die Schafe beissen die ganzen Kronen ab und vernichten so oft mit einem Bisse auch einen ganzen Stock; oder steht der Klee überhaupt sehr dünne und ist die kalte Witterung zu seinem Gedeihen nicht günstig, so können die Schafe großen Schaden verursachen. Am nachtheiligsten ist aber die Kleebehütung dann, wenn die alles belebende und die Vegetation be-

för-

fördernde Frühlingswärme sehr zeitig eintritt. Der Klee wächst unter solchen vorzüglich günstigen Umständen mit Gewalt, da er aber immer wieder abgefressen wird, so wird dadurch der Acker so angegriffen und die Kraft so ausgezogen, daß dieß schon der Klee und nicht minder auch die nachfolgende Frucht empfindet. Tritt dann, zumal nach dem Wegbleiben der Schafe trockne und ungünstige Witterung ein, wie dieß nicht selten in solchen Jahren der Fall ist, so ist die unausbleibliche Folge davon in der Regel eine Mißärnte. Dieß ist auch sehr begreiflich. Der Klee liebt eine kraftvolle Ackerkrume und Feuchtigkeit. Wird aber ein großer Theil der Kraft ausgezogen und der Boden, weil er von dem jungen Klee nicht beschattet werden kann, durch die trockene Witterung sehr fest, so wird er selten und nur unter äusserst günstigen Umständen gedeihen. Wäre der Klee aber nicht abgehütet worden, so hätte der Acker die Kraft und die Feuchtigkeit behalten und selbst bei ungünstiger Witterung wäre der erste Wuchs sicher gerathen.

Der Klee geht nicht selten auch deshalb ganz oder zum Theil verloren, weil die Schafknechte wichtige Nebenumstände nicht gehörig berücksichtigten. An den Schafen haben sie Theil, der Klee gehört aber einen andern und was läßt sich wohl von dem Eigennutze Gutes erwarten?

Zuge-

Zugegeben, daß in wenig Fällen und unter besondern Umständen das Behüten des Klees minder nachtheilig ist, so wird doch niemand abläugnen, daß die Benutzung dadurch ungemein gestört wird. Ein Kind sieht es ein und begreift es, daß geschonter Klee weit eher abgemähet werden kann, als solcher, welcher zu fast täglich wiederholten Malen abgehütet und benagt worden ist. Wo die Wiesen an sich schlecht sind, oder wo sie in keinem Verhältnisse zum Ackerbau stehen, wo es daher besonders im Frühjahre an Fütterung fehlt, wie oft könnte man sich in solchen Fällen durch einen erweiterten Kleebau aus der Noth helfen, wenn man leider nicht durch Triftzwang und Hutung daran gehindert würde. Je zeitiger im Frühjahre mit der grünen Fütterung der Anfang gemacht werden kann, desto größern Nutzen wird die Viehzucht gewähren. Welchen Nachtheil bringt es hingegen, wenn gerade im Frühjahre das Vieh Noth leiden muß und nicht gehörig gefüttert werden kann?

Um nicht zu weitläuftig zu werden, konnte man nicht alle nachtheiligen Folgen, welche das Abhüten des Klees hat und haben kann, namhaft machen und näher verfolgen. Eine ist nicht zu übergehen und verdient hier noch einer Erwähnung, nämlich es wird dadurch zugleich auch die möglichst zweckmäßige Bedüngung gehindert. Im Herbste oder zeitig im Frühjahre könnten die Kleefelder,

welche

welche der Behütung ausgesetzt sind, nicht gedüngt werden, denn der dadurch bewirkte freudigere Wuchs des Klees würde dann nicht den Eigenthümer, sondern größtentheils den Schafen zu Gute kommen. Die Anwendung solcher Düngungsmittel, wornach man glaubt, daß die Schafe nicht fressen, wollen strenge Herren gar nicht einmal gestatten. Die Kleedüngung kann daher nur spät, nach dem Wegbleiben der Schafe geschehen. Selten ist dann die Witterung dazu so günstig als sie es vorher gewesen wäre, und man kann sich folglich von den angewendeten Düngungsmitteln (den Gyps ausgenommen) auch die Wirksamkeit nicht versprechen, welcher man sich gewiß erfreut hätte, wenn man die dazu passendsten Umstände hätte ungehindert wählen können.

Ueber das Abhüten der Wiesen ist hier wenig hinzuzufügen, da davon meistens das gilt, was von der Kleebehütung so eben gesagt worden ist. So ohne Ausnahme nachtheilig ist die Behutung derselben nicht als bei dem Klee und es kann ohne Schaden im Herbste zugestanden werden. Indessen ist dieser Gegenstand nicht minder wichtig und verdient allerdings auch die Aufmerksamkeit des Patrioten im hohen Grade.

Wiesen, die bis Anfangs Ap:il oder bis Ende Mai behütet werden, geben umstreitig ein weit geringern Ertrag an Heu und Grummet, als wenn

sie

sie geschont werden. Die kräftigsten Gräschen sprossen zuerst empor, werden durch das Abbeisen beschädiget und können leicht verloren gehen. Wenn das Schaf gute Gräser bis auf die Wurzel abfrißt und die schlechtern stehen läßt, wie man dieß schon so oft bemerkte, so erstarken die schlechtern und können dadurch die Oberhand gewinnen.

Die Behütung der Wiesen hindert, so wie bei den Klee, die möglichst zweckmäßige Bedüngung und erschwert selbst das Wegfangen der Maulwürfe. So lange nämlich die Schafe nicht wegbleiben, können keine Fallen gestellt werden, während der Zeit vermehren sie sich aber stark und durchwühlen den Rasen sehr, besonders auf trockenen Wiesen.

Wer sich die Mühe genommen hat diesen Aufsatz bis hieher zu lesen, wird gewiß bei der letzten Hälfte desselben oft an die Schafheerden gedacht haben. „Was hilft das hier Gesagte, ist auch die Wahrheit davon nicht zu läugnen, wir haben das Recht dazu und wer soll es uns wehren, dieses Recht auszuüben?" Gemach, meine Herren, andere Zeiten machen andere Gesetze nothwendig. Der Unterthan muß eine größere Summe in die Staatskasse geben und es ruhen jetzt weit größere Lasten als sonst auf ihm und daß er diese erschwingen kann und wenn das Ganze bestehen soll, so darf man ihm die Kräfte dazu nicht lähmen, sondern muß ihn vielmehr zu unterstützen suchen. Zunächst kennt

man kein kräftigeres Mittel zur Erreichung dieses Zwecks als daß man ihm einen Theil der Lasten abnimmt, die ihm zu Boden drücken und die auch dem Ganzen so nachtheilig sind. Die Abgaben können nicht vermindert werden, ja es ist wohl gar nothwendig sie von Zeit zu Zeit noch zu vermehren, um so mehr muß man darauf bedacht seyn, die Lasten auf andere Art zu erleichtern. Dieß würde unstreitig unter andern auch durch die Aufhebung des Triftzwangs und Hutungsrechts zum Besten des zeither damit belasteten Einzelnen und zum Wohle des Ganzen geschehen.

Hier werden mehrere einwenden: „die Aufhebung von Trift und Hutung gehört unter die frommen Wünsche, denn mit diesem Systeme können die Schäfereien nicht bestehen.“ Diesen Einwand machen nur Schäfereibesitzer, diejenigen aber, welche an dem Ruder eines Staats sitzen, können nicht auf eine Klasse allein sehen, sondern sie müssen das Ganze mit ihren Maßregeln umfassen. Thöricht würde es seyn, wenn sie das Wohlbefinden der Schafheerden auf Unkosten der lasttragenden Unterthanen begünstigen wollten.

Gibt es aber auch nicht hier, so wie bei der Abgabe des zehenten Theils der Erzeugnisse und wie bei den Frohndiensten einen Mittelweg, welcher unsern Zeitalter angemessener ist? Ja. Statt daß von der Brachart bei dem Dreifelder-System

zeither

zeither an vielen Orten nur $\frac{1}{3}$ oder höchstens die Hälfte besömmert werden durfte, so erlaube man den Unterthanen wenigstens drei Viertheile nach ihren Gutdünken zu benutzen. Die Wiesenbehütung muß wenigstens von der zweiten Hälfte des Aprils an im Frühjahre wegfallen, besser ist es aber, wo sie ganz unterbleiben kann. Von der unser Zeitalter entehrenden Kleebehütung darf fernerhin schlechterdings nicht mehr die Rede seyn, unter keinem Vorwande und zu keiner Zeit sollte sie von einem andern ausgeübet werden können.

Hierbei könnten die meisten Schäfereien gewiß bestehen und müßten sie ja hier und da etwas eingeschränkt werden, so wäre dieß ein nothwendiges Opfer, daß jeder Patriot auf dem Altare des Vaterlandes gern niederlegen würde. Vielleicht würde dadurch manche Schäferei nur erst auf ihre Größe bei der Entstehung des Zwang- und Triftrechts reducirt, denn viele Schäfereien wurden gewiß erst seit 50 Jahren auf ihren Bestand erhöhet.

In diesem Aufsatze ist schon mehrmals erwähnt worden, daß das Ganze durch die Verminderung des Triftzwangs und der Hutung gewinnen würde. Diejenigen aber, welche dieses Recht zeither ausübten, werden dieß nicht einräumen wollen, weil sie ihrer Seits davon Verlust hätten und doch ein Theil des Ganzen ausmachten. Ohne Ausnahme

dürfte dieß auch nicht abzuläugnen seyn, unbedingt kann es aber schlechterdings nicht zugestanden werden.

Die Triftberechtigten müssen in der Regel und billigerweise ihre Grundstücke denselben Lasten unterwerfen, welchen die Unterthanen unterworfen sind. Die Freiheiten, welche den Unterthanen zugestanden werden sollen, würden sie verhältnißmäßig mitgenießen. Ihre Wiesen und Kleefelder würden einen größern Ertrag liefern, die Brachäcker könnten sie weit besser benutzen, der Rindviehstand könnte vergrößert werden, kurz der Segen davon würde bald in der ganzen Wirthschaft sichtbar seyn. Was die Schäferei weniger einbrächte, würde gewiß sehr oft bei andern Zweigen der Wirthschaft gewonnen.

Daß viele Güterbesitzer und Pächter große Schäfereien auf Kosten der Ortsunterthanen und ihrer eigenen Wirthschaften unterhalten, der Fall ist gar nicht selten. Die Schäfereien sind untadelhaft, der Rindviehstand aber ist schon schlechter, die Felder erhalten nicht den gehörigen Dünger und die Ernten sind meistens kärglich. Was auf der einen Seite gewonnen wird, geht auf der andern manchmal doppelt verloren, trotz der enormen Preise, welchen die Wolle zeither hatte. Bei dem Sinken der Getreidepreise da schreit alles:

„ver-

„vergrößert und verbessert eure Schäfereien, das ist die einzige lohnende Branche.“ Wie bald können aber auch die Wollpreise fallen, wie leicht können manche Schäfereien durch Krankheiten ruinirt werden ꝛc.? Der sicherste und beste Grundsatz ist wohl der: betreibe einen Zweig der Landwirthschaft nicht auf Unkosten der übrigen, zumal wenn überdieß auf das Ganze die nachtheiligsten Folgen daraus hervor gehen können.

Diese Zeilen, welche für die gute Sache niedergeschrieben worden sind, widmet man allen Patrioten, mit dem Wunsche, daß sie von vielen Männern, welche Einfluß auf das Beste eines Staates haben, beherziget werden möchten!

III.

Conservationsmittel des Holzwerks, das der Witterung ausgesetzt ist.

An

den Herrn Oekonomie-Inspektor Pohl.

Artern am 22 Mai 1811.

Mein Aufenthalt in Leipzig hat mir Gelegenheit gegeben einen durch Erfahrung längst bewährten Rath fürs Publikum aufzusetzen, wie mancherlei Holzwerk und Geräthschaften, welche dem Einflusse des Wetters exponirt seyn müssen, gegen die daraus entstehenden Nachtheile geschützt werden könne. Da ich von der Güte meines Raths überzeugt bin, mithin wünschen kann, daß er so viel nur immer möglich ist zur allgemeinen Kenntniß gebracht werde, so habe ich denselben in einige öffentliche Blätter freilich nicht von dem Umfange des sogenannten Sprachsals der Teutschen*) abgegeben, weil es begreiflich ist, daß auf einem halben oder viertels Bogen täglich dort nicht alles Raum finden kann, was

*) Als solchen kündigte der Rath Becker seinen bekannten Anzeiger der Teutschen an. D. H.

was in einem Sprachsale einer aus circa 30 Millionen Menschen bestehenden Nation, täglich zu sprechen seyn dürfte. Finden Sie nun den Inhalt der angeschlossenen Blätter von der Art, daß derselbe für Ihr Archiv oder Sprachsälchen passe, so überlasse ich es Ihnen auf diese Art Gebrauch davon zu machen.

Erdmann Fr. Senff sen.

Als ich in der Ostermesse die Gelegenheit benutzte mich der Vorsorge zu erfreuen, welche der edle Müller durch Verschönerung der Umgebungen der Stadt Leipzig für Geist und Körper seiner Bewohner zu erkennen gegeben hat, ward ich durch die sehr häufig wahrnehmlichen angefaulten Theile der Geländer, die noch da stehen und durch die vorhandenen Lackunen an denselben zum Nachdenken gebracht, welcher Aufwand nur allein durch diesen Artikel der Stadtkasse zugezogen werden müsse. In so fern nun die Unterhaltung dieser Anstalten doch gewiß an sehr vielen Stellen durchaus nothwendig ist, wenn die eingeführte gute Ordnung im Genusse dieser vortrefflichen Anlagen nicht gar bald durchbrochen werden soll, so dürfte es wohl nicht unwillkommen aufgenommen werden, wenn ich allen denjenigen Behörden, die sich in der Nothwendigkeit befinden dergleichen Holzwerk unterm

Ein-

Einflusse jeder Witterung zu unterhalten, wie z. B. an vielen Stellen der Landstraßen, Gärten und Brücken, Barrieren, Kunstgestängen beym Bergbau u. d. gl. ein Sicherungsmittel gegen Fäulniß angebe, welches ich bey den Königl. Sächs. Salinen angewendet und durch vieljährige Erfahrung bewährt gefunden habe. Bei den Salinen gaben mir die Feldgestänge die erste Veranlassung auf Mittel zu denken, wie die Dauer derselben verlängert und dadurch die Unterbrechung des Betriebs der Maschine seltner möchte gemacht werden können, da der Nachtheil der Unterbrechung für die Saline öfters weit wichtiger ist, als der Aufwand auf die Reparatur selbst. Es war schon manches sogar in ältern Zeiten das Anstreichen solcher Holzpartieen mit Oelfirniß versucht, in diesen Mittel aber wohl eine Vermehrung der Kosten, aber keine Vermehrung der Haltbarkeit und Ausdauer gefunden worden. Und doch lag uns Salinisten das beste natürlichste Hülfsmittel so nahe; vielleicht war aber dieß eben die Ursache, daß noch niemand darauf gefallen war, denn wer sucht nicht gerne nach Hülfsmitteln, die bei denen, welche davon hören, große Meinungen erregen von dem Erkenntnißumfange des Erfinders? Ich in meiner Stelle ließ die dem Einflusse der Witterung, mithin dem Verfaulen Preiß gegebenen Stücken Holz von Länge und Stärke zurichten und sie unter die Dornwände

wände der Gradirhäuser legen und sie da in Salzwasser bis zu ihrer Anwendung liegen. Ein dergleichen eingesalzenes Holz hat eine vieljährig längere Ausdauer gegen uneingesalzenes Holz gehabt. Man hat sich schon gewöhnt einem eingesalzenen Körper eine weit längere Ausdauer gegen Fäulniß zuzutrauen. Ich werde daher meinem Verfahren keine Schutzrede halten dürfen, aber den unerfahrnern Lesern wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, sich auf einen Hauptumstand aufmerksam gemacht zu sehen, durch welchen das Einsalzen des Holzes vor allen übrigen Sicherungsmitteln vorzüglich wirksam sich erweißt. Die mit Oelfarbe ehedem angestrichenen Hölzer konnten dadurch doch nicht vor dem bekannten Aufreissen gesichert werden; diese Risse leiteten nun die Feuchtigkeit bis zum Kerne, und da hier das Holz in warm feuchten Zustande lang erhalten wird, auch Staub und andere Unreinigkeiten sich mit einlegen, so war es sehr natürlich, daß das Anstreichen mit Oelfarbe das Holz nicht dauerhaft machen konnte. Ganz anders verhält sich dieß bei eingesalzenen Holze. Man kann voraussetzen, daß auch aufgerissenes Holz bei mehr monatlichen Aufbehalte in Sole oder gesalzenen Wasser wieder verquillt. Kommt dergleichen Holz hernach wieder an die Sonne, so wird zwar dieselbe wieder einzuwirken versuchen, aber da das Salz und die eingesalzenen Sachen von

der

der Art sind, daß von ihnen Feuchtigkeit aus der Luft wieder angezogen wird, so sieht man leicht ein, daß auf diese Art jener schädliche Einfluß der Luft und Witterung auf das ihr exponirte eingesalzene Holz nicht in jenem Maße Statt finden könne. Es ist wohl von selbst begreiflich, daß mein Hülfsmittel desto länger schützend müsse gefunden werden, je längere Zeit man zum Ansalzen des Holzes in sehr gesalzenen Wasser verwilligen kann. Man wird die Sole wirksam genug haben, wenn z. E. unter 6 Centner Wasser Wasser 1 Centner Salz enthalten ist, dieses Salz kann von der schlechtern Sorte vom sogenannten gelben und schwarzen seyn. Nicht für jedermann ist mein Mittel so ganz ohne alle weitere Umstände sofort anwendbar als gerade für Salinen mit Gradirhäusern. Aber einige Voranstalten werden jeden andern Haushalt in Stand setzen einen nützlichen Gebrauch von meinem Vorschlage zu machen. Es gehört nur zu Erreichung des Zwecks ein wasserdichtes hölzernes Behältniß in verhältnißmäßiger Größe der Gegenstände, welche durchs Einsalzen eine längere Dauer erhalten sollen, sowohl nach der Länge, Breite und Stärke derselben als auch nach der Quantität der Stücken, die mit einem Male ins Salzwasser sollen eingelegt werden können. Aber auch diejenigen Haushaltungen, welche nicht eben Barrieren zu unterhalten haben, können sehr vielfachen Gebrauch vom Salze in gemeiner

meiner Wirthschaft machen. Ich will wenigstens einiges erwähnen, welches ich selbst versucht und völlig bewährt gefunden habe. Ich habe zum Beispiel die Wagenräder, wenn sie völlig beschlagen und bis zum Anstecken fertig waren, in die Sole eingelegt und solche Räder wurden nicht bocklahm und bedurften nur in höchst seltenen Fällen eines neuen Abbindens. Wagen- und Aernteleitern, so wie jedes andre Stück am Wagen erhielt auf diese Art eine weit längere Brauchbarkeit, nur muß das, was mit Eisen beschlagen wird, schon vor dem Einlegen in das Salzwasser beschlagen worden seyn. Radeberg- und Schiebekarn Räder in guten beschlagenen Zustande zu erhalten gibt es vielleicht kein besseres Mittel, als die Unterhaltung eines Vorrathes solcher Stücke in Salzwasser. Wie viel hierdurch nur allein beim Straßenbau in seiner Ausgedehntheit erhalten werden könne, fällt wohl einem jeden in die Augen, ob ich schon auch sehr gut überzeugt bin, daß für den, welchen die Beibehaltung eines immer Reparatur bedürftigen Zustandes der Dinge direkten oder indirekten Nutzen bringt, es sehr leicht seyn wird, tausend Einwendungen und Schwierigkeiten zu erdenken und beharrlich als Hindernisse aufzustellen, bis seine Obern, des Widerstrebens müde, die Fortdauer des alten Ganges der Dinge stillschweigend reassumiren.

Ich habe noch eine Warnung zu ertheilen. Bei Barrieren, welche in Gärten unterhalten werden, muß der in die Erde kommende Theil oder die Säule nicht gesalzen, sondern angekohlt werden. Angesalzen wird nur der plattliegende Sturz und auch nur da, wo durchs Abtröpfeln gesalzenen Wassers kein Nachtheil an der Vegetation hervorgebracht werden kann.

So lange als das vorgeschlagene Verwahrungsmittel nicht allgemein in Anwendung gekommen seyn wird, und wer wollte dieß zu hoffen wagen, würde in Entwendungsfalle der eingesalzene Zustand einer entwendeten Sache, wo sie wieder gefunden werden würde, zu Beweise der geschehenen Entwendung und des unrechtmäßigen Besitzthums angewendet und gebraucht werden können.

IV.

Berichtigung der von Steindelschen mislungenen Gypsdüngung.

(Man vergleiche hiermit das vorige Heft S. 440 ꝛc.)

Bei der Sonderbarkeit der Erfahrungen über den verschiedenen Erfolg der Gypsdüngung, auf dem nämlichen Boden unter den Augen eines ökonomischen Argus ausgestreuet, wird mir Herr von Steindel

Steindel erlauben eine Bemerkung zu der im A. d. t. L. W. S. 441. d. J. von ihm niedergelegten, den Nutzen der Gyps- und Düngensalzanwendung zweifelhaft und unsicher machenden Nachricht beizufügen, die, wenn ich die a. a. O. gegebne Nachricht nicht mißverstanden habe, wohl im Stande seyn möchte, das wunderbare Mislingen der Gypsdüngung unter Hrn. v. Steidel gegen den segensvollen Gebrauch desselben Mittels beim vorherigen Besitzer zu erklären und begreiflich zu machen. Gyps von Wedau kann in ungebrannten aber klar gemahlnen oder auch in gebrannten und gemahlenen Zustande bezogen werden. Erstere Art wird und kann allein mit Nutzen zur Düngung gebraucht werden. Aber aus S. 441. ist es ersichtlich, daß Herr v. Steindel gebrannten, also die unrechte Sorte von Gyps angewendet hat. Wenn es nun gleich aus derselbigen Stelle erscheinen will, als hätte der vorherige Gutsbesitzer auch gebrannten Gyps angewendet, so bin ich doch sehr geneigt, entweder jene Stelle in der Nachricht des Hrn. v. St. für einen Druckfehler oder für eine dem Hrn. v. St. unrichtig hinterbrachte oder unrichtig verstandene Nachricht zu halten.

Erdmann Fr. Senff sen.

V.

V.

Blicke in die Zukunft in Rücksicht der Landwirthschaft; von Herrn Kammerrath Zimmermann.

Es gibt gewisse allgemeine Resultate, welche man nur angeben darf, um sich von der Lage und Beschaffenheit gewisser Gewerbszweige einen richtigen Begriff zu abstrahiren. Wenn z. B. der Kaufmann den zwischen zweien großen Handlungsorten bestehenden Cours weiß, so kann er sich sehr leicht eine Vorstellung von dem zwischen ihnen bestehenden Verkehr und den dabei concurrirenden näheren Handlungsverhältnissen machen.

Was bei dem Kaufmann der Cours ist, sind bei dem Landwirthe die Getreide- und Produkten-Preise; ich darf Ew. Wohlgeb. daher nur unsere gegenwärtigen Getreidepreise melden, um Ihnen eine ohngefähre Vorstellung von der gegenwärtigen Lage unserer Landwirthschaft zu machen. Es gelten bei uns in Mecklenburg gegenwärtig (im April) der Berliner Scheffel Weizen 1 Thlr. 6 Gr., Roggen 12 Gr., Gerste 10 — 12 Gr., Hafer 7 — 8 Gr. Gold.

Diese

Diese Angabe ist hinreichend, um Sie zu überzeugen, in welcher traurigen Lage wir sämmtlichen Mecklenburgischen Landwirthe uns gegenwärtig befinden. Die Pferde sind der einzige Artikel, der in einem hohen Preise steht; allein nachdem im Herbst 1806 fast alle unsere Stutereien und besten Pferde abgeführt worden sind, kommt dieser Gegenstand wenig mehr in Betrachtung. Es sind gewiß annoch viele Jahre und selbst zuvor noch ein freies Verkehr mit dem Auslande erforderlich, ehe und bevor wir in dieser Hinsicht uns eines beträchtlichen Absatz unserer Erzeugnisse werden erfreuen können.

Die Ursachen dieser ausserordentlichen Wohlfeilheit des Getreides liegen zu klar vor jedermanns Augen, um einer näheren Anführung zu bedürfen. Selbige sind nämlich:

1) der allgemein herrschende und besonders für uns sehr drückende Geldmangel.
2) Die Sperre alles Verkehrs und Abzuges zur See.
3) Die beiden hintereinander Statt gefundenen gesegneten Aernten sowohl an Winter- als Sommergetreide.

Das vorletzte Jahr von 1809 war bei uns im Wintergetreide vorzüglich gesegnet. In beinahe 15 Jahren haben wir keine solche ergiebige Aernte gehabt, und ich glaube ich thue nicht zu viel, wenn

ich

ich den Ertrag derselben im Allgemeinen auf das neunte bis zehnte Korn anschlage. Ich habe von einer ziemlich beträchtlichen Weizenaussaat 12¾ und mehrere meiner Bekannte das vierzehnte Korn gedroschen. Denken Sie sich nun eine solche reichliche Aernte, hierzu die Versperrung der gewöhnlichen Ausfuhrkanäle und einen totalen Geldmangel, so können Sie es sich sehr leicht erklären, warum bei uns zur Zeit das Getreide wohlfeiler ist, als es beinahe seit 100 Jahren nicht gewesen. Die gegenwärtigen Getreidepreise decken kaum die Produktionskosten, denn alle nothwendigen Ausgaben des Landwirths stehen annoch auf demselben Punkt, worauf sie standen, als das Getreide einen viermal höheren Preiß hatte. Die traurigen Folgen hiervon können Sie sich leicht von selbsten vorstellen. Schon in diesem Augenblick befinden sich über 60 ritterschaftliche Güter im Konkurse und hält diese traurige Krisis noch länger an, so muß noch eine weit größere Anzahl derselben, selbst die wohlhabenden fallen.

Die Gestattung eines freien Verkaufs unsers Getreides zur See ist das einzige Radikalmittel, was uns von diesem traurigen Uebel gänzlich und rasch heilen kann. Vor einigen Monaten hatte es einigen Anschein, als wenn England seine Cabinetsordres und Frankreich seine Dekrete von Mailand und Berlin wiederum aufheben würde, allein

diese

diese Hofnung ist durch die neueren Modalitäten der abgegebenen Erklärungen wiederum völlig zernichtet. Selbst das nach Schweden und Dänemark auszuführende Getreide soll nach den neueren französischen Verfügungen in dem souverainen Herzogthum Mecklenburg-Schwerin eine nicht zu tragende Abgabe entrichten. Der Himmel weiß wie lange wir also annoch in dieser traurigen Lage seufzen werden. Zwar enthält die gegenwärtige Wohlfeilheit des Getreides zugleich mehrere Gründe, welche eine baldige Steigerung der Preiße erwarten lassen, es ist aber zu bedauern, daß diese zu erwartende Erhebung der Getreidepreiße mehr von einem zu besorgenden Mangel als von einem stärkeren Verkauf ins Ausland motivirt werden wird. Mein Grund, warum ich eine baldige Veränderung der gegenwärtigen Getreidepreiße vermuthe, ist die natürliche, durch die allgemeine Erfahrung bestätigte Abwechselung der guten und schlechten Aernten und der davon abhängenden Getreidepreise. Nehmen Sie die Getreidepreise des letzten Jahrhunderts zur Hand und Sie werden finden, daß auf eine sehr wohlfeile Zeit sehr bald eine theure gefolgt ist. Selten hat erstere über einige Jahre angehalten. Die Ursachen davon lassen sich sehr leicht auffinden und sind wohl hauptsächlich folgende:

1) Ein vorzüglich ergiebiges Jahr an Wintergetreide findet gewöhnlich nur in einem sehr

trockenen Sommer Statt, bei dieser Witterung verkohlt aber ein großer Theil des in selbigen aufgefahrnen Düngers und kommt überall den darauf folgenden Früchten nicht zu Nutzen. Der Acker verliert an seiner Kraft und so wie diese von unsern Feldern schwindet, folgen auch minder ergiebige Aernten.

2) Eine vorzüglich gesegnete Aernte erschöpft gewöhnlich den Acker so sehr, daß die darauf folgenden Aernten einen Abschlag erleiden. Bei dreischlägigen Feldern ist dieses im dritten Jahre besonders merklich.

3) Bei solchen wohlfeilen Zeiten werden die Brachen mehr benutzt, mehr erschöpfende Früchte z. B. Dotter, Rübsamen, Taback u. s. w. gebaut.

4) Man wird gleichgültiger gegen eine gute Bestellung.

5) Alle geldkostenden Verbesserungen und Kulturarten werden unterlassen, z. B. das Mergeln, Moderfahren, Aufräumen der Gräben u. s. w.

6) Es wird weit mehr Getreide consumirt. Mehr mit dem Vieh verfüttert, mehr zu Brantewein u. s. w. verbraucht.

7) Viele Güter kommen in den Concurs und in Sequestration und erleiden dadurch einen beträchtlichen Ausfall. Ich kann Fälle anführen,

führen, wo während des Concurses sequestrirte Güter nicht nur überall keinen Ertrag gegeben, sondern in einigen Jahren annoch 10 — 15 Rthlr. p. mille zugebüßt haben.

Alle diese und vielleicht noch mehrere Ursachen erlauben keine lange anhaltende Dauer der Wohlfeilheit. Ganz werden sie die Kraft der in Anregung gebrachten Ursachen der gegenwärtigen Wohlfeilheit immer nicht heben können, allein vermindern werden sie selbige gewiß sehr. Es ist nur zu bedauern, daß wir alsdann keine bedeutenden Ueberschüsse haben. Die weitere Verfolgung und Bearbeitung dieser Idee ist kein uninteressanter Gegenstand, denn die Hoffnung besserer Zeiten hat auf die Erhaltung des gegenwärtigen Kulture Zustandes gewiß einen sehr günstigen Einfluß, es würde also immer ein verdienstliches Werk seyn, wenn jemand diese hingeworfene rohe Idee ausführlicher bearbeiten wollte. Ew. Wohlgeb. haben mehrere ähnliche Gegenstände vortrefflich bearbeitet, widmen Sie auch diesen gegenwärtigen einer gleichen Aufmerksamkeit. Er verdient es mehr, wie manche andere spekulative Idee, welche überall keinen praktischen Nutzen hat. Ohne Hoffnung und Muth gehen wir alle den Krebsgang und sind vielleicht wohl gar verloren.

Zusätze zur vorstehenden Abhandlung; vom Herausgeber.

Es ist nicht unmännliche Schmeichelei noch übertriebene Bescheidenheit, wenn ich gegen die mich so ehrenvoll gerichtete Aufforderung öffentlich sage, daß ich mich zu der in Rede stehenden Abhandlung zu schwach fühle. Was uns eben hier der Herr Kammerrath Zimmermann mit kurzen Worten eben so scharf vorgetragen hat, als wir ihn als hellsehenden und Wahrheit ausspähenden Landwirth und Schriftsteller kennen, ist nach meiner Ansicht die Summe von hellen Blicken über die mannigfaltigen Verhältnisse unsers Gewerbes, das in seiner Wissenschaft Tiefen hat, die nicht jedes Auge ergründet. Möchten doch unsere erhabenen Fürsten und ihre hohen Regierungsgehülfen sich für Beschützer und Gönner unsers Gewerbes erklären, sie würden jetzt mehr als früher an hellsehenden Gewerbsgenossen Beihülfe und willige Hände finden, es würde sich gewiß die gegenwärtige Krisis in der Folge zum Völkerglück auflösen. Nicht die viel Schreier, die den Volkston lenken, sondern einzelne im Stillen forschende Männer werden im Stande seyn, die Folgen aus den Verhältnissen zu resultiren und die Saiten nennen, die, wenn sie angeschlagen werden, für die nähere oder spätere Zukunft Harmonie, die dem Ganzen

behagt,

behagt, gewähren werden. Nicht Summen, die Zeitungsblätter der Nullen wegen rühmen, nein, weise Principe, die sich zu Basen qualificiren, sind erforderlich. Sie werden weise Veranstaltungen leise herbeiführen, die nur dürftig scheinende Kapitälchen erfordern und doch in ihrer Wirksamkeit wahren Segen verbreiten. Nur allgemeine Ansichten kann nach meiner unmaßgeblichen Meinung die Regierung vor Augen haben und in dieselbe wirksam seyn. Da sie stets für das Bessere nur gewilliget seyn kann, so legt sich ihr ein zweifacher Zweck vor, einmal zu verhindern, daß das vorhandene als gut erkannte keine Störung leide, und zweitens bestrebt zu seyn, die Wege zu öffnen, um das Gewerbe in seiner sichernden Vervollkommnung immer weiter zu führen. Man hat dieß von jeher schon gefühlt aber selten die zweckmäßigen Mittel aus den Verhältnissen abstrahirt und daher mußte es Perioden geben, wo das Gewerbe stockte oder auf andere Gewerbssphären einen unnöthigen Druck verursachte. So viel vom Gewerbe in der allgemeinen Ansicht.

Etwas ganz anders ist es, wenn jeder seine eigene Lage und seine beschränkten Verhältnisse vor Augen hat. Hier kann nur dann ein Freund, ein Gewerbsgenosse dem andern rathen, welcher mit dieser Lage durch eigne Ansicht bekannt ist, was bei

vorkommenden Fällen zum Nutz und Frommen gethan werden kann.

Ich stimme ohne Anstand zur Meinung des Herrn Kammerraths Zimmermann, daß es nämlich sehr nützlich seyn müßte, wenn das angezogene Thema von Meisters Hand weiter bearbeitet und der angezogene Gegenstand erläutert würde. Bisher hat man sich meines Erachtens noch nicht ernstlich bemühet, von diesem Punkte aus Blicke in die Zukunft zu thun. Ich meine nämlich aus dem Gewerbe selbst Folgerungen zu ziehen. Die Fakta sind da, die Geschichte der Landwirthschaft gibt sie uns, wir dürfen sie nur auffassen. Allein dieses Auffassen ist schwer und zwar schon deshalb, weil man sich gar so schwer von der immer störenden Partheilichkeit los machen kann. Wenn aber viele, jeder für sich oder im Umkreise seiner Verhältnisse bestrebt sind, Resultate auszumitteln, so kann gewiß sehr schnell etwas Ganzes entstehen, was Werth genug hat, uns zur Richtung eines klugen Verfahrens zu dienen. Diese einzelne Materialien werden dann gewiß einen Mann finden, der sie zweckmäßig ordnet und eigentlich daraus macht, was daraus gemacht werden kann. Vereinigung Vieler gibt eine Kraft, die das Sinken vor dem Falle sichert und das Wankende fest hält. Ja ich lebe der festen Ueberzeugung, daß wenn man den Kleinigkeitsgeist vergessen und sich dafür für das Allgemeine

meine stimmen und nach seinen Kräften thätig seyn wollte, gerade jetzt, wo der Druck am empfindlichsten ist, Rettung vor dem gänzlichen Fall und Sicherung für die Zukunft zu erringen wäre. Tausende unserer klagenden Genossen würden neben dem Abgrunde, in den sie zu stürzen beginnen, wenn auch am öftern nur auf einen schmalen Stege, glücklich jenseits kommen. Welche Mittel und Wege hat man denen vorgeschlagen, welche das Ruder in Händen haben und gern helfen wollen? Kleinliches Geschrei hat man erheben; hohe Preise hat man verlangt; Magazine wollte man angelegt wissen, um das Getreide von seinen Böden los zu werden; Monitoria der erborgten Kapitalien wollte man erzwingen. Keines von alle denen und andere ähnliche Ansprüche vermögen im Augenblicke Rettung, Sicherung für die Zukunft zu schaffen. Nur hie und da würde es einen einzelnen erhalten, aber dem Ganzen gewiß eher schaden als nützen. Es wird sich auch darum keine weise Regierung dazu verstehen.

Wir können aber sicher überzeugt seyn, daß uns die Regierung treulich unterstützt, wenn wir ihr vorerst aus dem Gewerbe selbst resultirte Vorschläge thun und als richtig belegen können. Aber wo wurde man einträchtig, wo für das Ganze besorgt? Selbst nicht einmal beschränkte Provinzen haben sich vereiniget, um sich aufrecht zu erhalten, da es doch ein bekannter Lehrsatz ist, daß die Kräfte

Vieler im Verein mehr wirken, als wenn jeder die seinige für sich allein anwendet.

Bleibt man bei einzelnen Gütern stehen, wie mannigfaltig sind da nicht die Hülfsquellen und wie wenige graben darnach, wie wenige haben angefangen ihre Thätigkeit zu verdoppeln, die Verhältnisse zu revidiren, eine bessere Verkettung derselben zu bewirken? Vielmehr hat mancher seine Arme schlaffer niedersinken lassen und sich drein ergeben oder getröstet, daß es vielen andern nicht besser ergehe. Das ist nicht Manneessinn. So werden Maulwurfshügel zu Bergen und Mücken zu Elephanten. Ein anderer glaubt sich jetzt schon elend, daß er nicht so leicht und so viel als etliche Jahre früher auf seiner Scholle verdient, ein andrer will sich aufhängen, weil er von der großen Summe, die er in 20 Jahren leichtlich anhäufte, etwas wieder hergeben muß. Der Kaufmann verliert durch zusammentreffende Mißverhältnisse wohl in einem Tage den Verdienst von 10 und 20 Jahren und doch gereicht es ihm wohl nur zum Sporn, seinen Fleiß zu verdoppeln und lebt bis zum Tode als thätiger Kaufmann.

Es liegt in den gegenwärtigen Verhältnissen gewiß der Same einer bessern Zukunft, in welcher die Landwirthschaft Sicherheit denen gewähren wird, die mit redlichen Eifer ihre Wissenschaft gründlich

erlernt

erlernen und das Gewerbe mit geprüfter Umsicht betrieben werden.

VI.

Zur Geschichte des Berieseln und Verjüngen der Wiesen.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Kammerraths Zimmermann.

Mit der Ew. Wohlgeb. im vorigen Jahr gemeldeten Ueberrieselung eines Theiles meiner Wiesen werde ich auch dieses Jahr fortfahren, obgleich selbige meine Erwartungen nicht so ganz entspricht*). Selbige liefert zwar der Quantität nach noch mehr Heu, allein die Qualität des Heues verliert offenbar, indem der dem Rindvieh so schädliche rauhe Du-

*) Daß Wiesen, welche vorher nicht berieselt wurden, eine oder die andere Pflanze verlieren und andere wiederum muthiger wachsen, erfuhr auch ich. Ich habe mich darüber in meinem Buche über das Verjüngen der Wiesen schon erklärt. Es ist noch eine Aufgabe die Wiesenpflanzen zu verzeichnen, welche durch das Berieseln gewinnen und welche dagegen verlieren. — Wo wahrzunehmen, daß es wirklich an guten Gräsern fehlt, da kann man leichtlich diejenigen ansäen, welche in das Lokal passen. Im Erzgebirge, wo das Berieseln in Uebung ist, liefern solche Wiesen das beste Heu und werden wohl dreimal gemäht. Pohl.

Dowik*) darnach sich so sehr vermehrt. Zwei von meinen Nachbarn haben dieselbe Erfahrung gemacht. Unsere Wiesen liegen alle sehr niedrig, vielleicht ist der Nachtheil bei den höher liegenden nicht so groß, es versteht sich aber von selbst, daß wir unsere Wiesen vor der Ueberrieselung gehörig abgegraben haben. Dieser unangenehme Umstand veranlaßt mich die von Ew. Wohlgeb. vorgeschlagene Wiesenverjüngung, welche ich annoch mit einer leichten Düngung verbinde, der Ueberrieselung in der Folge vorzuziehen, wenn sie gleich etwas kostbar ist, denn was hilft einem alles Heu, wenn das Vieh selbiges nicht frißt oder wohl gar darnach abmagert? Diesen Frühling habe ich nicht mehr als ohngefähr 800 Q. Ruthen mit einem aus Mergel und Dünger bestehenden

*) Aller Wahrscheinlichkeit ist hier das Sumpfkannenkraut, Equisetum palustre L., gemeint, welches im nördlichen Teutschland auf sumpfigen Wiesen hin und wieder in großer Menge zu wachsen pflegt. Es könnte wohl seyn, daß das Berieseln seinen Wuchs noch mehr beförderte, ich habe aber darüber keine Erfahrung, das Verjüngen ist seiner Natur gewiß entgegen, doch maße ich mir nicht an, etwas gewisses darüber zu sagen. Ich ersuche daher den Hrn. Kammerrath Zimmermann und jeden, der bei dem Verjüngen Erfahrungen zu machen Gelegenheit hat, mir die sichern Resultate davon gütigst mitzutheilen. In meiner Beschreibung der Wiesenpflanzen werde ich diese und mehrere Arten des Kannenkrauts näher behandeln. Pohl.

henden Kompost verjüngen können, kommendes Jahr gedenke ich es aber im Großen zu treiben. Wollen Sie Ihre Wiesenverjüngung recht in Cours bringen, wie sie es verdient, so müssen Sie durchaus Ihre bisherige Bescheidenheit mit etwas Charletanerie koloriren*).

VII.

*) Das hat mein Verleger gethan und ich wurde blutroth als ich die Ankündigung las. Ich weiß, es steht manches Gute darin, der Recensent der Jenaischen Literaturzeitung sagt sogar, es wäre darinnen alles gut; andere mir zu Gesichte gekommene Recensionen ertheilen meiner Arbeit Lob, Thaer sagt in seinen Grundsätzen der Landwirthschaft, es enthielte viel Gutes, Fellenberg hat es seiner besondern Aufmerksamkeit werth gefunden, eine große Anzahl Briefe beweisen, daß das größere Publikum meine Broschüre als ein nützliches Buch erkennt. Die ziemlich starke Auflage ist im Jahre ziemlich abgesetzt. Es hat allen Anschein, als wollte man nach diesem Vorläufer meine Beschreibung der Wiesenpflanzen, an der ich zweimal zehn Jahr arbeite, eben so freundlich bewillkommen. Mich wird dieser Beifall nicht eitel machen, sondern er soll mich vielmehr erinnern, daß das Publikum in mich ein schätzenswerthes Zutrauen setzt, das man durch stete Realität erhält. Es ist leider wahr, daß in unsern Tagen ein Buch sich nur dann verbreitet, wenn es pomphaft angezeigt wird. Auch der reelle Mann muß die Charletantrompete an den Mund setzen, um der Welt etwas Gutes beizubringen, so schwer es ihm auch wird. Pohl.

VII.

Die Geschäfte des Tabacksbaus *).

Nie hat man eine Frucht gekannt, welche jedem Landbebauer in wenigen Jahren reich machen kann, und die ihm seine Arbeit reichlicher belohnt hat als den Taback Nicotiana tabacum L. Die Erfahrungen haben bewiesen, daß der Morgen 8, 10, 12 bis 15 Ctnr. Taback geliefert hat, hier rechnet man aber nur 10 Cntr. im Durchschnitt und à Cntr. zu 10 Thlr., macht 100 Thlr. So sieht man leicht, daß jeder Morgen mit Taback 5 — 6 Mal mehr Ertrag gibt, als mit Roggen. — Zudem wird durch den Tabacksbau der Roggenbau nicht im geringsten gemindert, indem ersterer nur auf Brachfeldern erbaut wird, die ohnehin den Sommer unbenutzt liegen, und man hat auch nicht zu besorgen, daß der Tabacksacker desto schlechtere Getreidefrüchte trägt **).

Der

*) Als ein Beitrag zu der interessanten Abhandlung des Archivs im Decemberheft v. J.: Wäre der Tabacksbau jetzt nicht höchst nützlich? Vom Herrn Oekonomie-Inspektor Fr. Pohl.

Der Einsender.

**) Als Durchschnittsangabe ist nach meinem Dafürhalten

Der Tabacksacker wird das Frühjahr hindurch wie ein gewöhnliches Sömmerungsfeld behandelt; bis gegen Johannis muß er aber wenigstens drei Mal gepflügt werden, in welcher Zeit das Feld der Sonne und Luft hinlänglich ausgesetzt gewesen ist *), die Verpflanzung des Tabacks vorzunehmen.

Nach-

halten sowohl der Ertrag eines Ackers mit Taback bepflanzt als der Preiß zu 10 Thlr. zu hoch angenommen. Wenn nun auch der Tabacksbau nicht die übliche Saatenfolge eigentlich stört, so entzieht er dem Feldbaue doch viel Dünger. Auch ist es besser, nach dem Tabacke, statt Weizen und Roggen, eine Sommerfrucht, besonders Gerste zu säen, weil jene durch den Taback eine zu spate Einsaat erhalten.

Pohl.

*) Daß die Berührung der Luft als eine Düngung wirkt, hat man seit einer tausendjährigen Bearbeitung des Bodens bemerkt. Die Pflanzenerde in Berührung mit der Atmosphäre zersetzt nämlich die untern Lagen, sie absorbirt den Sauerstoff (Oxygéne), welcher seinen gasartigen Zustand verliert und sich als Oxyd mit der Kalk- und Thonerde, dem Kohlenstoff (Carbone), dem Wasserstoff (Hydrogéne), dem Phosphor, dem Stickstoff (Azote) und mit dem Eisen und vielleicht dem Braunstein (Manganés) verbindet, beweisen uns eine Menge Thatsachen, daß vorzüglich der Sauerstoff (Oxygéne) die wichtigste Rolle in der Thier- und Pflanzenökonomie spielt und daß die Anhäufung desselben ganz besonders die Entwickelung der organischen Theile beschleuniget. Einer

Nachdem die Pflanzen gesetzt sind, bleibt auch der Acker noch einige Zeit blos und wird durch Häckeln und Häufeln, welches der Tabackspflanzen wegen geschehen muß, besser zur Saat bereitet als ein anderer Acker.

In den Gegenden, wo schon der Taback häufig gebaut wird, wird mit dem Brachfelde folgende Eintheilung gemacht: Man bepflanzet das gedüngte Sömmerungsfeld mit Taback, bestellt den Herbst darauf dasselbe mit Weitzen oder Roggen; in den Korn- und Weitzen-Stoppeln werden Stoppelrüben gezogen und das folgende Frühjahr wird Gerste oder Hafer gesäet; ist die Frucht geärntet, dann wird das Feld wieder besömmert.

Man sieht also, daß der Nutzen, den man aus dem Taback zieht, den Fruchtbau nicht im mindesten hemmt und daß der Tabacksbau sehr vortheilhaft ist. Aber welches Feld eignet sich zum Tabacksbau? — Antwort: alles Feld ist gut für den Taback und das zum Erziehen jeder Fruchtgattung eine natürliche Fähigkeit hat; und der Acker der die beste Lage hat, am besten bearbeitet und gedüngt ist, trägt den schönsten Taback. In Ansehung

ner weitern Erklärung zufolge ersparen zu können, verweiße ich jedem denkenden und tiefdringenden Leser dieses Archivs auf das Aprilheft S. 189. desselben die Orydirung des Bodens als eine Hauptursache seine Fruchtbarkeit betreffend ꝛc.; vom Hrn. v. Humboldt. Der Einsender.

sehung der Güte ist es ein anderes, und ein Tabback kann an einem Orte schöner als an einen andern und doch der letzte in der Güte besser seyn, als der erste *).

Die Arbeiten, welche bei der Kultur des Tabbacks vom Anfange der Saatzeit bis zur Aernte vorfallen, sind folgende:

1. Besorgung der Pflanzen.

Der Same wird in der zweiten Hälfte des März in einem warm gelegenen Garten in lockeres Erdreich gesäet. Vor der Satzeit oder 8 Tage zuvor thut man ihn in ein wollenes Säckchen, taucht solches mit den Samen ins Wasser und hängt es gegen den Ofen, jedoch daß solcher nicht zu warm werde. So oft nun der Same und das Säckchen trocken wird, taucht man es wieder in das Wasser; durch dieses Verfahren quillt der Same und springt auf; alsdann wird er gesäet, vermischt mit etwas Asche, damit man sieht, wie weit man mit dem Säen gekommen sey. Um vorsichtig zu handeln, mischt man unter den aufgesprungenen Samen etwas frischen Samen, damit, wenn die ersten Pflanzen vom Ungeziefer abgefressen oder sonst zu Grunde gerichtet worden sind, der frische Same Zeit gehabt zu keimen und jene zu ersetzen. Die Saat geschieht

*) Man sehe obige angeführte Abhandlung in diesem Journal; Monat December S. 503.

schieht so dick, als man Sallatsamen zu säen pflegt, jedoch lieber etwas zu dick als zu dünne. Nach dem Säen harket man ihn aber nicht unter, sondern verbreitet ohngefähr einen halben Finger dick gute Erde darüber.

Man bedeckt auch zu dieser Zeit, da es jetzt noch kalte Nächte Nächte gibt, das Beet des Nachts mit einer Strohdecke und zwar so lange, als man noch kalte Nächte zu fürchten hat, auch wird das Beet, wenn es trocken ist, des Morgens gegen 9 Uhr begossen, geht es weiter gegen das Frühjahr und die Pflanzen werden größer, so begießt man Morgens und Abends.

Die Pflanzen müssen fleißig von Unkraut gereinigt werden, und um die schädlichen Folgen zu verhüten, daß die Wurzel der Tabackspflanzen beym Jäten nicht losgerissen werden, muß man bei jedesmaliger Jätung wieder feine Erde über die Pflanzen hinstreuen, damit die entblößten Wurzeln bedeckt werden *); mit dem Versetzen der Tabacks-

pflanzen

*) Dieses Verfahren kann leichtlich schädlich werden. Man verrichtet doch das Jäten bei trockner Witterung und auf diesen Fall wird die durch das Jäten locker gewordene Erde sich wieder an die Wurzel begeben, wenn man das Beet begießt. Dieß ist auch anzurathen, wenn man die größern Pflanzen ausgezogen hat. Nur um die Erdflöhe abzuhalten,

die

pflanzen bringt man wohl 14 Tage zu. Nimmt man nun immer die größten Pflanzen heraus und überwirft das Beet immer mit frischen Grunde, so wachsen die übrigen desto geschwinder nach.

Es gibt eine Art kleine Schnecken, die den Tabackspflanzen gefährlich sind und sie wegfressen, diese sucht man des Morgens beim Thaue auf und die Art sie wegzuschaffen ist folgende: Man lege verschiedene Zweige von Holunderstauden, so zu dieser Zeit schon anfangen grün zu werden, auf das Beet. Die Nacht hindurch setzen sich die Schnecken auf dieses junge Holunderlaub, worauf man dann Morgens diese Holunderreißee langsam aufhebt und sie dadurch vom Tabacke entfernt.

2. Zubereitung der Felder, in welchen die Pflanzen versetzt werden.

Jeder Acker, der zu Taback bestimmt ist, muß gut gedüngt werden, Rindviehdünger ist der beste; in kalten Gegenden hat aber der Pferdemist den Vorzug. Die Zeit zur Düngung ist der Winter oder das Frühjahr. Das Feld wird schon im Herbste oder im Frühjahr so zeitig als möglich das erste Mal geackert, was dann noch 3 bis 4 Mal bis zur

die ein Pflanzenbeet beunruhigen, wagt man es staubige Erde oder auch Asche über die Pflanzen zu streuen. Pohl.

zur Versetzzeit wiederholt wird; jedoch muß das letzte Pflügen kurz vor dem Versetzen geschehen. Je besser der Acker vorgerichtet worden, desto reichere Aernte liefert derselbe.

3. Das Versetzen der Pflanzen und die weitere Besorgung auf dem Felde.

Drei Wochen oder 14 Tage vor Johanni fängt man mit dem Versetzen an und später als 14 Tage nach Johanni setzet man nicht mehr; man macht kleine Löcher mit den Händen oder einen Setzholze, wie man beim Krautpflanzen macht, setzt auch die Tabackspflanzen eben so mit den Händen wie Krautpflanzen und begießt dann jede Pflanze mit Wasser, hat es aber Tags vorher geregnet und ist solcher so tief in Acker gedrungen als man die Pflanzen setzt, so kann man das Begießen ersparen.

Die kleinste Entfernung, in welcher die Pflanzen von einander zu stehen kommen, ist 1 Fuß, und die größte $1\frac{1}{2}$ Fuß, ist das Feld besonders gut zubereitet, oder ist es ein etwas feuchtes gutes Jahr, so gewinnt man bei letzterer Weite, der Taback dehnt sich dann besser aus, bekommt größere Blätter und man kann ihn höher aufwachsen lassen. Ist aber das Feld schlechter zubereitet, oder das Jahr trocken, so ist es einträglicher, wenn man ihn nur 1 Fuß weit von einander gesetzt hat.

Ist

Ist der Taback verpflanzt und einmal begossen, so begießt man ihn im Felde weiter nicht mehr. Fällt aber nach dem Setzen trocken Wetter ein, so verdorren verschiedene Pflanzen, welches man 5 bis 6 Tage nachher durch Zwischensetzung anderer Pflanzen verbessert.

Zwölf oder vierzehn Tage nach dem Versetzen wird der Tabacksacker gehäckelt, vom Unkraut gereiniget und 8 Tage nach dem Behäckeln wird die Erde um die Pflanzen herum aufgehäufelt, jedoch kommt es hierbei auf ein paar Tage früher oder später nicht an.

Ist der Taback gehäufelt, so hat man jetzt nichts mehr daran zu thun, bis er seine Höhe im Wachsthum erreicht hat. Die gewöhnliche Höhe, auf welche man ihn schießen läßt, ist 10. 12. 15. oder 16 Blätter hoch. Man zählt nämlich an jeder Pflanze die Blätter vom Boden an und beim 10. 12. 15. oder 16. Blatte bricht man den Kopf der Pflanze ab, wodurch verhütet wird, daß die Pflanze nicht in Samen schießt, denn Samen darf er nicht bringen, weil sonst die Blätter klein, mager und schwächlich bleiben. Das Kopfabbrechen geschieht am leichtesten mit der Hand. Hie und da läßt man aber eine schöne Pflanze Samen tragen. Viele pflanzen sich so viel als sie zum Samen brauchen, in den Garten, welches seinen besondern Vortheil hat.

Beim Abköpfen ist zu bemerken, daß man in einem guten Jahre die Pflanze 2 auch 3 Blätter höher aufschießen lassen könne, als in einem schlechten. Auch steht das Abköpfen mit der Distanz, in der man die Pflanzen von einander gesetzt hat, im Verhältniß. Im guten Jahre, wenn die Pflanzen weit von einander gesetzt sind, kann man sie 16 Blätter hoch aufschießen lassen, im schlechten Jahre aber nur 10 Blätter hoch. Einige Zeit nach dem Abköpfen wachsen zwischen den Blättern am Stengel kleine Zweige heraus, diese müssen von Zeit zu Zeit ausgebrochen werden, welche Arbeit man Geitzen nennt und solches muß 2. 3, auch 4 Mal geschehen, so oft als noch frische Zweige nachwachsen.

Nie darf man aber, weder beim Abköpfen noch beim Geitzen des Morgens, wenn es gethauet oder geregnet hat, in dem Tabacksfelde herumgehen, denn streift man an ein nasses Blatt, so bekommt es Rostflecken und verdirbt.

Die Bodenblätter, die man auch Sandblätter oder Erdgut nennt, bleiben nicht so lange grün, bis man den Taback ärntet. Will man sie benutzen, so nimmt man sie von Zeit zu Zeit beim Geitzen mit nach Hause; man behandelt sie alsdann, sammt den größten Geitzblättern, wie gleich unten von den guten Blättern gelehrt werden wird; vermischt und

verkauft sie alsdann, aber nicht unter den guten Blättern, sondern allein für halb gut.

4. Die Aernte und weiteren Besorgung des Tabacks.

Ohngefähr 14 Tage vor Michaeli fängt man die Aernte an, bricht die Blätter ab, legt sie auf kleine Häufchen, bindet solche nachgehends in Strohseile und führt sie nach Hause. Des Morgens vor 9 oder 10 Uhr fängt man mit dem Abbrechen nicht an, denn der Taback muß abgetrocknet und nicht mehr vom Thaue naß seyn; so wie man auch beym Regenwetter keinen bricht.

Den, welchen man Vormittags gebrochen, wird Nachmittags zusammen gebunden und erst gegen Abend nach Hause geführt; denn es ist besser, wenn er den Tag über auf dem Felde ein wenig welk wird, zu Hause legt man die Gebunde neben einander und nicht aufeinander.

Nun wird der Taback durch Hülfe besonders dazu eingerichteter Nadeln, welche platt und ohngefähr $\frac{1}{2}$ Fuß lang sind, in dünne Bindfaden eingefaßt. Das Verfahren hierbei ist folgendes: Man sticht mit der Nadel durch den Stiel des Blattes, und so oft man 6 oder 8 Blätter in die Nadel gefaßt hat, streife man selbige in der Schnur fort. Beim Einfassen muß aber immer einerlei Seite aus-

auswendig bleiben, d. h. läßt man beim ersten Blatte, das man auf die Nadel fasset, die Rippe auswärts, so müssen auf der ganzen Schnur alle Rippen die Blätter an der äussern Seite bleiben. Diese Einfassung ist eine mehr angenehme als mühsame Arbeit und Kinder können daran helfen.

Dieser eingefaßte Taback wird hierauf sogleich aufgehängt, entweder in die Scheuern zwischen die Balken oder auf die Speicher; zu welchem Ende man an die Balken hölzerne Nägel einschlägt, um die Schnüre zu befestigen. Um den Schnüren die gehörige Länge zu geben, nehme man das Maß, wo der Taback hangen soll, und schneide sie nach dieser Länge.

Nicht länger als zwei Tage darf der Taback liegen, bis man ihn aufhängt, folglich darf man auf einmal nicht mehr aus dem Felde schaffen, als in zwei Tagen eingefaßt und aufgehängt werden kann, er bekommt sonst Brandflecke und verliert an seiner Güte. Ferner darf er auch nicht zu dicht gehangen werden, eigentlich so, daß keine Schnur die andere berühre; auch ist sehr gut, wenn man den frisch eingefaßten Taback bei schönem Wetter erst an die Aussenseite des Hauses zum Abwelken hinhängen kann und dann erst in die Scheuer zwischen die Balken bringt.

Da der Taback im Felde keine Kälte vertragen kann, so muß man zur Aerntezeit nicht saumselig

seyn,

seyn, damit er in einer kalten Nacht im Felde nicht erfrieret. Um dieses zu verhindern, darf man aber auch nicht früher mit der Aernte anfangen, denn zu der Aerntezeit nimmt der Taback am stärksten im Wachsthum zu und der zu früh geärndete Taback ist nicht zeitig, folglich zum Verkauf nicht tauglich.

Ist man Willens den Taback vor Weihnachten zu verkaufen, so läßt man ihn auch so lange hängen, damit er recht gut austrockne. Will man selbigen aber später verkaufen, so nimmt man ihn 8 Tage vor Weihnachten herunter, bindet ihn in kleine Gebunde und zwar so, daß die Rippen der Blätter an die äussere Seite bleiben. Diese Bunde legt man in ein Zimmer oder auf Speicher oder in eine mit Stroh belegte Scheuntenne, jedoch nicht mehr als 3 Bunde übereinander, wendet ihn sodann alle 3 — 4 Tage um, daß er nicht warm wird, fährt damit 6 — 8 Wochen fort, hierauf bringt man ihn in ein reines Zimmer oder sonst trocknen Ort und legt ihn nunmehr so hoch aufeinander als man will.

5. Die Erziehung des Tabacksamens.

Die Pflanzen, von denen man Samen ziehen will, werden nicht abgeköpft, auch nicht abgeblättert, sondern bleiben, weil der Same in der

Aernte

Aernte noch nicht zeitig ist, noch im Felde stehen, im Fall sie aber dem Acker hinderlich wären, so reißt man sie aus und steckt sie zu Hause mit der Wurzel in einem Dünger-Jauchen-Behälter, doch so, daß sie irgendwo an einer Mauer oder Wand anliegen. Der Samenkopf erhält auf diese Art seine völlige Größe und kann alsdann abgeschnitten und irgendwo zum Trocken aufgehängt werden; nach diesem kann man den Samen ausreiben, reinigen und zum Gebrauch aufbewahren, bequemer aber ist es, wenn man in seinem Garten sich so viel Taback pflanzt, als man zum Samen nöthig hat.

R.....

Oekonomische Zeitung.

1. Die Preiße landwirthschaftlicher Produkte.

Wenn man die Nachrichten mehrerer Gegenden gegen einander vergleicht, so ergibt sich, daß fast überall, kleine durch die Lokalität veranlaßte Ausnahmen abgerechnet, im Ganzen die Getreidepreise jetzt gestiegen und noch im Steigen begriffen sind. Am meisten ist dieses Steigen in Oestreich und Böhmen wahrzunehmen. In Niedersachsen, in Pommern und Preußen, wo sonst die Ausfuhr das Glück der Landwirthe begründete, fehlt indeß aller Abzug und man ist nicht einmal im Stande den Preis der Getreidearten anzugeben. Die Vorräthe, besonders Weizen, haben sich zu großen Quantitäten angehäuft. Aus Kur-, Lief- und Ehstland vernimmt man, daß die Verwerthung des Getreides einzig durch das Brantweinbrennen geschehen kann, abgerechnet, daß die nördlichen Provinzen Rußlands einigen Abzug verschaffen, was eigentlich ein neuer Weg seyn soll.

In Leipzig verkauft man jetzt den Weizen à Dresdner Scheffel mit 3 Thlr. 4 — 12 Gr., den

Roggen

Roggen mit 1 Thlr. 20 Gr. bis 2 Thlr., Gerste 1 Thlr. 12 Gr., Hafer 1 Thlr. auch 1 Thlr. 2 Gr.

Einen bestimmten Preis der Oelgesäme läßt sich noch nicht annehmen. Die Kanne Brennöl bezahlt man mit 7 auch 8 Gr. die Tonne 30 Thlr. Darnach kann man sich den Preiß der Saat ohngefähr setzen und auf den vorjährigen Preis halten. Gesetzt es vergienge einem oder dem andern die Gelegenheit zu verkaufen, so lasse man seinen Samen selbst pressen und verkaufe das Oel, die Mühe wird sich schon belohnen, wenigstens in bevölkerten Gegenden. Man lasse sich durch das Geschrei, als wäre überall viel Raps und Rübsen angebaut, nicht bethören. Es hat nur hie und da einer oder der andere etwas mehr gesäet als er sonst gewohnt war, die mehrsten erwarten noch Hülfe von oben herab und bleiben, ohne sich nach Auswege umzusehen, bei der großväterlichen Leyer.

Die Butter à Dresdner Kanne kostet 10—12 Gr. ist auch zu Ausgang der Messe einen Markttag mit 8 Gr. verkauft worden, also für den Preiß welcher gemeiniglich in Pachtanschlägen angesetzt wird.

Das Fleisch bleibt im Preise, als das Pfund Rindfleisch $2\frac{1}{2}$ Gr. bis 3 Gr. auch 3 Gr. 6 Pf., Kalbfleisch $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{4}$ Gr., Schweinefleisch 2 Gr. 9 Pf. bis 3 Gr., Schöpsenfleisch $3\frac{1}{2}$ Gr. bis $4\frac{1}{4}$ Gr. Da nun jetzt die Körnermastung wohlfeil ist, so

muß

muß man diesen Preiß gut finden. Es fehlt eher am Schlachtvieh als daß man einen Ueberfluß bemerkte, es scheint als wollte man der Mühe wegen sich dieses natürlichen und schon in anderer Hinsicht der Wirthschaft so zuträglichen Hülfsmittels weniger bedienen, als sich Gelegenheit darzu darbietet. Man kann das Eine, das Gewohnte, nicht vergessen und verliert indeß das Andere, was man nehmen könnte und am öftern bedarf.

2. Der gegenwärtige Wollverkauf in Leipzig.

Endlich müssen wir auch ein paar Worte über die Preise der Schafwolle mit reden, denn es ist doch das erste Wort, wenn zwei zusammen kommen, nach dem Gruße von der Wolle zu sprechen. Verlegenheit, Hintergehung, Schadenfreude und was dem mehr ist, haben ein Geräusch verursacht, als wohl noch nicht gewesen. Und warum? bloß weil einer den andern zu fürchten macht. Drum ist der Einkäufer eben sowohl in Verlegenheit als der Verkäufer, die Folge ist, daß wenig oder keine Käufe abgeschlossen werden, und kommt der Fall ja vor, so verbirgt man Verabredungsweise den Kaufpreiß. — Statt daß andere Jahre um diese Zeit die Wollwage zu Leipzig Tag für Tag mit Wiegen beschäftiget war, vergehen jetzt wohl mehrere Tage, ehe nur ein Wagen anher kommt. Da soll bald dieß bald jenes seyn und ist näher be-

sehen

sehen nicht wahr. Was für sonderbare Gerüchte sind umher gestreut? — Daß der vorjährige Preiß in der Regel nicht durchgehen wird, ist glaublich, weil es am Kapitale fehlt. Gesetzt der Preiß ginge ein Viertheil oder wohl gar ein Drittheil herab, ist der bleibende nicht noch nehmens werth? Wem wurde die Wolle im Pachtkontrakte so so hoch angesetzt? Höchstens einem Anfänger, der auch gern Pächter heißen wollte, ist er jung, so kann er immer noch das Versäumte nachholen. — Hiermit glaube ich die vielen an mich gerichteten Anfragen mit einem Mal beantwortet zu haben. Bloß um noch hinter das Eine oder Andere in dieser Angelegenheit zu kommen, habe ich das gegenwärtige Heft um etliche Tage später ausgeben können.

Fr Pohl.

3. Neue Erfindungen.

Herr Gottfried von Asboth, Inspektor zu Joponar in Ungarn, hat eine neue, sehr vortheilhafte Sämaschine erfunden, mit welcher zu Keszigely glückliche Versuche angestellt wurden.

4. Güterverkauf.

Ein ansehnliches Freigut soll dergestalt dismembrirt werden, daß Kauflustige einen dazu gehörigen Gasthof mit Brauerei und Brennereiwesen, an ganz lebhafter Straße gelegen, nebst Gärten, Teiche,

Teiche, Wiesen, Holz u. s. w. nach Auswahl und Gefallen, oder auch einen andern beliebigen Antheil dieses Guts an sich bringen könnten, wenn sie mehr als 1000 bis 12000 Thlr. und mehr anzulegen gesonnen wäre. Nähere Nachweisung geben die Amtssteuereinnahme in Torgau, Hr. Adv. Lischke in Dahlen bei Oschatz und Hr. Oekonomieinspektor Pohl in Leipzig.

5. Anerbieten.

Einem resp. landwirthschaftl. Publiko, so wie auch jedem Wirthschaftsbeamten und Dilettanten des Ackerbaues überhaupt, habe ich die Ehre ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß von jetzt an in versiegelten $\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{16}$ Pfund Packeten nachstehende Sämereien frisch und ächt zu haben sind, als:

Nr. 1. Weißer großer 100 Pfund Kohlsamen (Schotsch cale) aus England

à $\frac{1}{8}$ Pfund-Paquet 1 Thlr.
à $\frac{1}{16}$ — — 12 Gr.

nebst Anweisung zu dem Bau des großen 100 Pfund Kohls — wintert durch.

Nr. 2. Turnips. eine Art weißer Rotabaga aus Schottland

à $\frac{1}{8}$ Pfund-Paquet 16 Gr.
à $\frac{1}{16}$ — — 8 —

nebst Anweisung zur Kultur desselben.

Nr.

Nr. 3. Schnittkohlſamen (Schotsch calbage) aus Schottland

à $\frac{1}{8}$ Pfund-Packet 12 Gr.
à $\frac{1}{16}$ — — 6 —

nebſt Anweiſung zur Kultur deſſelben.

Dieſes Gewächs iſt auf mittlern und leichtern Boden der Stellvertreter des Winter-Raps und liefert von allen jetzt bekannten Oelgewächſen den meiſten Ertrag. — Der Same wird im Monat Juli ſehr dünne breitwürfig geſäet und die Pflanzen auf 15 Zoll weit verpflanzt.

Nr. 4. Großer weißer Brabanter Spark oder Spörgel,

à $\frac{1}{8}$ Pfund-Packet 16 Gr.
à $\frac{1}{16}$ — — 8 —

Nr. 5. Franzöſiſche weiße Futterwicken, Vicia alba L. und Vicia Narbonensis

à $\frac{1}{8}$ Pfund-Packet 16 Gr.
à $\frac{1}{16}$ — — 8 —

Nr. 6. Peruvianiſche Kartoffeln (Solanum tuberosum Peruvianum L.), jedes Stück von 4 — 5 Pfund an Gewicht

à Packet zu 4 Stück 1. 20 Xr.

nebſt Anweiſung zur Kultur dieſer neuen ſehr vorzüglichen Sorte.

Mehrere der übrigen zu bekommenden Sämereien, als Futterkräuter, Grasarten ꝛc. beſagen die vorigen Hefte dieſes Archivs.

Briefe

Briefe und Gelder erbittet man portofrey nach Leipzig an dem Hrn. Oekonomie-Inspektor und Direktor eines landwirthschaftlichen Instituts Fr. Pohl daselbst gefälligst einzusenden, welcher dann das Weitere an die Behörde gütigst besorgen wird.

Die Versendungen erfolgen wie die Bestellungen einlaufen.

L... und Fr. im Maimonat 1811.

Anzeige neuer Schriften.

Auf vierzehnjährige Erfahrungen und Beobachtungen gegründete Anweisung zum Anbau ausländischer Getreidearten und einiger Oelgewächse, dann deren Eigenschaften, Kultur, Nutzen und Gebrauch; mit einer Nachweisung der bisher erfolgten Verbreitung jener Früchte und den Resultaten vieler ökonomischen Freunde von Joh. Bernh. Fischer, vormals Königl. Baiersch. Polizeydirektor ꝛc. Creilsheim auf Kosten des Verfassers und in der Grattenauerschen Buchhandlung zu Nürnberg. 1810. 8. 144 S.

Auch durch diese Schrift vermehrt ihr würdiger Herr Verfasser seine Verdienste, welche er sich unter der teutschen Nation als der erste Beförderer in Herbeischaffung und Aklimatisirung fremder Getreide und andrer landwirthschaftlichen Pflanzen zu erwerben den Muth und Beharrlichkeit hatte. — Der Inhalt des Buches ist I. Einleitung zur Sache selbst. — Enthält viele vortrefliche Bemerkungen.

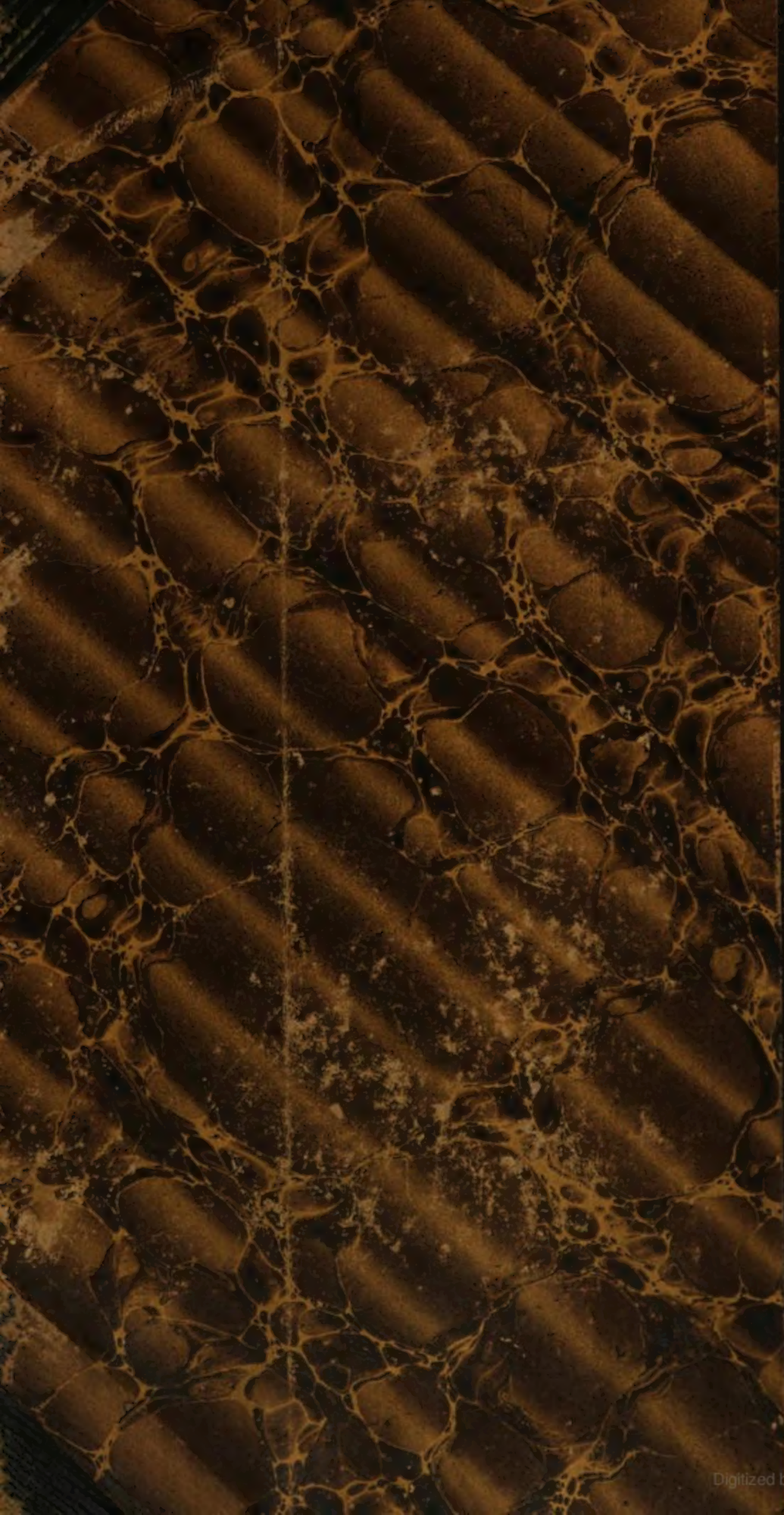
II. Meine Fortschreitungsart in Anbau ausländischer Getreidefrüchte, von ganz Kleinen in das Größere. III. Von Bau ausländischer Getreidearten insbesondere. Hier sind die Arten und Sorten insbesondere angezogen und die Resultate mit den Erfahrungen andrer verglichen. IV. Vorläufige Nachricht von ausländischen Getreidearten, deren Erprobung und Aklamatisirung erst neuerlich begonnen wurde. V. Dankbares Ehrendenkmal den bisherigen Beförderern des Unternehmens des Verfassers gewidmet. — Es sind alle diejenigen genannt, welche die gute Absicht des Hrn. Verf. befördert haben, z. B. ihm die Sämereien zuerst verschaft. VI. Resultate und Erfahrungen entfernter Freunde über den von selbigen unternommenen Anbau der durch mich gezogenen und zugesandt erhaltenen ausländischen Getreidearten, nach der Zeitfolge geordnet. — Man findet hier so manchen Bekannten unter der Zahl der Beförderer des Guten. VII. Preiskourant der bemerkten ausländischen Getreide und Bedingnisse des Unternehmers. — Die Preise, welche Herr Fischer macht, sind gewiß äusserst billig, so erhält man für 3 Thlr. Sächs. an 50 Getreidearten, jede zu 3 Loth.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 06543 6456
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google


Digitized by Google